<36601583350010

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

In drei Bänden.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Dritter Band.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Ein halbes Jahrhundert.

Dritter Band.

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

In drei Bänden.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Dritter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt des dritten Bandes.

Zweites Buch. (Fortsetzung.) Seite

27. **Venedig**, im April 1856 1
28. **Florenz**, Oktober 1856 15
29. **Rom**, im Dezember 1856 26
30. — im Oktober 1857 37
31. **St. Sauveur in den Pyrenäen**, im September 1858 . . . 48
32. **Avignon**, im Oktober 1858 62
33. **Florenz**, Oktober 1858 68
34. — im Herbst 1860 79
35. **Madrid**, im Januar 1861 88
36. **Aranjuez**, im Februar 1861 96
37. **Cordova**, im März 1861 106
38. **Siena**, im September 1864 122
39. **Pieve di Cadore**, im August 1867 133
40. **Madrid**, im März 1868 141
41. — im März 1868 153
42. **Sevilla**, im April 1868 164
43. **Gibraltar**, Ende April 1868 176
44. **Damaskus**, im Februar 1870 186
45. **Konstantinopel**, März 1870 205
46. **Smyrna**, Ende März 1870 215
47. **Athen**, 16. April 1870 224
48. — den 25. April 1870 233
49. **Neapel**, im Januar 1871 241
50. — im Februar 1871 250
51. **Auf dem Nil**, im Januar 1872 258
52. **Interlaken**, im September 1873 273
53. **München**, im September 1875 287

Seite
54. **Eisenach**, im Juni 1877 299
55. **Nizza**, im Januar 1878 303
56. **Parma**, im Oktober 1879 319
57. **Neapel**, im März 1880 329
58. **Girgenti**, den 4. Januar 1882 347
59. **Palermo**, im Frühjahr 1882 355
60. **Brüsewitz**, im Juli 1882 370
61. **Venedig**, im Dezember 1883 383

27.

Venedig, im April 1856.

Wie oft ich auch in Venedig, das mir fast zur zweiten Heimat ward, geweilt, nie habe ich es doch so schön gefunden, wie eben jetzt. Der Frühling ist mit Macht und in ungewöhnlicher Herrlichkeit angebrochen. Ein goldiger Glanz erfüllt die Lüfte; durch den Duft der Ferne schauen die Gipfel der zackigen Euganeen herüber, und die Alpen des Friaul mit Tizian's Lieblingsberg, dem Antilao, bilden in ihrem noch weit herabwallenden Schneegewand, gekrönt von den in Silberlicht strahlenden und blitzenden Gletscherdiademen, den prächtigsten Hintergrund für die alte Meeresstadt. In den hängenden Gärten und Terrassen über den Lagunen blühen tausend buntfarbige Blumen und verströmen berauschende Düfte über die Straßen und die unten hingleitenden Wellen. Auch auf dem Meeresgrund, da wo der Blick durch die kristallene Flut in die Tiefe dringen kann, sieht man es sprossen und grünen, als ob ein Lenzhauch den Weg bis dort hinab fände, und losgerissene Wasserblumen wiegen sich auf den Wogen und schlingen sich um die durch den Canal Grande hinziehenden Gondeln. Zugleich scheint die Stadt, wie von einem Lebenshauch geweckt, aus ihrem Verfall aufzustehen und im alten Glanze zu erblühen. Die magische Gewalt des Lichts, das Himmel und Meer zugleich um sie ergießen, ist so groß, daß sie ihre hinsterbende Herrlichkeit wieder mit einem Schein der Jugend umkleidet. Ja ich möchte sagen, das in voller Glorie dastehende Venedig des sechzehnten Jahrhunderts könne nicht

so schön gewesen sein, wie das untergehende, das ich heute erblicke. Ergreift uns doch das Grün und alle blühende Pracht des Frühlings minder als eine Herbstlandschaft mit ihren welkenden und sich entfärbenden, rot, gelb und grau zu Boden stäubenden Blättern. Wie man das Antlitz eines geliebten Weibes in der letzten Stunde schöner findet, als da es noch in Fülle der Gesundheit strahlte, so sammelt diese Stadt im Untergehen alle ihre Züge zu einem Ausdruck einziger und hinreißender Schönheit. Wenn Venedig, wie das in nicht zu ferner Zukunft unausbleiblich zu sein scheint, ins Meer, dem es entstiegen, zurückgesunken sein wird, so wird die Erde ihr köstlichstes Kleinod verloren haben.

Die Venetianer freuen sich ihres Lenzes; alle Plätze, besonders aber der des Marcus, die Piazzetta und Riva der Schiavonen, sind mit frohen Gruppen erfüllt. Vom Festland, dem Lido und den Inseln führen die Landleute in ihren Booten Veilchen, Narzissen und Hyazinthen in Ueberfluß herbei. An allen Straßenecken und auf allen Brücken werden sie uns angeboten, und die schönste der Früchte, die Walderdbeere, in großen Körben zum Verkauf ausgestellt, erquickt Auge und Sinne. Knaben aus dem Gebirge, die sie herbeigebracht, lassen ihre siebenröhrige Flöte erschallen, wie in den Thälern von Belluno und Cadore; und auf der Riva, wie in den öffentlichen Gärten drängen sich frohe Scharen um den Charlatan und den Märchenerzähler.

Aber wie das heitere Leben, das in Venedig inmitten seines Ruins und in den Hallen seiner zerfallenden Paläste nie aufgehört hat, sich während dieser Frühlingstage zu einem wahren Taumel der Lust steigert, so bricht nach Untergang der Sonne auch das Weh der alten Dogenstadt mit verdoppelter Macht hervor. Wenn sich Dunkel auf die Lagunen legt oder die blasse Mondessichel ihren Schein über sie ergießt, hört man den Gesang der Gondoliere wie Todtenklage über

die Kanäle hintönen. Die Gondeln erscheinen gleich schwarz beschlagenen Särgen, deren jeder eine Wonne der alten Zeit zu Grabe trägt. Man hört das Bröckeln des Gemäuers in den Palästen und sieht hier und da einen Stein von den Fensterbogen, den Arkaden in den Kanal hinabsinken, wo sein Fall Kreise auf Kreise in den Wellen schlägt. Auch diese Nächte, in denen ich mich von der Piazzetta zum Rialto, vom Rialto nach Canareggio rudern lasse, sind mit aller Seligkeit des Frühlings gesättigt. Allein wie der milde Hauch des April die Eisdecke der Bäche löst, daß sie befreit von Klippe zu Klippe stürzen, so bricht in der warmen Lenzluft auch aller erstarrte Jammer Venedigs entfesselt hervor und schluchzt von Kanal zu Kanal hin. Es ist dies kein bloßes Bild; ich glaube wirklich, während ich rückgelehnt in der Gondel lag, solche Klagelaute vernommen zu haben, die weithin an den Eichenpfählen, an den Brückenbogen widerhallten, bis sie leiser, immer leiser hinter San Giorgio Maggiore verklangen. Der Schmerzenslaut war so tief, so markerschütternd, daß er noch lange in meinem Herzen nachbebte und erst die volle Lust des Tages ihn wieder übertönte.

Die Bewohner Venedigs geben sich der Hoffnung hin, ihre Stadt durch die neu eröffneten Handelsverbindungen mit Indien nochmals aufblühen zu sehen. Obgleich mir der Glaube hieran fehlt, wünsche ich von Herzen, daß dies der Fall sein möge. Der Untergang der Dogenstadt indes, welche uns heute noch entzückt, scheint mir doch in nicht ferner Zukunft sicher bevorzustehen. Schon sind die Gesänge des Tasso auf den Lippen der Gondoliere verschollen, schon ist die Vermählungsfeier des Dogen mit der Adria eine Sage geworden, schon weben die Spinnen ihr Netz in den Prachtfenstern mancher Paläste; aber doch ist Venedig noch im wesentlichen das alte mit seinen wellendurchströmten Gassen, noch wallt und rauscht das Meer, dieses Lebenselement der Stadt, die

es geboren, durch alle Adern derselben hin; jedoch unser Geschlecht wird es bequemer finden, überallhin zu Fuße gehen zu können. Man wird nach und nach die Kanäle mit Erde ausfüllen, wie leider an einigen Punkten schon damit der Anfang gemacht worden ist; man wird breite Straßen und rechtwinkelige Plätze besitzen wollen, wie Paris und Berlin; man wird die Façaden der Paläste, die eine Renovation ererfordern, im Kasernenstil wiederherstellen; mit den Kanälen werden auch die Brücken und die über den Wassern rauschenden Cypressen verschwinden, und Venedig wird, wenn auch einige seiner Hauptgebäude sich durch Jahrhunderte erhalten mögen, eine Alltagsstadt gleich jeder andern werden. Schon dadurch, daß die Eisenbahn die Lagunen mit dem Festlande verbindet, ist die Ankunft hier ihres früheren Zaubers entkleidet worden, als die alte Meerbeherrscherin mit ihren Kuppeln, Zinnen und Türmen unmittelbar aus dem Ozean vor uns aufzutauchen schien. Wer dies noch selbst erlebt hat, mag ermessen, wie viele Reize durch die weitere Verbreitung solcher Segnungen der Neuzeit zu Grunde gehen werden.

Was sind alle Wunder der alten Welt, die hängenden Gärten der Semiramis, der Sonnenkoloß von Rhodus, Ephesus mit seinem Dianentempel und das Mausoleum von Halikarnaß neben diesem Venedig! Flüchtlinge aus Aquileja und anderen Küstenorten suchen vor dem Einbruche der wilden Hunnen Schutz in den Untiefen einer Bucht der Adria und erbauen dort ein Pfahldorf, ganz ähnlich jenen, auf welchen nach Strabo die Barbaren in den Morästen und Gewässern Scythiens hausten. Gewiß war diese Ansiedelung ursprünglich kaum verschieden von jenen Pfahlbauten, die man neuerdings in den Seen der Schweiz, des bayerischen Gebirges und Mecklenburgs entdeckt hat, und auf welchen die Ureinwohner sich durch die Wellen gegen die Angriffe von Feinden und wilden Tieren zu sichern suchten. Aber dieses Pfahldorf, in einem

bisher unbeachteten, von der früheren Geschichte kaum je erwähnten Winkel der Erde gelegen, wuchs und wuchs und blühte auf zur herrlichsten der Städte, die alle bisher dagewesenen — das hundertthorige Theben, Babylon, Ninive und die Weltherrscherin Rom zwar nicht durch das Kolossale ihrer Massen, aber durch ihre Schönheit überstrahlte.

Wenn man die Bedeutung einer Stadt nicht nach den rohen Steinklumpen mißt, die dort zu Gebäuden aufgetürmt sind, sondern nach der Macht des Geistes, die sie geschaffen und sich weiter in ihr entfaltet hat, sich auch in ihrer ganzen Erscheinung spiegelt, so kann unter den Städten der neueren Jahrhunderte höchstens Florenz sich mit Venedig messen. Unter denen des Altertums hat es wohl Athen gekonnt. Aber Venedig hat das Traumhafte, Wunderbare vor beiden voraus; es scheint keine Stadt von dieser Erde zu sein, sondern ein phantastisches Luftgebilde, wie die Strahlen der sinkenden Sonne es auf den wallenden Wolken des Abends hervorzaubern. Dieses Märchenhafte empfindet man noch jetzt auf Schritt und Tritt, wenn man die Kirchen mit ihren bleigedeckten Kuppeln und Campanilen, wenn man den Dogenpalast — mehr das Serail eines Sultans, als das Schloß eines abendländischen Herrschers — und die Säule mit dem geflügelten Löwen des Sanct Marcus aus der Flut aufsteigen sieht. Der Gedanke, wie alle solche Pracht dem Schlamme der Lagunen abgerungen ist, erhöht unsere Bewunderung und erfüllt uns mit Staunen über den Genius, der solche Werke zu schaffen vermochte. Die Ansiedler der Lagunen scheinen, indessen sie in den ersten Jahrhunderten in weltentlegener Einsamkeit auf ihren in die Wogen gerammten Eichenstämmen lebten, aus dem mütterlichen Meer eine Thatkraft, einen Patriotismus und einen Freiheitssinn gesogen zu haben, wie er seit den hellenischen Republiken von der Erde verschwunden war. Während das ganze Abendland noch in furchtbaren

Bewegungen stürmte, während seine Könige sich in rastlosen Kämpfen bekriegten und barbarische Völker aus den mitternächtlichen Ländern hervorgebrochen, raubend und verheerend den ganzen Weltteil überfluteten, schlossen sich diese Pfahlbaubewohner zum Schutz ihrer Unabhängigkeit zusammen, wußten jeden Angriff von sich fern zu halten und trugen bald die Fahne ihres Heiligen weit und weiter in die Meere des Ostens hinaus. Und wie sie wiederkehrten, brachten sie den Farbenschimmer und Duft des Palmenlandes mit zurück in ihre Heimat und ließen inmitten ihrer Lehmhütten einen Tempel aufsteigen, der mit seinen fünf Kuppeln und dem schimmernden Mosaikschmucke seiner Chornische die Adlerkuppel und den Mihrab der Omajjadenmoschee von Damaskus übertraf. Die Halle dieses Tempels aber füllten sie mit den Marmorgebilden von Heiligen und Engeln, und der Schutzpatron von Venedig, in der Hand das Evangelienbuch, blickte aus der Wölbung hernieder auf die Betenden. Und die gepanzerten Heerführer, die das Banner der Republik an fernen Küsten aufgepflanzt, bauten sich in dem Dom ihre Mausoleen, daß sie darin ausruhten von ihren Siegen, während bei den Klängen der Orgel die Fahnen mit dem Flügellöwenbilde über ihren Häuptern rauschten. Vor der Kirche dann erstand über dem Schutt der niedergerissenen Hütten ein weiter Platz mit Arkaden, so prächtig, wie im Abend- oder Morgenlande keiner zu finden ist. In der Mitte erhob sich ein hochragender Glockenturm und zur Seite jenes Wunder der Architektur, in dem sich der byzantinische, germanische und orientalische Stil in höchster Harmonie verschmelzen: der Dogenpalast mit den Spitzbogen und Rosetten seiner Säulengänge, seinen lichtschimmernden Statuen, den in den Stein gestickten Zieraten seiner Wände und den schlanken Zinnen, Türmen und Fähnlein, die sein Dach krönen. Um aber das Bild des ihnen teuer gewordenen Orients zu vollenden, legten sie im Hofe dieses Schlosses eine Zisterne an, inmitten

der Meeresfluten, einen Wasserbehälter, gleich jenen, an denen die Wüstenreisenden Nachts unter den Palmen ruhen. Auch die Tauben, die heiligen Vögel der Moslimen, welche dem Propheten die Suren des Koran aus dem Paradiese herabgetragen, durften nicht fehlen. Die Chronisten erzählen einen anderen Anlaß, wegen dessen diese Vögel in der Lagunenstadt, welcher sie einen wichtigen Dienst geleistet, auf öffentliche Kosten unterhalten würden. Sicherlich jedoch ist eine Erinnerung an das Morgenland, wo sie auf gleiche Weise bei allen Moscheen gepflegt werden, die erste Ursache davon gewesen. In unzählbaren Scharen nisten die Tauben, die hier unter dem Schutz des heiligen Marcus, wie dort unter dem des Muhammed stehen, auf den Dächern und Kuppeln der Kirche und beleben während des ganzen Tages nun schon seit einem Jahrtausend den unvergleichlichen Platz und seine Umgebungen, bald im Kreise um den Glockenturm schwebend, bald sich auf die marmornen Statuen vor der Kirche und dem Palast niedersenkend.

Nachdem einmal dieser glorreiche Mittelpunkt gewonnen war, konnte auch die übrige Stadt nicht zurückbleiben. Auf allen Inseln, oder wo nur durch Kunst den Untiefen und Morästen sicherer Boden abgewonnen war, entstand ein Wetteifer, nicht hinter dem Marcusplatze zurück zu bleiben. Kirchen über Kirchen erhoben sich mit Prachtfaçaden und königlichen Grabmälern der Helden und Nobili, die sich mit Recht ihres Adels rühmen durften, da Keiner in das goldene Buch eingetragen werden konnte, dessen Familie nicht einen um das Vaterland verdienten Mann aufzuweisen hatte. Von Ufer zu Ufer schwangen sich leichte Brücken; die früheren Hütten verwandelten sich in Paläste, die sich in langen Reihen längs der Kanäle hinzogen und den Schmuck ihrer Arkadenfenster und Bogen in den vorüberflutenden Wellen spiegelten. Achtung- und ehrfurchtgebietend stand schon der Freistaat da, und die Monarchen Europas zitterten, wenn sie seinen Namen hörten.

Da erhob der gewaltige Heinrich Dandolo ihn zum höchsten Gipfel des Ruhms, indem er das Kaisertum Byzanz in den Staub warf und das Banner des geflügelten Löwen über drei gestürzten Königreichen aufpflanzte. Seitdem flattern die Fahnen von Candia, Cypern und Morea auf dem Marcusplatz, hoch von dem Altan der Kirche aber schauen die ehernen Rosse des Lysippus, die ein Jahrtausend lang den Hippodrom von Byzanz geschmückt, auf die unten wogende Menge hinab.

Konnte schon im Mittelalter Venedig die Stadt der Städte genannt werden, so begann doch eine neue und womöglich noch höhere Aera des Glanzes für dasselbe mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Denn wie früher mit dem Strahlendiadem des Orients, so begann es sich jetzt mit dem Wissen und der Kunst des wiedererwachenden Altertums zu zieren. Kaum irgendwo ist das Feuer des Humanismus, dessen Flamme nun die Welt erhellen sollte, eifriger geschürt worden, als hier. Aus den Pressen der Familie Aldus und anderer Buchdrucker gingen Ausgaben der griechischen Dichter und Philosophen in alle Länder, und Sprößlinge der edelsten Häuser, Krieger, die noch eben das Schlachtschwert geführt, drängten sich zu den Hörsälen der vertriebenen Byzantiner, um sich die Sprache und Weisheit der Hellenen anzueignen. In den reizenden Gärten von Murano und an den Fondamenta Nuove, wo die eisgekrönten Gipfel der Alpen über das Meer herein schauen, sammelten sich edle Frauen und Ritter unter Lorbeeren und Cypressen, um Homer und Plato zu lesen. Es ist wahr, für Poesie und Literatur hat Venedig nicht so viel geleistet wie Florenz; aber an Männern, die begeistert für edle Menschenbildung wirkten und den größten Einfluß auf die Kultur der Welt geübt haben, war es überreich, und nirgends vielleicht wurden die neu gewonnenen Schätze so unmittelbar in das Leben hinübergeführt, wie hier. Die Paläste und Plätze schmückten sich mit Säulen

und Statuen der Griechen und in den Sälen und Hallen der Nobili hielt man Gastmahle gleich dem Symposion des Plato, wo die schönste Geselligkeit durch die Exposition der Lehren alter Philosophie oder die Recitation hellenischer Dichtwerke geadelt wurde. Zu dem Schall der kristallenen Becher von Murano ertönte bei diesen Festen die lydische Flöte, und Korallengewinde, dem Meere bei Chioggia und Torcello abgerungen, schlangen sich in die goldglänzenden Locken der Schönen, welche zum Klang der antiken Leyer sangen, während junge Ritter, zu ihren Füßen sitzend, ihnen andachtsvoll, als seien die Musen vom Olymp herabgestiegen, das Ohr liehen. Noch schöner war es, wenn solche Gesellschaften von Gelehrten, Dichtern, Künstlern und edlen Frauen Nachts in Gondeln, die von bunten Lampen erhellt waren, durch den Canal Grande hinglitten, Gesang und Becherklang aus den erleuchteten Fenstern der Paläste ihr Saitenspiel begleitete und von den Altanen und dem Rialto herab Blumen auf sie niederregneten. — Im Licht der neu aufgehenden Sonne des Altertums erblühte die bildende Kunst zu bisher ungeahntem Flor, und wie Berghäupter im Morgenglanz leuchtete ihr die Stirn des greisen Gian Bellin entgegen. Schon mehr als ein halbes Jahrhundert hatte er mit seinem Ruhm erfüllt; aber erst nun seit seinem achtzigsten Jahre erhob er sich zu einer Höhe, die ihn den größten Künstlern aller Zeiten gleichstellt. In seinem Altarbild zu S. Zaccaria vereinigt sich tiefe Glut der Empfindung mit Großartigkeit der Formgebung und unsäglichem Zauber des Kolorits in einer Weise, die kaum wieder erreicht, gewiß nie übertroffen worden ist. Doch mit ihm rangen schon andere, jüngere Maler um die Palme und setzten, als er fast hundertjährig sein Haupt zur Ruhe gelegt, das Werk fort. Vor Allen zuerst der unvergleichliche Giorgione — ein Genius von ebenso großer Zartheit wie Kraft, dessen Bilder, unmittelbar aus der Seele und Phantasie des Künstlers

auf die Leinwand hingeströmt, durch die Macht des Gefühls und den Schönheitszauber, der in ihnen waltet, Seele und Sinne des Beschauers bestricken. Sodann Tizian, einzig dastehend durch die überschwängliche Fülle der von ihm geschaffenen Werke, ebenso wie durch ihre Vortrefflichkeit, welcher, seit er als Knabe aus seinem heimischen Alpenthal in die Stadt der Adria gekommen war, während eines langen, bis auf neunundneunzig Jahre gebrachten Lebens alle Kirchen Venedigs mit seinen Gemälden erfüllte, dabei noch den Anforderungen fast aller Fürsten seiner Zeit entsprechen konnte und die Sammlungen Karl's V., Franz' I., Heinrich's VIII., der kunstliebenden Herzöge von Mantua und Ferrara, mit fast zahllosen Schöpfungen seines Pinsels bereicherte. Indessen, mögen wir diesen Giganten wegen der erstaunlichen Menge der von ihm hervorgebrachten Meisterproduktionen auch auf den Gipfel der venetianischen Kunst stellen — wir dürfen uns durch den Glanz seiner Erscheinung nicht so weit verblenden lassen, um die hohen Verdienste vieler Anderen zu verkennen, die Einzelnes gleich Ausgezeichnetes geleistet haben. Der durch Hoheit und seelische Innigkeit fast einzig dastehende Palma, der über den höchsten Farbenzauber gebietende Paolo Veronese, der schon als Jüngling mit den Besten wetteifernde Sebastian, der an Erfindung überreiche Tintoretto — wer kann alle die Sterne erster Größe nennen, die während des sechzehnten Jahrhunderts am Kunsthimmel Venedigs glänzten? Damit eine solche, noch nicht dagewesene Blüte der Malerei sich erschließen konnte, kam dem Erwachen der Talente im günstigen Moment die opferfreudige Kunstbegeisterung fast aller Schichten der Bevölkerung zu Hilfe. Die Dogen und der Senat erteilten vielfache Aufträge zur Ausführung von Fresken in den öffentlichen Gebäuden. Die Nobili schmückten die Säle ihrer Paläste mit Gemälden und suchten den Glanz ihrer Familien zu erhöhen, indem sie für die Altäre der Kirchen Votivbilder

stifteten. — Wenn in herabgekommenen Zeiten die Meinung obwaltet, Pflege der Kunst und Wissenschaft sei mit der Uebung des Waffenwerkes und der ernsten Bürgerpflichten nicht vereinbar und führe zur Verweichlichung, so kann die Geschichte Venedigs zur Widerlegung solcher Behauptung dienen. Dieselben Patrizier, welche sich mit aller ihrer Kraft der Förderung des Humanismus und der Kunst widmeten, bekleideten die höchsten Aemter und kämpften heldenhaft unter den Fahnen der Republik. Als schönster Lohn ihrer Thaten aber galt es ihnen, wenn der Meißel oder der Pinsel dieselben verewigten. Sie waren hierin glücklicher, als die Staatsmänner oder Krieger anderer Länder; denn hätte es anderswo auch noch einen Dogen wie Pesaro gegeben, wo wäre ein Tizian zu finden gewesen gleich jenem, der den Türkenüberwinder auf dem Altar der Frari verewigte? Wohl hatte Don Juan d'Austria größeren Anteil an der gewaltigen Seeschlacht von Lepanto, als Sebastiono Venier; allein weil kein Paul Veronese seinen Sieg verherrlicht hat, wie den des Letzteren, so ist ihm bei der Nachwelt auch ein minderer Ruhm geblieben. Heldentum und dessen Verherrlichung durch die Kunst gingen bei den Venetianern Hand in Hand, wie bei den Griechen. Nur waren die Letzteren, wie sie überall an der Spitze der Völker stehen, noch größer in dieser Hinsicht, indem bei ihnen ebenso die Leyer des Pindar wie der Meißel des Phidias und der Pinsel des Polygnot die Großthaten der Kämpfer verherrlichten. Aber war der Lagunenstadt die klangreiche Stimme versagt, die in den pythischen, isthmischen und nemeischen Hymnen ertönte — in der bildenden Kunst hat sie es in der Feier ihrer großen Männer und Helden dem alten Hellas gleich gethan. In den Künstlern Venedigs lebte, ebenso wie in dessen Patriziat, ein wahrhaft heroischer Geist. In Tizian's Schlacht von Cadore, von der nur noch die Skizze erhalten ist, weht ein Kriegsfeuer, daß man glauben möchte, er habe

selbst im Kampfe mitgefochten, um denselben nachher auf gleich begeisternde Weise in Umriß und Farbe darzustellen, wie der alte Salamiskämpfer Aeschylos den Sieg über die Perser in seiner Tragödie gefeiert hat. Auch in den Bildnissen ohne Maß und Zahl, die derselbe Meister, die ferner Paolo, Tintoretto und Morone von den großen Venetianern ihrer Zeit gemalt, fühlt man den hohen Bürgersinn und republikanischen Geist dieser Künstler, ihren Stolz, Mitglieder des gewaltigen Freistaats zu sein, und dessen Herrlichkeit im Abbild seiner edelsten Söhne unsterbliche Dauer zu verleihen. Selbst Paolo's Venezia ist bei aller ihrer Lieblichkeit, und obgleich in ihren Prachtgewanden eine Kaiserin überstrahlend, doch eine heldenhafte Amazone, bereit, jeden Feind der Republik zu Boden zu strecken. Betrachtet man den Perlen- und Juwelenschmuck, mit dem diese hohe Gestalt überschüttet ist, die Sammetkleider und Goldketten, mit welchen die Dogen, Procuratoren des heiligen Marcus, die Mitglieder des Rates der Zehn und, ebenso wie die Nobili, auch die einfachen Bürger auf den Bildnissen prangen und sicher gleichfalls im Leben erschienen, so möchte man glauben, dieser Luxus habe vergessen machen sollen, daß Venedig ursprünglich eine Ansiedelung von Pfahlbauern gewesen, daß die Ahnen ihrer stolzen Bewohner in niederen Fischerhütten gehaust. Man sollte auch meinen, in solchem Luxus hätten allmälich die Mannestugenden der Malipiero, Dandolo, Zeno erlöschen müssen, und es ist gewiß, daß ein üppiges, schwelgerisches Leben, wie das aus den Briefen des Pietro Aretino hervorgeht, bei den Venetianern des sechzehnten Jahrhunderts Eingang fand. Allein Vaterlandsgefühl und der Eifer, die Macht und Unabhängigkeit des Staats aufrecht zu erhalten, erloschen deshalb nicht, und von den Festgelagen, von den Gondelfahrten, bei denen sie im Arme schwarzäugiger, goldgelockter Frauen geruht, schritten die Ritter, das seidene Gewand mit dem ehernen Harnisch vertauschend, auf das

Schlachtfeld, um das Banner ihres Schutzheiligen gegen das deutsche Kaiserreich wie gegen die Osmanen und den König von Frankreich zum Siege zu führen. Selbst die Frauen, so holdselig sie uns unter ihrem wallenden Haar von der Leinwand anblicken, waren von dem gleichen Heldensinne beseelt. Wie auf dem Bilde der heiligen Barbara in S. Maria Formosa, ein für die Liebe geschaffenes Weib von himmlischer Schönheit, dennoch zugleich in kriegerischer Haltung, zu ihren Füßen gähnende Kanonenschlünde, dasteht, so waren auch die Lavinias, Violantes und Floras bei allem ihrem unsäglichen Liebreiz Heroinen, die zwar nicht in den Krieg zogen, indes ihre Gunst nur dem schenkten, der sich durch Mannesthaten ihrer würdig zeigte. Daß Jahrhunderte hindurch die aufeinander folgenden Geschlechter der Venetianer sich, unbethört von der Sirenenstimme der Wollust, in solcher blühenden Kraft erhielten, verdankten sie vielleicht dem nervenstählenden Hauch, der von den Hochgebirgen Tirols und des Friaul zu ihnen herüber wehte. Aus jenen Bergen und von den frischen Hängen, die sich von deren Fuße zum Küstenlande herabsenken, trugen auch die Maler, großenteils aus den dortigen Gegenden stammend, die entzückenden Landschaften in ihre Bilder hinüber, die sie zu den ersten und größten Künstlern dieses Faches machten. Es ist einer der Hauptreize von Venedig, daß es, obgleich im Meer schwimmend, doch fast den Charakter einer Gebirgsstadt trägt. Wenn man an den Fondamenta Nuove wandelt, wo die Alpenkette sich mit ihren eisgekrönten Bastionen, ihren Gletscherzinnen und Schneeböschungen wie eine ungeheure Mauer längs des Horizontes hinzieht, oder wenn man von den vielen, auf Bogen ruhenden Gartenterrassen über das blauende Meer nach jenen Adlerbergen hinüberblickt, glaubt man sich halb in das Hochland versetzt, und diese Täuschung wird jetzt im Frühling noch vermehrt, wo die vielen in den Gärten sprießenden Kräuter und im Hauch der

Gebirgswinde sich erschließenden Blumenknospen das Grün und den Duft des Ampezzothales um uns ergießen.

Hier am Nordquai lag Tizian's Palast und Garten. Von hier aus schweifte sein Auge über die Insel Murano nach dem Monte Cristallo und dem Antilao, den Bergen seines heimischen Cadore. Er scheint während seines ganzen Lebens eine zärtliche Anhänglichkeit für sein vaterländisches Thal an der deutschen Grenze bewahrt zu haben. Während Kaiser Karl und König Franz, der Papst und die Fürsten Italiens, später König Philipp von Spanien um seine Gunst buhlten und ihn in ihre Nähe zu ziehen suchten, er aber seinem teuren Venedig treu blieb, reiste er alljährlich in seinen Geburtsort, wo er als Kind an den Felsenhängen umhergeklettert, auf den grünenden Wiesen gespielt hatte. Gewiß hat dieser ihm zur Gewohnheit gewordene Besuch im Hochthal der Alpen und die Kräftigung, die er sich dort holte, dazu beigetragen, sein Leben bis zu so hohen Jahren zu verlängern. Er war, wenn auch halb erblindet, doch noch in voller Rüstigkeit, als ihn in seinem neunundneunzigsten Jahre der Tod durch die Pest ereilte. Von seinem Palast ist kaum noch eine Spur aufzufinden, und das Gebäude, das auf der kleinen Piazza di Tiziano durch eine Inschrift als sein Wohnhaus angegeben wird, ist wohl nur über den Trümmern des letzteren errichtet. Glücklicher als dieses haben sich die Paläste vieler der großen Geschlechter Venedigs bis auf unsere Tage gerettet, und bei einer Wanderung durch die Gassen, besonders aber bei einer Fahrt durch den Canal Grande, werden wir bei dem Anblick dieser stolzen Gebäude in jedem Augenblick an die großen Männer erinnert, die aus ihnen hervorgegangen sind. Für mich bevölkert sich, besonders im Abendlicht, die Stadt mit den Schatten der Foscari, Pisani, Vendramin, Pesaro, Contarini, und mit ihnen mischen sich die Gestalten Solcher, die zwar nie in Wirklichkeit dagewesen sind, aber

vom Genius mit einem noch unsterblicheren Leben beschenkt wurden. Othello und Shylock haben gleich großen Anspruch auf das Bürgerrecht in Venedig wie Heinrich Dandolo und Sebastian Venier; sie sind mit dieser Stadt unauflöslich verwachsen, und wir können uns letztere ohne sie nicht denken. Ich habe daher auch nichts dagegen, daß diesen Gestalten, die als Embryonen von italienischen Novellisten, dann in ganzer Fülle leibhaftiger Existenz von Shakespeare geschaffen worden, von den Venetianern historische Wirklichkeit zugeschrieben wird, und daß man sogar die Häuser zeigt, in denen sie gewohnt haben sollen.

28.

Florenz, Oktober 1856.

In der Vereinigung von großen Erinnerungen der Vergangenheit und von mächtigen Reizen der Gegenwart, von Schönheiten der Natur und Kunst ist Florenz unvergleichlich. Wie lachend sind die Hügel, die es umgeben, mit den zahllosen weißen, aus ihrem Grün hervorleuchtenden Landhäusern! Welche Blicke von den Höhen von Fiesole, von Bello Sgurado und San Miniato auf das Arnothal und die Stadt mit ihren mittelalterlichen Türmen, hochragenden Kuppeln und Renaissancepalästen! Ich bin halbe Tage lang auf diesen Höhenzügen umhergestreift, mir bald diesen, bald jenen entzückenden Standpunkt für die Aussicht zu suchen, und wenn ich den letzten, schönsten gefunden, habe ich mich nicht von ihm zu trennen vermocht, bis der im Strahle der untergehenden Sonne sich länger dehnende Schatten des Cypressen- oder Pinienwipfels über mir mich zum Aufbrechen mahnte. Dann die Stadt selbst — wie mannigfaltig und unerschöpflich ist, was sie bietet! Da sind Plätze, die mit ihren umliegenden

Gebäuden von der Größe des republikanischen Florenz Zeugnis geben, daneben labyrinthische Gassen, in denen man noch das Waffengeklirr der Buondelmonti und Uberti, der Weißen und Schwarzen zu vernehmen glaubt; darauf tritt man in lichte Straßen mit Prachtschlössern der mediceischen Zeit, aus Riesenquadern wie für die Ewigkeit gebaut, weiter in eine Kirche, wo über dem Altar ein Madonnenbild Cimabue's von noch strengen byzantinischen Umrissen, doch durch ein freieres Leben und den gefühlstiefen Ausdruck der Gesichtszüge das Erwachen der neueren Malerei verkündigt. Auf anderen Altären sehen wir diese dann hoch und höher aufblühen; wenn die Heiligen auf Giotto's und Taddeo Gaddi's Bildern noch von einer gewissen Starrheit gebunden erscheinen, so werfen sie nach und nach die Befangenheit ab und lächeln auf denen des Filippo Lippi schon der wiedererwachenden griechischen Kunst entgegen. Viele dieser alttoskanischen Bilder sind von unsäglicher Lieblichkeit. Auf einigen derselben spielen die Engelchen ihre Geigen mit solcher Inbrunst, sie sind so ganz in ihr Spiel versunken, daß man glaubt, die Töne, die unter ihrem Bogen den Saiten entquellen, aus der Tiefe von vier Jahrhunderten bis zu uns erklingen zu hören. Aber die Kunst ist nicht in die Kirchen und Häuser gebannt; überall tritt sie uns auf Straßen und Plätzen entgegen. Da schmücken reizende buntfarbige Terrakotten der della Robbia die Giebelfelder über den Thorwegen; da steht, gewappnet und geharnischt, in einer Nische der heilige Michael des Ghiberti; da laden uns eben dessen eherne Thüren, die man für würdig hielt, die Pforten des Paradieses zu sein, zum Eintritt in das Baptisterium — da prangt eine offene Halle, die Loggia dei Lanzi, mit Marmor- und Erzbildern der herrlichsten Art von Johann von Bologna und Benvenuto Cellini, während nahe dabei Michel Angelo's David stolz auf den hehren Platz der Signorie hinabblickt. Auf diese Art wird Florenz zu einem Kunstmuseum verwandelt, das man

nicht bloß innerhalb der geschlossenen Räume von Galerien zu suchen braucht. Was mir aber diese Stadt besonders teuer macht, das ist nicht nur die Erinnerung an alle die großen Männer, die sie hervorgebracht, sondern der Umstand, daß diese Männer hier noch fortzuleben und fortzuwandeln scheinen. Am Dom kann man auf dem Steine sitzen, von welchem aus Dante dem Fortgang des gewaltigen Baues zugeschaut; vor Santa Maria Novella glauben wir Michel Angelo zu sehen, wie er diese Kirche betrachtet, die er wegen ihrer Schönheit seine Braut nannte. Man zeigt uns die Häuser, wo Machiavelli, Guicciardini, Galilei gewohnt, und wir meinen, sie würden bald durch deren Thüren hervortreten. Es liegt für mich ein erhebendes Gefühl darin, dieselbe Luft einzusaugen, die solche Männer geatmet, über den Ponte Vecchio zu schreiten, über den auch sie ihren Weg genommen. Dieses Gefühl entrückt mich dem Staube und spornt mich zu höherem Streben an. Es fällt mir oft schwer zu denken, daß die meisten Einwohner von Florenz doch auch wie die übrigen Menschen der Erde einem alltäglichen Beruf nachgehen und sich niederem Trachten, kleinlichen Sorgen hingeben.

In der That ist Florenz die Geisteshauptstadt Italiens. Schon die Zahl der Heroen in Wissenschaft und Kunst, die sie geboren, ist erstaunlich. Aber auch fast Alle, deren Wiege in einem andern Teile Italiens gestanden, zog sie in ihren Zauberkreis, so daß dieselben wenigstens eine Zeit lang hier ihre Wirksamkeit entfalteten. Nur die Venetianer hielten sich gänzlich fern und blieben ihren Lagunen treu.

An der Spitze der großen Söhne von Florenz stehen die beiden bereits Genannten, Dante und Michel Angelo. Ihre Gestalten sind so gewaltig, daß schon deren Schatten den Gedanken an alle Anderen austilgt. Man kann Dante den Genius der Arnostadt nennen. Wohin ich mich hier auch wenden mag, er begegnet mir. Ich sehe ihn, fast noch als Knaben,

wie er in der Kirche Maria Novella zuerst seine Beatrice erblickt und, von ihrer überirdischen Schönheit gleich einem Himmelsstrahl getroffen, nach Hause wankt; ich treffe ihn wieder in einer Kapelle der nämlichen Kirche, über die aufgebahrte Leiche eines Mädchens in sprachlosem Jammer hingebeugt. Plötzlich erhebt der Jüngling sein Haupt und starrt nach oben; da schwebt die verklärte Beatrice über ihm, das Gewölbe der Kirche hat sich aufgethan und die Gestalt steigt empor in die Unermeßlichkeit des Himmels. Sie ist nicht mehr das irdische Weib, sie hat sich in ein Symbol der ewigen Liebe und Weisheit verwandelt. Weiter, wenn ich in der Abenddämmerung längs des Stromes oder am Berghang von San Miniato wandle, treffe ich Einen, der verhüllten Hauptes, tief sinnend, dahinschreitet. Es ist Dante in der Mitte seines Lebenspfades, wie er sich rüstet, in den Höllenabgrund hinabzusteigen, durch den ihn die Geliebte von Stufe zu Stufe in immer tiefere Kreise der Verdammnis, dann empor, höher und höher durch die Büßungswelt in das Paradies der Erlesenen führt. — Noch wird hier in einer engen Straße zwischen dem Platz des Doms und dem der Signorie das Haus gezeigt, in dem der Dichter geboren worden sein soll. Doch kann dies wohl nur der Platz, auf welchem ehemals das Haus gestanden, oder es können nur noch die untersten Mauern desselben sein. Denn es ist bekannt, daß bei den heftigen Parteikämpfen, die in Florenz tobten, die Häuser der Anhänger der besiegten Parteien niedergerissen wurden; und als Dante mit den anderen Ghibellinen in die Verbannung wandern mußte, um das bittere Brod des Exils zu kosten und fremde Treppen auf und nieder zu steigen, da ist sicher auch das Haus der Alighieri von diesem Schicksale betroffen worden. — Wie der Stein, der auf dem Domplatz eingemauert ist, den Namen des Dichters trägt, weil er ihm als Ruhesitz gedient, so erinnert auch die Brücke Carraja, die jedoch zu seiner Zeit noch von Holz war,

an ihn. Hier wurde nach alten Chronisten in seiner Jugendzeit eine Art von Mysterium aufgeführt, in welchem Hölle, Fegefeuer und Paradies mit ihren Schrecken wie Wonnen dargestellt wurden. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Schauspiel die erste Idee zur Göttlichen Komödie in die Seele des Dichters pflanzte. Den Keim trug er hierauf lange in sich, bis aus ihm sein Werk emporwuchs, ein mächtiger Baum, der, in der Tiefe des Abgrunds wurzelnd, den Wipfel in alle Himmel erhob. — Gewiß ist die Göttliche Komödie des höchsten Ruhmes wert; sie enthält Partien, welche Dante zu einem der größten Dichter aller Zeiten machen, ja kaum ihresgleichen in der ganzen Literatur haben. Wenn Jemand nicht wüßte, was Poesie sei, und man ihm dies an einigen Beispielen klar machen wollte, so wäre dazu nichts geeigneter, als Stellen aus der Divina Comedia. Es sind dies nicht nur die allbekannten von Ugolino's Tode und der Francesca von Rimini, denen an erschütternder Kraft kaum etwas gleichkommt, sondern noch manche andere kurze, in wenigen Zeilen zusammengefaßte Bilder und Scenen, die das Dargestellte mit zauberhafter Gewalt vor die Seele führen. Dahin gehört zum Beispiel die blumenpflückende Mathilde, das erste Erscheinen der Beatrice; dahin sind besonders auch die wunderbaren, entzückend schönen Gleichnisse und Naturbilder zu rechnen: so das von der Lerche, die sich in Lüften wiegt, indem sie die höchste Wonne, die ihre Brust erfüllt, ausströmt, das von der Abendglocke, „die den sterbenden Tag zu beklagen scheint", und viele andere. Es lohnt sich der Mühe, das Gedicht auf solche Stellen hin zu durchlesen; man wird sich reichlich dafür belohnt finden. Die griechische Literatur, trotz aller Herrlichkeiten, die sie besitzt, hat nichts Aehnliches aufzuweisen, und noch viel weniger findet sich etwas auch nur annähernd Vergleichbares in der neueren Poesie vor Dante. Man kann nun diese Stellen unseren Kunstphilosophen entgegenhalten, welche

mit weiser Miene den Ausspruch thun, es sei immer nur das Ganze einer Dichtung für deren Wert entscheidend, auf Einzelnheiten komme es dabei nicht an. Wohlan, bei der Divina Comedia sind es doch vor Allem die Einzelnheiten, die sie zu einem einzigen und unvergleichlichen Dichtwerk machen. Nur blinde Voreingenommenheit kann auch das Ganze wegen seiner poetischen Herrlichkeit preisen. Die immer sich wiederholende Schilderung greulicher und willkürlicher Strafen, die ein zornmütiger Gott angeblich über seine Geschöpfe verhängt, ist höchst ermüdend, und noch mehr ist es die Darstellung der Läuterungsscenen im Purgatorium und der Wonnen der Seligen im Paradiese. Nur die hie und da aufblitzenden Sterne entschädigen uns für die dicken Nebel- und Rauchmassen, durch die wir uns hindurcharbeiten müssen. Ein so großer Bewunderer Dante's ich bin, ist mir daher doch der Götzendienst stets lächerlich erschienen, der häufig mit ihm getrieben wird. Meistens geschieht dies von Solchen, die ihn gar nicht oder doch nur aus Bruchstücken kennen. So las ich jüngst in einem Buche, in welchem mit Recht über die geheimnisvolle Weisheit gespottet wurde, welche die Kommentatoren in Goethe's Faust hineingetragen haben, der Faust sei noch lange keine Lösung des Welträtsels, noch lange keine Divina Comedia. Als ob letztere eine solche Lösung enthielte! Wenn das der Fall wäre, so könnte es doch nur im Sinne einer höchst beschränkten mittelalterlichen Weltanschauung für wahr gelten. Ueberhaupt darf man von der Poesie nicht erwarten, was selbst die Philosophie nie vermögen wird. Beide werden nie eine Lösung des Welträtsels geben können und die Dichtkunst am wenigsten; sie kann nur Ahnungen davon bieten und das müssen wir ein Glück nennen. Denn nachdem das Rätsel gelöst wäre, würde nicht mehr das Gedicht, in dem dies geschehen, sondern nur das Resultat uns interessiren. — In Bezug auf Dante hebe ich noch hervor, daß ich mehrere Leute kenne, die

sich einen Anschein von Tiefsinn dadurch zu leihen suchen, daß sie vorgeben, die Göttliche Komödie zu lesen. Ein mir bekannter geistvoller Künstler, der mehr Charakterverwandtschaft mit Reineke Fuchs, als mit dem alten Alighieri hat, treibt auf artige Weise seinen Spaß hiermit. Er hat in seinem vielbesuchten Atelier stets eine italienische Prachtausgabe des Dante auf dem Tische liegen. Einst kam ein Italiener zu ihm, erblickte dieselbe, glaubte, der Besitzer sei ein Dante-Kenner, und wollte sich über einige Stellen darin mit ihm unterhalten. Aber der Künstler fiel ihm sogleich ins Wort: „Lieber Freund, ich verstehe keine Silbe italienisch; allein es macht sich so hübsch, wenn das Buch daliegt, und Diejenigen, die es sehen, sagen, ich müsse doch ein tiefer, ernster Geist sein, weil ich den Dante studire!"

Die Grabmäler der Medicäer in der Kapelle von Sankt Lorenzo sind neben den Gemälden in der sistinischen Kapelle das Hauptwerk Michel Angelo's. Alle Figuren auf denselben tragen das Gepräge ganz unvergleichlicher Großartigkeit, mit welcher sich doch auf wunderbare Weise der höchste Liebreiz vereinigt. Wenn man sich lange in deren Betrachtung vertieft, entdeckt man immer neue Schönheiten an ihnen, wie Derjenige, der zum klaren Nachthimmel emporschaut, stets neue Sternbilder aus dem tiefen Blau auftauchen sieht. Es sind verschiedene Vermutungen aufgestellt worden, wonach der große Künstler Gedanken über den Untergang der Freiheit seiner Vaterstadt oder gar Hoffnungen für die Zukunft Italiens in diesen Bildwerken niedergelegt haben soll. Das scheint mir jedoch eine Verkennung des Wesens der bildenden Kunst zu sein. Diese hat, ebenso wie die Musik, eine andere Sprache als die Redekunst. Sie kann sich nur an die Empfindung und an die Phantasie wenden, aber keine klaren Gedanken aussprechen. In dem Eindruck, den ein großes Werk der Malerei oder Skulptur macht, liegt immer etwas Undefinirbares,

in Worten nicht Auszudrückendes, und wer es versuchen wollte, in einer dieser Künste etwas zu sagen, was nur der artikulirte Laut vermag, der würde es zu seinem eigenen Schaden thun. Niemand wird aus einer Beethoven'schen Symphonie herauslesen wollen, sie schildere den Aufschwung des deutschen Volkes in den Befreiungskriegen, und so sollte man auch aufhören, Buonarotti's großer Schöpfung politische oder weiß der Himmel was für sonstige Deutungen zu geben. Wie schon jede große Dichtung, obgleich sie so viel mehr Mittel besitzt, sich klar auszusprechen, ihren höchsten Reiz und Wert in einem unenthüllbaren Mysterium hat, so ist dies in noch höherem Grade bei einem Bildwerk wie dem der Sankt Lorenzokapelle der Fall; man glaubt bei dessen Betrachtung in unergründliche Tiefen zu versinken.

Auf dem Wege nach Fiesole wird eine Villa gezeigt, in welcher jene Versammlungen junger Männer und Mädchen stattgefunden haben sollen, die nach Boccaccio sich die Geschichten seines Decamerone erzählten. Es ist im Grunde thöricht, eine wirkliche Lokalität für Dasjenige zu suchen, was doch nur eine dichterische Erfindung ist. Hätte Boccaccio das Landhaus näher beschrieben, so könnte es immer interessant sein, die Oertlichkeit zu sehen, in welche er die Scene seines Werkes verlegt; allein dies ist nicht der Fall. Er sagt nur, die Villa habe auf dem Wege nach Fiesole gelegen. Trotzdem gab ich mich gern der Täuschung hin, mich dort zu befinden, wo die lieta brigata sich die hundert köstlichen Geschichten erzählte. Boccaccio's Buch gehört zu denen, welche die weiteste Verbreitung in der Weltliteratur gefunden haben, und mit Recht. Dasselbe ist zwar nicht das erste seiner Art im neueren Europa; schon im Mittelalter waren ihm manche Sammlungen von Geschichten vorausgegangen; indessen diese übertrifft es unermeßlich an Kunstvollendung. Die Novellen Boccaccio's sind großenteils, ja vielleicht ausnahmslos, nicht seine Erfindung.

Bei sehr vielen hat man die Wege verfolgt, auf denen sie durch die verschiedenen Sprachen zu ihm gelangt sind; andere, die nur für Anekdoten gelten können, hat er aus dem Leben seiner Zeit geschöpft. Von seiten der Originalität und Erfindungskraft, wenn diese die Kennzeichen eines bedeutenden Schriftstellers wären, könnte man daher dem Boccaccio nur einen untergeordneten Rang beilegen. Allein es läßt sich leicht beweisen, daß viele der größten Dichter durchaus nicht Erfinder des faktischen Inhalts ihrer Werke sind, vielmehr ihre Thätigkeit bloß in Behandlung und Durchbildung gegebener Stoffe gezeigt haben, und in dieser Hinsicht hat sich Boccaccio als Meister bewährt. Sein Decamerone war immer ein Lieblingsbuch von mir, und wenn ihm auch die Tausend und Eine Nacht durch den bestrickenden Phantasiereichtum den Preis in meiner Neigung abgewonnen hat, so muß ich doch den Novellen Boccaccio's in Bezug auf künstlerische Ausbildung den Vorrang einräumen. Wie hoch dieselbe steht, das erkennt man alsbald, wenn man die Erzählungen der zahlreichen Italiener zur Hand nimmt, die später in seine Fußstapfen traten. Die berühmtesten unter diesen, besonders weil sie den Dramatikern aller Länder Stoff für ihre Schauspiele geboten haben, sind Bandello und Giraldi Cinthio. An Erfindung spannender Begebenheiten, wie vielfältiger Abenteuer und Verwickelungen sind sie offenbar ihrem Vorgänger weit überlegen. Man kann sie wegen der mannigfachen Unterhaltung, die sie bieten, auch mit Vergnügen lesen; aber sie gehen schon, wie fast alle späteren Erzähler, sehr in die Breite, haben auch nicht die bezaubernde Anmut des Stils, die Boccaccio mit der höchsten Konzentration des Interesses verbindet. Selbst der Spanier Cervantes, der ihm unter den Novellisten wohl am nächsten steht, erreicht ihn doch nicht an Kunstvollendung. — Indem ich in der erwähnten Villa stand und den Blick auf das unten liegende Florenz hingleiten ließ, kam mir auch die lebendige Schilderung

der Pest oder des „schwarzen Todes" in Erinnerung, mit welcher Boccaccio sein Buch anfängt. Es ist dies kein Phantasiespiel; er selbst ist Augenzeuge der Schrecknisse gewesen, die er beschreibt. Seltsam jedoch kann es erscheinen, daß er, während in der Stadt die Seuche grause Verheerungen anrichtete, während kein Glockengeläut mehr ertönte, weil die Sakristane hingerafft waren, und während Abends die Herden ohne Hirten von den Triften heimkehrten, seine muntere Gesellschaft auf der Höhe bei Fiesole zusammenkommen läßt, um sich lustige Geschichten zu erzählen. So ist der Mensch; wenn alle Furien des Krieges um ihn losgelassen sind oder Stürme, Erdbeben und entsetzliche Krankheiten die Welt verwüsten, liebt er heitere Schwänke. In Zeiten der Ruhe und des Friedens indes, wie sie Frankreich unter der Julidynastie genoß, kann er sich nicht an Blut-, Mord- und Schaudergeschichten ersättigen, wie sie ihm die Neuromantiker auftischten. Ich muß hier übrigens hinzufügen, daß sich im Decamerone auch einzelne Erzählungen von ernstem Inhalt finden und daß diese vielleicht die schönsten sind.

An einen alten Turm zu Arcetri knüpfen sich erhebende und zugleich tief schmerzliche Erinnerungen. Von dem Dach desselben richtete Galilei sein Sehrohr zum Himmel, den er klarer als irgend einer seiner Vorgänger in seiner wahren Gestalt und Unermeßlichkeit erkannte, so daß dadurch die enge Weltanschauung, die bis so lange geherrscht, für immer umgewälzt wurde. Alle Menschen sollten zu diesem grauen Gemäuer wallfahrten, um dem großen Manne ihre Verehrung darzubringen. Die Entdeckung Galilei's ist die größte, die bis dahin auf Erden gemacht worden war. Wenn sie uns nicht so erscheint, so ist es nur, weil wir von Kindheit auf gelernt haben, das Weltall in dem Lichte zu betrachten, welches *er* zuerst über dasselbe verbreitet hat. Aber um sie in ihrer ganzen Größe zu erkennen, müssen wir uns vergegenwärtigen, in welchem engen Gesichtskreise bis auf

ihn selbst die Weisesten und Gelehrtesten (abgesehen von einigen seiner Vorgänger, wie Copernikus und Kepler) befangen gewesen waren. Die Erde der Mittelpunkt der Schöpfung, Sonne, Mond und Sterne nur Lampen, am Himmelsgewölbe aufgehängt, um ihr und ihren Bewohnern zu leuchten, über den Gestirnen ein Gott oder verschiedene Götter, welche nach Art von Königen über die kleine Scheibe unten das Scepter führen — das war die Anschauung, über die sich nur Wenige, und auch diese nur ahnungsweise, erhoben hatten. Welcher Umschwung aller Begriffe, welche kolossale Erweiterung des Gedankenkreises nun, als die Erde plötzlich zu einem Sonnenstäubchen zusammenschrumpfte, das sich inmitten anderer Planeten um die unermeßlich größere Sonne drehte, und auch diese wieder nur als ein Pünktchen im ungeheuren Raum, als ein Atom unter den zahllosen, ewig um einander kreisenden und wirbelnden Sternsystemen erschien. Schiller hat gesagt, die Astronomie beschäftige sich zwar mit dem Erhabensten im Raume, aber im Raume wohne das Erhabene nicht. Jedoch die Wissenschaft, zu welcher Galilei die Pforten erschloß, vernichtet eben Raum und Zeit und zeigt uns über sie hinaus etwas Unendliches, Ewiges. Wenn man nun beim Besuch des Turmes von Arcetri dem großen Florentiner, als dem Propheten des neuen Glaubens, welcher mehr und mehr derjenige der Zukunft werden wird, seine Verehrung darbringt, sollte man dort zugleich seinen Haß und seine Verachtung gegen Diejenigen schüren, die den hehren Greis durch Kerker und Folterqualen soweit beugten, daß er mit halbgebrochenem Geist seine eigene Lehre widerrief. Wenn Galilei dann in Momenten der Besinnung, aber nur zagend und leise, um nicht neuen Martern unterworfen zu werden, hinzugefügt hatte: „Und die Erde bewegt sich doch!“ so sind diese Worte von Jahrhundert zu Jahrhundert lauter aus den unterirdischen Inquisitionsgefängnissen hervorgedrungen und haben ihren

Triumphzug durch die Welt gehalten, so daß selbst die Geistes-henker, welche jenen Widerruf erzwangen, ihnen nicht mehr zu widersprechen wagen. Allein wenn Papst und Konzile klug temporisirend den Fortschritt der Erkenntnis in dieser Beziehung stillschweigend anerkennen und nur ziemlich unglücklich ihr eigenes System mit ihm in Einklang zu bringen suchen, gibt es unter den Protestanten Geistliche, die, wie lichtscheue Eulen vor der sonnenklar erwiesenen Wahrheit fliehend, aus den finstersten Winkeln ihrer Dogmatik und Bibelexegese hervor gegen Galilei's Lehre krächzen.

29.

Rom, im Dezember 1856.

Die Quelle Trevi hat ihre Zauberwirkung an mir geübt; seit ich in früher Jugend zum erstenmale aus ihr geschöpft, ist selten ein Jahr vergangen, daß ich nicht zu ihr zurückgekehrt wäre. Wie ich so die Anziehungskraft der ewigen Stadt lebhafter, als viele Andere erfahren und ihre Schönheit bei jedem neuen Aufenthalt in erhöhtem Maße empfunden habe, bin ich doch nie die Empfindung losgeworden, mich auf einem großen Friedhof zu befinden. Nicht bloß unter den Ruinen, auch unter den immergrünen Eichen der Villa Ludovisi, unter den Pinien des Janiculus, und bei den entzückendsten Aussichten über die Campagna fühle ich mir einen Grabduft entgegenwehen. Vergebens sucht Rom zu lächeln, vergebens sich in bacchantischen Freudentaumel zu versetzen; durch den Jubel des Weinlesefestes und das Schellenklingen der Tambourine, durch das tausendstimmige, den Corso entlang hallende Jauchzen des Carnevals hört man die Sterbeglocke ertönen. So übermächtig herrscht hier der Tod, daß das Leben, wie reich es auch an Reizen sein mag, daneben verschwindet und

nur wie eine geschminkte Leiche erscheint. Und die Melancholie, die uns in dieser Gräberwelt erfüllt, ist nicht die sanfte, die wir inmitten der Trümmer von Athen wie am Grabe eines geliebten Freundes fühlen, es ist eine dumpfe niederdrückende Stimmung, als ständen wir an einem Hochgericht, wo eine furchtbare und gerechte Strafe vollzogen worden ist. Die Paläste der Cäsaren, die Thermen des Caracalla und so viele andere Steinmassen, welche die sieben Hügel überdecken, sind Denkmale der abscheulichsten Orgien, welche Wahnwitz und Ruchlosigkeit je auf Erden gefeiert haben. Allein nicht bloß das Rom der Kaiserzeit, schon das der Republik war ein riesiges Scheusal, dessen Pesthauch alle Länder vergiftete, das alle Völker mit Füßen trat und in sein Sklavenjoch zwang; während es, schon übersatt von Mord, seine Fangarme doch nach immer neuer Beute ausstreckte. Das Colosseum steht noch da als Monument der Entartung, Unmenschlichkeit und Bestialität des römischen Volkes und seiner Lenker. Jeder Stein dieses schrecklichen Gebäudes ist Zeuge von Grausamkeiten gewesen, neben welchen die der Karaiben oder der Mexikaner bei ihren Menschenopferfesten fast wie Akte der Humanität erscheinen. Ich konnte nie an diesem Flavischen Amphitheater vorübergehen, ohne von einem Schauer des Entsetzens erfaßt zu werden. Hier sind Jahrhunderte hindurch Schauspiele aufgeführt worden von einer Gräßlichkeit, daß heute sich auch dem Rohesten das Haar emporsträubt, wenn er von ihnen hört, die aber damals zum Ergötzen des Volkes dienten und von ihm mit unersättlicher Begierde angeschaut wurden. Aus den entferntesten Erdgegenden, aus den Wüsten Afrikas, von den Grenzen Indiens und aus den Urwäldern der Germanen wurden in langen Karawanenzügen bezwungene Feinde in die Hauptstadt der Welt geschleppt und mußten einander hier in der Arena würgen. Der Bruder ward gezwungen, mit dem Bruder, der Freund mit dem Freunde, der Sohn mit dem

Vater zu kämpfen. Zauderte Einer bei dem Angriffe, oder mochte er den Todesstoß nicht führen, so geißelte man ihn mit Eisenketten, die in Feuer rot geglüht waren, und nicht nur die Männer, auch die edlen Frauen jubelten bei solchem Mordfest. In dem Amphitheater wurden grause Dramen aufgeführt, in denen die Dichtung zur schrecklichen Wahrheit ward. Ein Gefangener mußte den Herkules auf dem Oeta darstellen, und sich lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen; eine schöne Jungfrau ward nackt als Dirke an die Hörner eines wütenden Stieres gebunden und so unter jubelndem Gelächter der Zuschauer durch die Arena hin geschleift, bis sie ihr Leben verhauchte. Wilde Tiere zu Hunderttausenden, Tiger, Löwen, Hyänen, Bären, führte man nach Rom, um mehr Abwechselung in die Metzelei zu bringen, und es diente den sich zu allen Sitzen der weiten Rotunde unablässig drängenden Römern als hohe Lustbarkeit, wenn die Fürstensöhne, oder tapfere Krieger fremder unterjochter Nationen sich den grimmen Bestien, mit einer einfachen Gerte bewaffnet, entgegenstellen und von ihnen zerfleischen lassen mußten. Solche Greuel, wie sich nur wenige ihresgleichen begeben haben, genügen wohl, um die große Menge der alten Römer als einen Auswurf der Menschheit zu brandmarken, und selbst Diejenigen unter ihnen, die bedeutende Werke des Geistes hervorgebracht, oder sich durch hohe Thaten ausgezeichnet haben, müssen uns als mit Blutflecken bespritzt erscheinen, wenn wir bedenken, daß auch sie solchen Schauspielen beigewohnt, daß nicht Einer von ihnen laut seine Stimme gegen derartige Mordspektakel, in denen sich Feigheit und Niedertracht mit der unerhörtesten Grausamkeit verbanden, erhoben hat. Wenn eine Stadt, in deren Mauern dergleichen geschah, spurlos vom Erdboden hinweggetilgt worden wäre, unser sittliches Gefühl würde es mit Genugthuung vernehmen; daß noch die Mauern des Colosseums aufrecht stehen, daß nicht jeder Stein desselben

zermalmt worden ist, erscheint wie ein frecher Trotz der Hölle gegen die Gerechtigkeit des Himmels. Aber von noch wie vielen anderen namenlosen Scheußlichkeiten ist das alte Rom, diese Zwingburg der Welt, der Schauplatz gewesen! Den kleinsten Teil davon hat die Geschichte aufbewahrt, das Meiste können wir nur schaudernd ahnen. Der Zustand der Sklaven, die zu Millionen unter den Eisenjochen unbarmherziger Herren ein elendes Leben hinschleppten oder unter ihren Geißelhieben verbluteten, war entsetzlich. Alles, was das Dasein des Menschen über das des Tieres erhebt, war ihnen versagt; ihr Leib und Leben der Willkür eines Jeden preisgegeben. Für die geringsten Versehen, ja nur nach der Laune ihrer Gebieter wurden sie ans Kreuz geschlagen oder in unterirdischen Marterhöhlen gefoltert, und wenn Verzweiflung sie zum Aufstand trieb, sahen sie, zu Boden geworfen, ihr Elend ins Unübersehbare gemehrt. Nimmt man nun noch die wüsten Bacchanalien hinzu, mit denen die Großen diesen Jammer höhnten, ihre orgiastischen Gelage, dann die Ausschweifungen der wahnsinnigen Cäsaren, die sich in ihren Palästen in Wollust und in Blut zugleich wälzten, so erhält man ein Bild so grausenvoller Art, wie nicht Babel, nicht Gomorrha, wie nur die von der Sintflut hinweggetilgten Städte der Urwelt sie geboten haben können.

Jetzt haben sich tiefe Erdschichten, aus dem Moderstaube so vieler Jahrhunderte gebildet, über den Boden der alten Römerwelt hingelagert, und nur zum Teil noch ragen deren Monumente aus ihnen empor. Man hat begonnen, im Colosseum, auf dem Forum und in den palatinischen Gärten Nachgrabungen zu veranstalten, und ich habe mehrfach diesen Arbeiten mit einem halb aus Neugier, halb aus Grauen zusammengesetzten Gefühl zugeschaut, als ob noch ungeahntes Entsetzen, vor dem unser Herz erstarren müßte, ans Tageslicht steigen könnte. Wir sollten jene schreckliche Welt für immer

dort unten begraben sein lassen und dem Schicksal danken, daß jetzt freundliches Grün des Frühlings sie vor unseren Blicken birgt. Auf den halbgestürzten Bogen des Flavischen Amphitheaters schwanken blühende Stauden und Gesträuche, den Mauerspalten entsprossen, im Windhauch, und über den Sälen der Kaiserpaläste, wo Caligula und Heliogabal Festmahle wie Belsazar gefeiert, wuchert wildes Schlingkraut. Man mag an diesen Plätzen sich der Natur und des malerischen Reizes der Ruinen erfreuen, aber die Hauptbedingung dafür ist, daß man sich der Erinnerung an die einst dort vorgegangenen Greuel entschlägt.

Von gleichen Schrecknissen wie der Palatin könnte der vatikanische Hügel erzählen, wo einst die Gärten des Nero lagen und wo bei fürchterlichen Spielen die ersten Christen als Fackeln brennen mußten oder den wilden Tieren vorgeworfen wurden. Es ist ein schöner Zug im Menschen, daß sein Herz gern Partei für die Mißhandelten und Unterdrückten nimmt. So wendet sich natürlich unsere Teilnahme und unser Mitleid diesen Nazarenern zu; aber wären auch die Leiden und Todesstrafen, welche wilde Ruchlosigkeit über sie verhängte, minder furchtbar gewesen, unser Geist würde gern bei der Gemeinde verweilen, welche hier im Zentrum des entarteten Römerreiches die Keime einer neuen Religion der Liebe und Sittenreinheit pflegte. In ihrer Mitte mögen noch Einige gewesen sein, die selbst in die blauen Augen des Meisters geblickt und die milde Lehre von seinem Munde vernommen hatten; die anderen werden, wenn sie auch nicht in Palästina gewesen, doch wenigstens zum Teil noch dem reinen Evangelium angehangen haben. Aus allen den Schrecknissen, die sich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zusammendrängen, flieht unser Gedanke gern in die Katakomben, wo die frühesten christlichen Kapellen und Kirchen, in den unterirdischen Felsengrund gesprengt, von den Gesängen der Frommen widerhallten.

Wir wünschen mit leidenschaftlicher Inbrunst der Lehre, die sie dort unten bekennen und dann durch ihren Tod besiegeln, den Triumph über wahnwitzige Verruchtheit und geben uns freudig der Hoffnung hin, dieser Sieg werde der rastlos gequälten Menschheit endlich das lang ersehnte Reich des Heiles und des Friedens bringen. Allein wenn wir die Folgezeit betrachten, wie bald sehen wir diese Hoffnung getäuscht! Schon ehe die Religion Jesu zur Herrschaft gelangt, ist das Wort Christi, wonach seine Jünger sich daran erkennen sollen, daß sie einander lieben, vergessen und verleugnen Diejenigen, die ihn mit Lippen ihren Meister nennen, ihn in Wahrheit. Während den alten Göttern noch Opfer in den Tempeln gezündet wurden, bildeten sich christliche Sekten, die sich gegenseits verfluchten und verfolgten und schon dadurch allein zeigten, daß sie auf den Namen von Christen gar nicht Anspruch machen könnten, indem sie das oberste Gesetz Jesu verhöhnten. Und seitdem hat das echte Evangelium wohl in einigen Herzen fortgelebt, am meisten in denen der sogenannten Ungläubigen und Ketzer, aber in keiner der verschiedenen sich so nennenden christlichen Kirchen ist es zur Herrschaft gelangt.

Als nun Constantin die neue Religion öffentlich annahm und für die allein geltende erklärte, wurden die früher Verfolgten sogleich zu grimmigen Verfolgern. Da es den Menschen äußerst schwer fällt, den Glauben, in dem sie erzogen worden sind, aufzugeben, hatten Zeus und Apollo noch lange zahlreiche Anhänger, und diese auszurotten, machten sich jetzt die Kaiser zur Hauptaufgabe. Die Geistlichkeit sekundirte ihnen hierbei aufs eifrigste, und so mußten im ganzen Umfange des römischen Reiches zahlreiche Bekenner des alten Götterglaubens als Opfer bluten. Wie sich nach und nach der Bischof von Rom zur geistlichen und dann auch zur weltlichen Oberherrlichkeit emporschwang, weiß Jeder, und ebenso wie die Päpste, welchen Namen diese Episcopi nachher annahmen, noch heute den Palast

auf dem Vatikan inne haben. Der Behauptung derselben, Petrus, der Fels, auf welchen Christus seine Kirche gegründet, habe den ersten Bischofssitz in Rom errichtet, ist vielfach entgegnet worden, dieser Apostel sei nie in Rom gewesen. Wie es sich damit verhält, wird vielleicht immer zweifelhaft bleiben. Aber wenn die Gregore und Innocenze auch wirklich auf dem Stuhl gesessen haben, den der Apostel inne gehabt, wer wird zugeben, daß sie sich mit Recht Christi Stellvertreter nannten? Wer, der Jesu Geist beseligend in seinem Herzen empfunden hat, möchte behaupten, daß auch nur ein Hauch von diesem Geiste auf sie übergegangen sei? Durch mehr als ein Jahrtausend hindurch hat das Papsttum sogenannte Ketzer dem Moloch eines alleinseligmachenden Glaubens geopfert; die Zahl der Christen, die unter Nero, Diocletian und den anderen Kaisern den Märtyrertod erlitten, ist eine verschwindend kleine gegen die Legionen Derer, die auf Anstiften der römischen Seelenhirten hingeschlachtet worden, und die qualvollen Todesstrafen, die Letztere erdulden mußten, übertrafen womöglich die in den Gärten des Nero üblich gewesenen. Fromme Katholiken möchten dies gern vertuschen; aber alle Blätter der Geschichte sind voll von den Thatsachen, die es bezeugen, und die Vorwände, durch die man solche Greuel in ein anderes Licht zu rücken sucht, machen den Thatbestand nur noch schlimmer. Man sagt, die Kirche habe nie nach Blut gedürstet und deshalb die Ketzer nicht selbst hingerichtet, sondern dem weltlichen Gericht übergeben, damit dieses die Todesstrafe an ihnen vollstreckte. Das ist doch ein empörender Hohn und läßt die Kirche zu ihrer Grausamkeit auch noch als feige und verächtlich erscheinen. Ebenso wie Holzstöße ohne Maß und Zahl auf Befehl der Statthalter Christi gelodert, haben auch unzählbare Unglückliche in finsteren Kerkern, nachdem Folterbänke ihre Glieder zerbrochen, das Leben elend verhaucht. Zu verheerenden Kriegen, welche die schönsten Länder der Erde in Wüsteneien

umwandelten, ward von Rom aus das Signal gegeben. Auf solche Signale hin sind die savoyischen Dörfer, die Städte Südfrankreichs in Aschenhaufen verwandelt, die Marschen der Stedinger verheert und deren Bewohner von wilden Rotten erschlagen worden. Die Päpste sanken seit Jahrhunderten mehr und mehr von der Höhe ihrer Macht herab und wurden damit notgedrungen milder; auch glaube ich gern, daß der jetzige Pontifex, wie es schon einige seiner Vorgänger gewesen, ein edler und wohlwollender Mann ist. Der Geist des Papsttums indes ist derselbe geblieben, und er wird, wenn er je wieder zur Macht gelangt, sicher sein früheres Werk von neuem aufnehmen, die Ausrottung der Ketzer betreiben, das Licht der Wissenschaft auszulöschen suchen und die Brandfackel der Religionskriege unter die Völker schleudern. Ein italienischer Offizier, der, wie dieser Sinn jetzt in der italienischen Armee überhaupt vorzuherrschen scheint, ein heftiger Gegner des Papsttums und der Priester war, ergoß sich einmal gegen mich in die stärksten Invektiven gegen die Geistlichen. Ich erwiderte ihm, er gehe doch zu weit und werde mir zugeben, daß sich auch manche gute Leute darunter fänden, wie ich selbst deren welche hätte kennen lernen. Seine Antwort darauf war: Ja, sicher gebe es sehr vortreffliche Geistliche; aber gerade die seien die schlimmsten und stifteten am meisten Unheil. Das klang mir höchst paradox; als er mir jedoch nun auseinandersetzte, daß er das Papsttum als ein für Italien und die Welt verderbliches Institut betrachte und daß er daher Diejenigen, welche das Volk durch ihre persönlichen Tugenden mit einem solchen Institut versöhnten, für unheilbringend halte, konnte ich ihm nicht ganz Unrecht geben. So soll mich denn die ehrwürdige Erscheinung von Pius IX. und das gute Wollen, das er vielfach gezeigt hat, nicht mit dem Stuhl Petri selbst aussöhnen.

Daß übrigens das Päpsttum seit lange im Verfall ist und besonders seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts mit schnellen Schritten seinem Untergang entgegengeht, steht für mich außer Frage. Wer hieran zweifeln möchte, der denke nur, welche furchtbaren Folgen ehemals ein von Rom aus auf ein Volk geschleudertes Interdikt hatte, und wie verhältnismäßig gleichgiltig es jetzt hingenommen werden würde. Auch die stolzen Prachtgebäude, in denen sich besonders die Macht und der Glanz der römischen Hierarchie verkörperte, erscheinen mir, obgleich sie noch aufrecht stehen, doch schon als Ruinen, ebenso wie die altrömischen Siegesbogen, Tempel, Thermen und Paläste. Ja, die großen Kirchenfeste, die ich hier noch mit vielem Gepränge gefeiert sah, bedünkten mich wie Spukgebilde; ich konnte den Gedanken nicht los werden, der heilige Vater und die Kardinäle seien aus dem Grabe eines früheren Jahrhunderts emporgestiegen. — Weit lieber als die Peterskirche und andere prunkvolle Gotteshäuser besuche ich Sankt Clemente, Sankt Maria in Trastevere, das Kirchlein Bocca di Verità und sonstige Basiliken aus der frühen christlichen Zeit. Mir ist, als ob in ihnen noch ein Hauch des reinen Evangeliums wehte; dort, wo das Antlitz Jesu so ernst und doch so mild aus der Chorwölbung herabblickt, denke ich mir die ersten Gemeinden der Nazarener um die Kanzeln und Ambonen versammelt, wie sie die Botschaft des Heiles von den Lippen des Priesters vernehmen und hoffen, daß dieselbe sich bald in alle Lande verbreiten und ein Band der Liebe alle Menschen umschlingen werde. Aber welche erhebenden Gedanken vermag die Peterskirche zu erregen? Sie ist eine kolossale Masse von Marmor, imponirend durch ihre Größe und Herrlichkeit, blendend durch den Luxus, mit dem sie überschüttet ist. Doch dem Herzen bietet sie nichts, und gewiß hat in ihr noch Niemand den Odem von Christi Nähe gefühlt.

Das Herrlichste, was Rom aufzuweisen hat, sind die

Gemälde im Vatikan; aber wenn ich sie betrachte, kann ich mich der trüben Erwägung nicht entziehen, daß diese großen Kunstschöpfungen sicherlich in nicht ferner Zukunft zu Grunde gehen werden. Die Fresken des Rafael in den Stanzen sind schon arg geschädigt worden, als die deutschen Landsknechte nach der Einnahme Roms durch den Connetable von Bourbon in diesen Gemächern hausten. Dennoch mögen sie, wenn sorgfältig gehütet, noch einige Jahrhunderte überdauern. Aber der von Michel Angelo gemalten Decke der sistinischen Kapelle läßt sich nicht mit Sicherheit dasselbe prophezeien. Der Kalk, dessen Oberfläche diese göttlichen Gebilde schmücken, ist von tiefen Rissen durchfurcht und kann in jedem Augenblick herabstürzen. Ich vermag mich nicht an den Gedanken der Möglichkeit hiervon zu gewöhnen. Wenn ich zu der Wölbung der Kapelle emporschaue, erscheint mir dieselbe nicht wie ein Werk von Menschenhänden; ich glaube, schon zur Zeit der Weltschöpfung sei sie so wie der gestirnte Himmel durch den Raum hingespannt worden und müsse auch ewig wie er währen. Und wenn sie wirklich das Schicksal alles Irdischen ereilen muß, so möchte ich doch hoffen, daß wenigstens die Propheten und Sibyllen noch die Erfüllung der Weissagung erblicken werden, die Michel Angelo an ihre stummen Lippen gebannt hat — jenes goldene Zeitalter des Friedens und der Liebe, das Jesaias und die Tiburtina vorausgesehen haben, das Christus in die Welt bringen wollte, um das aber die Menschheit bisher so schnöde betrogen worden ist.

Diese Decke, das Schönste, was die Kunst je hervorgebracht, malte Buonarotti in freudiger Begeisterung und mit dem höchsten Aufschwunge seines Geistes, als durch das Wiederaufleben der Wissenschaften ein neuer Morgen für die Welt anbrach und seine Strahlen auch in die Klöster und Kirchen Roms eindrangen. Die heiligen Väter, namentlich Leo X., konnten sich dem mächtig einfallenden Licht nicht verschließen

und gaben sich eine Zeit lang dem Wahne hin, das Papsttum sei mit dem aus Hellas herwehenden Geiste vereinbar. Allein bald stellte sich dies als unmöglich heraus, und nun begann unter Leo's Nachfolgern eine Zeit der finstersten Reaktion, in welcher sich die Kirche und die Hierarchie von ihrer schwärzesten Seite zeigten und in grausamer Verfolgung selbst der geringsten Heterodoxie den Geist Christi in ärgerer Weise als je zuvor verleugneten. In dieser Zeit, schon im hohen Greisenalter stehend, malte Michel Angelo sein großes Weltgericht in der nämlichen Kapelle; in ihm prägt sich die ganze düstere Stimmung aus, die ihn unter den damaligen Umständen beherrschte. Da ist nichts von dem hoffnungsfreudigen Geiste, der von den Bildern der Decke herniederleuchtet; da ist Christus nicht der milde Friedensbringer, wie er ihn früher in einer Statue der Kirche Sankt Maria sopra Minerva dargestellt hatte; da sehen wir nur den erzürnten Weltenrichter, wie er mit drohend erhobener Rechten und zornflammendem Blick die Sünder und Verworfenen in die Tiefe stürzt. Ich habe mehrmals in früheren Jahren am Charfreitag dem Gottesdienst in der Sistina beigewohnt, während der Pontifex in vollem Ornate auf erhöhtem Stuhle saß und die Kardinäle sich umherreihten. Obgleich Zwielicht in der Kapelle waltete, konnte mein Blick doch noch die Figuren auf dem jüngsten Gericht erkennen, und indes die Klänge von Allegri's Miserere um mich erschollen, glaubte ich die Verdammten unaufhörlich in den Abgrund stürzen zu sehen. Nach und nach vermischten sich mir die Gestalten auf dem Gemälde mit denen in der Kapelle, so daß ich beide nicht mehr unterscheiden konnte, und ich meinte, Christus erhebe seine Hand zürnend gegen das Oberhaupt und die hohen Würdenträger der Kirche und spreche zu ihnen mit Donnerstimme: „Was habt Ihr aus meinem Werk gemacht?“ — Sollte das der Gedanke gewesen sein, der die Hand Michel Angelo's geleitet hat, als er dieses Weltgericht malte? Man möchte es glauben.

Wenn man an den Geist denkt, der in den Deckengemälden waltet, wenn man das schöne Sonett liest, in welchem der große Mann von der ewigen Liebe spricht, die ihm vom Kreuz die Arme entgegenbreite, so muß man annehmen, daß die furchtbare Entstellung, welche Christi Lehre unter Denen erfuhr, die sich seine Statthalter nannten, ihn tief empört, und daß er dieser Empörung in seinem Gemälde Ausdruck gegeben habe. Mir teilte sich eine solche Empfindung aufs lebhafteste mit, als gegen den Schluß der Feier in mittelalterlicher Weise die Verfluchung der Ketzer ausgesprochen wurde und die Kardinäle die Kerzen auslöschten. Erst als ich zwischen den Säulenhallen des Vatikans hindurch unter den Nachthimmel hinaustrat und die ewigen Sterne über meinem Haupte flammten, beruhigte sich allmälich mein Gemüt.

30.

Rom, im Oktober 1857.

Der berühmte Platz vor dem Sankt Peter steht meiner Meinung nach an Schönheit weit hinter dem Marcusplatz in Venedig, auch hinter der Piazza della Signoria in Florenz zurück. Nur wenn das Kolossale der Verhältnisse den Ausschlag geben sollte, könnte er ihnen vorgezogen werden. Wie wenig ich nun auch für dieses und die anderen Prunkgebäude Roms schwärme, so verkenne ich doch nicht die mannigfaltigen, der ewigen Stadt ganz eigentümlichen Reize. Wo anders sprudeln wie hier, in der Mitte eines großen Häusermeers, solche Brunnen klaren Wassers, bei deren Fluten und Rauschen man sich in die tiefsten Gebirgsschluchten der Apenninen versetzt glaubt? In welcher andern Kapitale stößt man bei dem Gange durch menschendurchwogte Gassen plötzlich auf epheuumrankte Trümmer alter Triumphbogen und Theater?

Besonders entzückend ist der Platz auf dem Quirinal mit den beiden Rossebändigern und dem ägyptischen Obelisken, dessen Anblick den Geist in graue Urzeit zurückführt, in das Reich der Pharaonen, das schon längst von seiner Herrlichkeit herabgesunken war, ehe Rom gegründet wurde. Es ist seltsam, daß die Hauptstadt der Christenheit, die Residenz des Knechts der Knechte Gottes, trotz ihrer vielen hundert Kirchen und Kapellen und der tausende von Priestern und Mönchen, denen man auf Schritt und Tritt in ihr begegnet, doch noch so stark das Gepräge des Heidentums bewahrt hat. Vor den Fenstern des Papstes, der im Herbst und Sommer wegen der besseren Luft den Quirinal bewohnt, kann man Scenen erblicken, bei denen man sich im alten Rom zu befinden glaubt. So erging es mir gestern, als ich von der Porta Pia her dorthin kam. Hinter mir zog ein Schwarm froher Jünglinge und Mädchen, welche eben Weinlese in einem der anliegenden Gärten gehalten hatten, heran, und als ich auf den Platz trat, sah ich dort Fässer aufgestellt, in denen junge, halbnackte Leute die Trauben stampften. Während die Marmorbilder des Castor und Pollux im Strahl der Abendsonne glühten, begann nun der frohe, weinlaubbekränzte Schwarm bei Gesang und Schellengeklirr der Tambourine einen Tanz aufzuführen, wie er bei den antiken Bacchusfesten wohl nicht viel anders gewesen ist. Der Karneval, wegen dessen Rom von jeher gerühmt ward, ist auch eine Fortsetzung der Saturnalien, die in ihm bis in unsere Zeit fortleben. Wie einst die Landleute der Umgegend bei den Götterfesten in die Stadt kamen und vor den Statuen des Apollo und der Juno musizirten, so sieht man noch jetzt um Weihnachten und Ostern Campagnabauern oder Ziegenhirten aus dem Gebirge vor den Bildern des Heilands und der Madonna stehen und sie mit dem Spiel ihrer Dudelsäcke feiern.

Ein großer Reiz von Rom liegt in den Fernsichten auf die Campagna und die hinter ihr aufragenden Berge, deren

man von allen Höhen genießt. Manche können die Passion der Landschaftsmaler, die ganz in diese Campagna verliebt sind, nicht begreifen. Aber wer sie an einem schönen Abend bei Sonnenuntergang sieht, wird ihnen sicherlich Recht geben; das Spiel des in allen Farben verglühenden Lichts, wie es auf den öden, in langen Linien sich wellenförmig bis an das Gebirge hinziehenden Boden niedersinkt, macht eine bezaubernde Wirkung und würde sicher minder schön sein, wenn die Gegend mehr bebaut wäre. Damit will ich nun freilich nicht sagen, daß zu Gunsten der Vedutenmaler und der reisenden Naturfreunde die Agrikultur in Zukunft so vernachlässigt werden sollte, wie das bisher geschehen ist, ohne daß ein solcher menschenfreundlicher Zweck dabei obgewaltet hätte. — Ein überaus anmutiger Platz ist das nahe der Via Appia gelegene Thal der Egeria mit einer Grotte, wo die Nymphe den König Numa Weisheit gelehrt haben soll. Möchte doch den heutigen Herrschern Italiens auch eine solche Nymphe mit ihrem Rat zur Seite stehen! Mich treibt es oft, wenn ich unter den Ruinen des verwilderten Rom der Kaiserzeit umhergeirrt bin, hierher; denn da glaube ich mich in eine frühere unschuldige Welt versetzt, als die Himmlischen sich noch freundlich den Sterblichen gesellten. In den Wipfeln des nahe der Grotte gelegenen heiligen Haines rauscht es noch wie priesterliche Gesänge. In dem Glauben aller Völker lebt die Erinnerung an einen früheren, glücklicheren, ihnen verloren gegangenen Zustand. Daß eine solche goldene Zeit je auf Erden gewesen sei, ist freilich mehr als zweifelhaft. Aber man gönne doch dem geängsteten Gemüte, aus den Schrecken der späteren Geschichte sich in eine frühe Vergangenheit zu flüchten und sich in ein geträumtes Reich des Friedens und Glückes zu versetzen, aus dem die Menschheit sich erst nachher verirrt. Das Gefühl, als befände ich mich in einer solchen seligen Urwelt, hat mir auch den Aufenthalt in den Albanerbergen immer so teuer

gemacht. Der See von Nemi, bei den Römern der Spiegel der Diana genannt, ist noch von den ältesten Sagen umspielt, und ich kann mich schwer überreden, daß in dem Laubwaldschatten seiner Ufer jetzt nicht mehr Faune, Oreaden und Satyre hausen. Noch reicher an Naturschönheiten ist Tivoli mit seinen Felswildnissen und donnernden Wasserstürzen; für die Bewunderer des Horaz könnte dasselbe mit der Villa des Mäcen und dem Hause der tönenden Albunea noch eine besondere Anziehungskraft haben. Mir ist jedoch dieser Dichter nie sehr sympathisch gewesen; ich konnte ihm seine ars poetica, die Quelle, aus welcher Boileau und Gottsched ihre Lehren geschöpft haben, nie verzeihen. Um nicht als Barbar dazustehen, will ich hinzufügen, daß ich die Oden des Flaccus allerdings zu schätzen weiß. Dieselben haben ein merkwürdiges Schicksal gehabt; durch mehr als anderthalb Jahrtausende galten sie als das Höchste, was die lyrische Kunst erreicht; in allen europäischen Sprachen sind sie nachgeahmt worden, und besonders vom sechzehnten bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schwebten sie den Dichtern als unvergleichliche Muster vor. Seitdem hat der Wind des Geschmackes von einer andern Richtung her zu wehen begonnen und das frühere allgemeine Urteil sich bei Vielen so sehr in sein Gegenteil verwandelt, daß sie die Oden des Römers kaum noch als Gedichte gelten lassen wollen. Da sich zahlreiche auf uns gekommene Fragmente aus den untergegangenen Lyrikern der Griechen in den Gedichten des Horaz vorfinden, so muß man die letzteren allerdings als eine Art von Mosaik ansehen; allein man wird zugeben, daß diese Mosaik sehr geschickt gemacht ist. Und wenn wir Flaccus auch nicht als einen ursprünglichen und originalen Poeten betrachten können, so sollten wir doch auch noch in den schwachen Nachklängen seiner Leyer den Geist eines Alcäus, Stesichorus und Ibykus ehren.

Unter den Herrlichkeiten Roms steht natürlich die Samm-

lung antiker Bildwerke im Vatikan in vorderster Reihe. Sie ist die weitaus reichste der Welt, ja alle übrigen Museen zusammen kommen ihr vielleicht an Fülle und Trefflichkeit des Inhalts nicht gleich. Nur sehr wenige der Statuen freilich sind aus der goldenen Zeit der hellenischen Kunst. Aber schon die Nachbildungen eines Phidias und seiner Zeitgenossen haben hohen Wert; auch kann ich nicht mit solchen Archäologen übereinstimmen, die den früher so bewunderten Apoll von Belvedere herabsetzen, seitdem sich herausgestellt hat, daß er aus karrarischem Marmor und daher nicht in Griechenland gefertigt ist. Derselbe scheint mir ein würdiges Bild jenes Apollo zu sein, den der wundervolle homerische Hymnus schildert, und ich muß annehmen, daß er entweder von einem trefflichen griechischen, wenn auch in Italien lebenden Künstler herrührt oder das Abbild eines hellenischen Originals ist. — Was mich bei der unvergleichlichen antiken Sammlung des Vatikan immer in Erstaunen setzt, ist, daß sie sich in dem Palast der Päpste befindet. Als seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine allgemeine Begeisterung für das hellenische Altertum erwachte und auch die Oberherren der Christenheit sich dem mächtig wehenden Hauch derselben nicht verschließen konnten, schmückten sie die Hallen des Vatikan, sowie die Plätze der Stadt mit Götterstatuen, welche in großer Menge dem Schutte des alten Rom entstiegen. Allein die Nachfolger Leo's X. erkannten bald, wie unverträglich der Geist, welcher diesen Papst und manche seiner Kardinäle ergriffen hatte, mit dem der katholischen Kirche sei, und suchten, hierin mächtig unterstützt von Loyola und dem neugegründeten Jesuitenorden, alle Schriften, welche ihrem Glauben Gefahr drohten, zu unterdrücken. Jeder, der unkanonische Meinungen ausgesprochen hatte, verfiel der Inquisition; doch seltsamerweise vergaßen die Päpste und die Geistlichkeit, die Schriften der griechischen und römischen Autoren, die ihnen vor allen gefährlich werden konnten, auf den Index

zu setzen. Sie hätten in ihrem eigenen Interesse derartige Bücher verbrennen müssen, die ein Protest gegen die Dogmen der Kirche waren und dieselben früher oder später umstürzen mußten. Wer die Weisheit eines Plato oder auch nur Cicero in sich aufgenommen hat, wer sich von dem Geiste, der aus Plutarch weht, hat durchdringen lassen, der wirft das Meßbuch unwillig beiseite. Was half es nun, daß die Dominikaner Irrgläubige massenweise in den Flammen sterben ließen, wenn die Werke der Griechen und Römer in zahllosen Exemplaren von den Aldus und Stephanus gedruckt werden durften? Mit den Götterbildern der Alten verhält es sich ähnlich wie mit deren Schriftwerken. Der Zauber, der von ihnen ausgeht, wirkte zuerst so mächtig, daß Manche nahe daran waren, sich zum Glauben an die alten Götter zu bekennen. Indessen auch auf Diejenigen, die durch ruhigeres Blut gegen solche Extravaganzen gesichert waren, konnte der Anblick der himmlischen Schönheit doch sicher nicht die Wirkung üben, sie zu mönchischer Askese anzuleiten. Wer die Marmorbilder eines Apollo oder einer Diana betrachtet, der will auch Näheres von ihnen wissen, und indem er dadurch zur Lesung der alten Dichter hingeführt wird, muß er ein räudiges Schaf in der Herde Christi werden. Die Muhammedaner haben von ihrem Standpunkt aus, auf welchem ihnen der Koran als das oberste Gesetz gilt, vollkommen recht, daß sie alle mythologischen Statuen, deren sie in den von ihnen besetzten Ländern so viele fanden, als Götzenbilder perhorreszieren. Ebenso hatte das christliche Mittelalter, insofern vor allem die Macht des Klerus aufrecht gehalten werden sollte, recht, in der Göttin der Schönheit die dämonische Frau Venus zu sehen, die den Tannhäuser in den Hörselberg lockt. Wenn aber Paul III. und seine, den gleichen Zweck wie er verfolgenden Successoren die Marmorbilder der Olympier, statt sie wieder in die Erde vergraben zu lassen, in den Sälen und Säulengängen ihres Palastes aufstellten,

so handelten sie dabei sicher gegen ihr eigenes Interesse. Als Luther, damals noch ein junger Augustinermönch, hierher kam und im Kloster Maria del Popolo wohnte, hat er gewiß die heidnischen Bildsäulen, wofern sie ihm zu Gesichte kamen, mit heiligem Abscheu betrachtet, und wenn er später Rom als den Sitz des Antichrists schmähte, mag er dabei auch an die Götzen gedacht haben, die dort auf den öffentlichen Plätzen zur Schau standen. Hätte später einer der protestantischen Fürsten Deutschlands eine Antikensammlung angelegt, der Reformator würde ihm den untersten Höllenpfuhl zur Bestrafung solchen Heidengreuels in Aussicht gestellt haben. In der That verträgt sich Liebe zur griechischen Kunst weder mit dem großen, noch mit dem kleinen Katechismus.

So oft ich über den Platz Campo di Fiore schreite, denke ich, daß dort der Scheiterhaufen gestanden, auf welchem Giordano Bruno von der päpstlichen Inquisition verbrannt wurde. Es ist mit Grund zu hoffen, daß einst ein Denkmal die Stelle der Richtstatt bezeichnen werde. Glücklicherweise erkennen meistens die Enkel die Sünden der Väter und suchen sie, so viel es noch möglich, zu sühnen. Bruno war kein bedeutender Geist; seinen philosophischen Schriften mangelte es an Klarheit, und weder seine Gedichte, noch sein Lustspiel „Il candelajo“ sind besonders hervorragend. Aber die Nachwelt ehrt ihn, und man muß sie dafür preisen, wegen seines Märtyrertums, höher als manche Schriftsteller, die weit Größeres geleistet haben. Freilich drängt sich mir dabei der bittere Gedanke auf, wie viele Andere, die gleich ihm für Geistesfreiheit stritten, in den Marterkammern des geistlichen Gerichts namenlose Qualen erduldet und zum Teil auch den Holzstoß bestiegen haben, ohne daß ein Gedächtnis von ihnen in der Welt zurückgeblieben wäre.

Da Rom die Stadt des Todes ist, suche ich mit Vorliebe solche Punkte auf, wo uns dieser ernste Freund, der einst uns

alle heimführen wird, entgegentritt. So das Kloster Sankt Onofrio. Unter der Eiche des Gartens, deren Stamm vor einer Reihe von Jahren durch einen Sturm gebrochen wurde, die aber jetzt wieder aus der Wurzel hervorsprießt, soll Torquato Tasso oft gesessen haben, als er, gebeugt von Leiden, die letzten Monate seines Lebens in diesem Kloster verbrachte. Es hatte sich seiner eine tiefe, bisweilen in Geistesstörung übergehende Melancholie bemächtigt. Dieselbe war zum Teil durch die traurigen Erfahrungen verursacht, die er am Hof zu Ferrara gemacht, zum Teil aber auch dadurch, daß er nahezu an sich selbst und seinem poetischen Beruf irre geworden war. Ueber Mangel an Teilnahme und Anerkennung seitens des Volkes konnte er eigentlich nicht klagen; sein befreites Jerusalem hatte sogleich bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregt und weite Verbreitung gefunden. Man könnte sogar sagen, dasselbe sei von seinen Zeitgenossen wie später von der Nachwelt überschätzt worden. Ich glaube nicht, daß Tasso Anspruch hat, zu den großen Dichtern gezählt zu werden. Allein auch durch Dichtungen zweiten Ranges lassen sich Lorbeerkränze verdienen, und derjenige, den Italien dem Sänger des Jerusalem geflochten hat, soll ihm nicht zerpflückt werden. Daß dies die Akademie della Crusca that, daß sie den ganzen Plan seines Epos verwarf und auch im Einzelnen alle möglichen Fehler darin nachzuweisen wußte, war ein schwerer Schlag für ihn gewesen. Ein kühnerer und selbständigerer Geist hätte das Urteil dieser Pedanten verachtet; der seine indessen wurde dadurch gebrochen, und er arbeitete sein Gedicht, zum großen Schaden desselben, um. Bei dieser fruchtlosen Arbeit, durch die er seine Kritiker doch nicht befriedigen konnte, rieb er seine Kräfte auf, und als Rom sich zuletzt rüstete, ihn auf dem Capitol als Dichter zu krönen, war es zu spät, als daß ein solcher Beweis öffentlicher Anerkennung ihn noch neu mit Lebensmut und Schaffenskraft hätte erfüllen können. Und

dieselbe Kritik, die jede Verletzung ihrer vermeintlichen Regeln bei den italienischen Dramatikern aufs schwerste ahndete und eine gedeihliche Entwicklung des Theaters unmöglich machte, die dem Tasso noch Gift in seinen von trüben Erfahrungen schon übervollen Lebensbecher goß, hatte Lobposaunenstöße für viele langweilige, regelrechte Tragödien und pries manche der mittelmäßigen Sonettisten des sechzehnten Jahrhunderts als große Dichter.

Mein Lieblingsspaziergang am Abend führt mich am Tempel der Vesta vorüber längs des Tiber nach dem Thore Sankt Paolo. In dieser einsamen Gegend hat sich der Geist der Schwermut, der in ganz Rom waltet, besonders konzentrirt. Das alte Gebäude, das den Namen „Haus des Rienzi" führt, erinnert an die unselige Periode des Mittelalters, als Rom unter den Parteikämpfen der Savelli, Orsini, Colonna blutete. Da stieg in dem feurigen Geist des Rienzi und einiger seiner Freunde die Idee auf, sie könnten die ewige Stadt in ihrer früheren Herrlichkeit wieder herstellen. Petrarca hat in einer seiner schönsten Canzonen diesen Hoffnungen beredten Ausdruck gegeben; er sieht darin schon im Geiste, wie die Theater, Siegesbogen, Paläste, „die Ein großer Ruin bedeckt", sich wieder aus dem Schutte erheben. Da die Faszination des Namens Rom während des ganzen Mittelalters so groß war, daß sie die deutschen Kaiser mit ungezählten Heerscharen fort und fort nach dem Tiberstrande zog, um das alte Imperium wieder aufzurichten, so begreift es sich, wie der von Patriotismus glühende Dichter sich von der Unternehmung des Rienzi Erfolg versprechen konnte. Dieselbe nahm, wie der Volkstribun selbst, schnell ein klägliches Ende. In der Umgebung von seinem Hause erblickt man weithin nichts als Trümmer. Längs des gelben „weltschuttführenden", weg von Rom sich wendenden Tiber nehme ich den Weg nach meinem Lieblingsplatze, dem protestantischen Kirchhof an der Pyramide des Cestius, und

ich weile dort, bis das Abendrot verglüht ist. Während diese einsame Stätte durch den Schmuck immergrüner Bäume und Gesträuche, sowie durch die Blumen, die selbst im Winter zwischen den Gräsern sprießen, das Auge erfreut, lädt der graue Denkstein des Cajus Cestius, laden die verwitterten Stadtmauern und die Marmorplatten über den Gräbern zu ernster Betrachtung ein. Es ruhen hier viele Nordländer, besonders junge deutsche Maler; der berühmteste unter ihnen ist Carstens, dieser von hellenischem Schönheitssinn ganz durchdrungene Künstler, den man mit weit mehr Recht als Mengs den Begründer der neueren deutschen Malerei nennen darf. Während seines Lebens ließ Deutschland ihn, wie es dies seinen besten Söhnen gegenüber zu thun pflegt, elend verkümmern; er sank darbend und mit dem niederbeugenden Gefühl, völlig verkannt zu sein, in ein frühes Grab, und auch jetzt noch wird er nur in ausgewählten Kreisen gebührend geschätzt, indessen Pfuscher ihre Ware auf dem Markt zu hohen Preisen an den Mann bringen.

Wenn ich alle die Gräber der hier Ruhenden überschaue, tritt mir oft auch der Gedanke an den eigenen Tod vor die Seele. Meine seit Jahren wankende Gesundheit ist tiefer erschüttert als je, und ich kann nicht wissen, wie lange mir noch unter den Lebenden zu wandeln vergönnt ist. Da erscheint es mir oft lockend, auf diesem Friedhof, einem der lieblichsten Plätze der Erde, bestattet zu werden. Doch das kann nicht sein; meine Gebeine werden fern im Norden neben denen der Teuren ruhen, die mir vorangegangen sind; und ich will damit zufrieden sein. Ich weiß, die Erdschicht, die sich über meinen Sarg hinbreiten wird, kann nur meine Hülle, nicht mich selbst festhalten. Seit meiner Jugend habe ich gestrebt, mich vom Staube emporzuringen, alles Große und Schöne, was Vergangenheit und Gegenwart bieten, mir zu eigen zu machen und den edlen und hohen Menschen, die zuvor gewesen,

auf ihrer Bahn nachzueifern. Ich habe gesucht, so viel zu lernen, wie es mir nach meinen Geisteskräften möglich war, habe bei den Weisen aller Völker meinen Wissensdurst zu löschen gestrebt, doch er ist unbefriedigt geblieben. Die großen Rätselfragen über die Welt und die Zukunft der Menschheit sind mir nicht gelöst worden; und nun sollte ewige Nacht mich decken, der Schleier des Geheimnisses sich mir nie lüften? Nein! neben meinem Grabe wird die Hoffnung auf ein anderes Leben Wacht halten. Eben der Drang nach Erkenntnis, der so unauslöschlich in meine Seele gepflanzt ist, gibt mir Bürgschaft, daß er einst gestillt werden muß. Ich kenne sehr wohl die Einwürfe, die der Materialismus gegen eine persönliche Fortdauer macht, und gebe zu, daß der Verstand sie nicht widerlegen kann. Aber der Verstand ist nicht das Höchste im Menschen. Es lebt in ihm ein mächtiges, unzerstörbares Gefühl, welches ihm sagt, daß sein tiefstes, innerstes Sein nicht der Vernichtung anheim fallen kann. Ich habe oft in stillen Stunden mich von den Geistern lange dahin Geschiedener umschwebt gefühlt, an deren Werken ich mich genährt und erhoben, an deren hohen Thaten ich mich begeistert habe. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß ich ihnen noch näher treten werde, als es in dieser meiner Erdenhülle geschehen konnte, daß ich an ihrer Seite, wenn auch der letzte unter ihnen, hoch und höher durch die Unermeßlichkeit emporschweben werde, bis ich endlich das Licht des Lichtes sehe. Und so will ich denn getrost die Augen zuschließen, mag man mir nun mein Grab am Tiber oder am Ufer der Ostsee schaufeln!

31.

St. Sauveur in den Pyrenäen, im September 1858.

Ich bin auf die Fußstapfen meiner jungen Jahre zurückgekehrt, um eine Reise zu machen, die mich sehr angezogen, deren eigentliches Ziel, Roland's Grabstätte im Thal von Ronceval, ich aber damals nicht erreicht hatte, weil das Betreten des spanischen Bodens durch den gerade hier wütenden Carlistenkrieg unmöglich geworden war. Deshalb nahm ich meinen Weg von Bayonne aus durch das französische Baskenländchen, diese kleine, merkwürdige Provinz, wo ein Teil der Urbewohner des alten Iberien sich noch mit seiner Sprache erhalten hat. Es ist seltsam, daß dieses Volk hier sowohl, wie in einem Teile des nördlichen Spaniens durch so viele Jahrhunderte fortgedauert, auch seine Sprache, auf die es stolz ist und die es die vollkommene nennt, literarisch kultivirt hat, und daß die übrigen Nationen von ihm und seiner Eigentümlichkeit so wenig Notiz nehmen. Die Franzosen, natürlich nur diejenigen, denen es an historischen Kenntnissen gebricht, sind der Meinung, die Basken redeten ein abscheuliches, barbarisches Kauderwelsch, und ahnen nicht, daß dieser von ihnen verachtete Jargon eine um viele Jahrtausende ältere Sprache ist, als ihre eigene, aus verdorbenem Latein entstandene Mundart. Das Haupthindernis für die Verbreitung des Baskischen oder Iberischen ist seine erstaunliche Schwierigkeit, deren Ueberwältigung doch nicht wie beim Sanskrit oder Arabischen durch reiche Literaturschätze belohnt wird. So ist dasselbe bisher nur von den eigentlichen Linguisten, welche Sprachen um ihrer selbst willen oder zum Zweck etymologischer Forschungen studiren, und von Historikern erlernt worden, die sich Aufschlüsse über die älteste Geschichte Europas aus ihm versprachen. Die glänzendsten Resultate hat auf diese Weise Wilhelm von Humboldt gewonnen, indem er durch Vergleichung vieler Ortsnamen

auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel, sowie in einem großen Teile des alten Gallien festgestellt hat, daß das Volk der Basken, identisch mit dem der Iberer, vor undenklichen Zeiten einen weiten Teil des westlichen Europa einnahm. Auf meiner Wanderung durch das französische Baskengebiet traf ich verschiedentlich Leute, die kein Wort Französisch verstanden, so daß ich wirklich in Verlegenheit geriet, weil ich keine Erkundigung über die Richtung des einzuschlagenden Weges einziehen konnte; ich war daher genötigt, in Ustaritz, dem Hauptort der Gegend, einen Führer zu nehmen, mit dem sich freilich auch wenig reden ließ.

Die Landschaft fand ich recht freundlich: wohl angebaute Hügel und Thäler. Mir entgeht stets ein Hauptgenuß des Reisens, wenn ich mich mit den Bewohnern eines Landes nicht verständigen kann, und so habe ich es überall dahin zu bringen gesucht, mich in den einheimischen Sprachen wenigstens notdürftig ausdrücken zu können. Aber hier wäre für eine Wanderung weniger Tage zu diesem Zweck ein Aufwand von Zeit und Mühe erfordert worden, der offenbar die Kosten nicht gedeckt hätte. Daher war ich froh, als ich wieder in Gegenden kam, wo alle Welt französisch redete. Nun hoben sich auch die Gebirge der Pyrenäen zu großartigeren Formen, und der Weg von dem sehr schön gelegenen Oléron zwischen grünenden Nußbäumen und Kastanien nach Saint Jean Pied du Port schien mir ungemein malerisch. Von hier aus ist es nur noch ein Spaziergang bis an die spanische Grenze. Ich passirte dieselbe, indem ich, das Flüßchen Nive überschreitend, das Dorf Valcarlos betrat und in einem hübschen kleinen Gasthof einkehrte, der mir von meiner ersten Anwesenheit hier vor dreiundzwanzig Jahren noch lebhaft in der Erinnerung stand. Ich hatte damals den regen Wunsch, Ronceval zu besuchen, erfuhr indes eben hier definitiv, wovon mir schon vorher vage Kunde geworden war, daß dieses ein auf vernünftige

Weise nicht zu unternehmendes Wagestück sei. Gerade das nördliche Spanien wurde damals von wilden Banden durchstreift, welche für den absoluten König zu kämpfen vorgaben, aber im Grunde gemeine Räuberhorden waren und überall sengten, plünderten und mordeten. Der Wirt des trefflichen Gasthauses, der, wenn er auch Anhänger des Don Carlos war, doch ein recht gutmütiger Mann zu sein schien, schlug mir vor, die Tracht der Landbewohner dieser Gegend, die mir zu leihen er sich erbot, anzulegen und in solcher Verkleidung seinen Schwager, der in den nächsten Tagen in Geschäften nach Ronceval gehen müsse, dahin zu begleiten — er könne mir dann garantiren, daß mir nichts Böses geschehen werde. Ich acceptirte diesen Vorschlag dankend und nahm deshalb für einige Tage meinen Aufenthalt in Valcarlos. Dort lag eine ziemlich starke christinische Besatzung, und ich war also in dem Orte selbst nicht gefährdet; jedoch Offiziere, die ich in dem Wirtshause kennen lernte, warnten mich, die Spaziergänge, durch die ich mir die Zeit zu kürzen suchte, anderswohin, als auf französisches Gebiet zu richten. So kam mein Vorsatz schon wieder einigermaßen ins Wanken. Am Tage vor meinem beabsichtigten Aufbruch hörte ich dann so haarsträubende Berichte von den Atrocitäten, welche die Carlisten in eben diesen Tagen, nicht fern der Grenze, begangen hatten, daß ich es trotz meiner damaligen zwanzig Jahre als eine Thorheit erkannte, um einer romantischen Liebhaberei willen mein Leben, zum mindesten meine Freiheit, aufs Spiel zu setzen. Deshalb nahm ich mit schwerem Herzen von meinem freundlichen Wirte Abschied und trat den Rückweg nach Frankreich an. Der damals gescheiterte Plan sollte denn nun, mehr als zwei Dezennien später, ohne alle Schwierigkeit zur Ausführung kommen. Ich bestieg ein Pferd und schlug, begleitet von einem spanischen Führer, die Straße nach Pampelona ein. Unstreitig war dieser Bergpaß seit den Zeiten, als die schäumende Flut

der Araber sich zuerst über die ganze Halbinsel ergossen und sich dann auch über den Damm der Pyrenäen hingewälzt hatte, der Schauplatz vielfacher Kämpfe zwischen Moslimen und Christen gewesen. Nachdem es eine Zeit lang zweifelhaft geblieben, ob die Söhne des Propheten nicht ganz Frankreich unterjochen würden, warf Karl Martell sie in der gewaltigen Schlacht von Tours wieder nach Süden zurück, und nur einzelne ihrer Scharen behaupteten sich noch eine Zeit lang im südlichen Gallien. Doch wurden bei dem zwischen Christen und Moslimen wütenden Haß noch viele Streifzüge über das Gebirge gemacht. Die berühmte Schlacht von Ronceval ist vermutlich nur eines unter vielen Gefechten, die hier stattgefunden und im Volksmunde über alles Maß vergrößert worden. Die arabischen Geschichtschreiber geben, wie es scheint, keinerlei Kunde davon, was sie doch sicher gethan hätten, wenn die Niederlage der Christen eine so schwere und für die muhammedanischen Waffen so glorreiche gewesen wäre. Dennoch läßt sich, wie viel auch die Fabel die Thaten Karl's des Großen und seiner Paladine ausgeschmückt hat, das ganze Ereignis ebensowenig wie die Gestalt des Roland für eine bloße Erfindung der Dichter erklären. Wer das annehmen, wer behaupten wollte: alle die noch heute in den verschiedenen Städten aufrecht stehenden Rolandsbilder, alle Gesänge der verschiedenen Nationen zur Verherrlichung des gewaltigen Ritters hätten einem leeren Schatten gegolten, einem Geschöpf der Einbildungskraft, das nie Existenz auf Erden gehabt, der wäre doch nahe daran, die ganze Weltgeschichte, wenigstens der früheren Jahrhunderte, zu einem leeren Traumbild zu gestalten. Allerdings ist die Stelle in Eginhard's Leben Karl's des Großen, wo unter den bei Ronceval gefallenen Helden auch Karl's Neffe Hruodlandus, der Präfekt der britannischen Nordmark, genannt wird, nicht in allen Manuskripten vorhanden und könnte daher erst später aus Gedichten in dasselbe

aufgenommen worden sein. Aber wie vieles in aller Geschichte läßt sich gar nicht urkundlich durch versiegelte und verbriefte Dokumente nachweisen, wie viele große Männer der Vorzeit sind vom Schleier der Sage umkleidet, aus dem sich ihre Glieder nur in schwankenden Umrissen ablösen! Wollen wir sie nun deshalb für bloße Phantasiegeschöpfe ausgeben, so setzen wir uns möglicherweise einem spätern großen Dementi aus. In dieser Art war schon mit vielem Scharfsinn behauptet worden, wir wüßten nichts von einem Cid, nicht einmal, ob ein solcher je gelebt habe. Nun aber verbreitet sich aus arabischen Quellen plötzlich unerwartet Kunde über ihn, und er steht im vollen Licht der Geschichte vor uns da. Warten wir daher ab, ob nicht auch der alte Roland, und mit ihm zugleich Wilhelm Tell, eine ähnliche historische Auferstehung feiern werden! — Der nachher in so ungeheuerlicher Weise ausgeschmückte Vorgang der Schlacht bei Ronceval ist mutmaßlich folgender. Als der Omajjade Abdurrahman I. sich zum Oberherrn des größten Teils von Andalusien aufgeworfen hatte, hielt der Emir von Saragossa noch die Fahne der Abassiden aufrecht und sandte Boten an den gewaltigen Kaiser Karl nach Paderborn, um dessen Hilfe anzuflehen. Karl beschloß, diese zu gewähren, unstreitig mit dem Hintergedanken, bei dieser Gelegenheit für sich selbst Macht in Spanien zu gewinnen und dort das Christentum auszubreiten. Er zog mit einem stattlichen Heere über die Pyrenäen und vor die Wälle von Saragossa. Allein hier hatten sich die Dinge unterdessen anders gestaltet. Die Unterthanen des Emirs, unzufrieden über das Einrücken von Christen, empörten sich gegen ihren Gebieter, und dieser hatte nicht so viele Gewalt über sie, daß er seinen Helfer und Bundesgenossen in die Thore seiner Hauptstadt einlassen konnte. So wandte sich Karl, den überdies der Sachsenkrieg nach Norden rief, wieder auf den Heimweg. Er selbst hatte schon die Pyrenäen überschritten, als in Ronceval

oder Roncesvalles die Nachhut seines Heeres von verräterischen Basken überfallen und größtenteils niedergemetzelt wurde. Dies Ereignis ist gewiß von untergeordneter Bedeutung und konnte nur geringe Teilnahme erregen. Aber die Sage und Dichtkunst haben sich an ihm entzündet und das entlegene Pyrenäenthal mit einem Glanze umkleidet, wie er kaum noch eine andere Oertlichkeit außer der Ebene von Troja umstrahlt. Durch umherziehende Sänger ward Ronceval mit dem Untergange Roland's und seiner Tapferen der Mittelpunkt des carolingischen Sagenkreises, des größten und reichsten des Mittelalters. Nachdem lange einzelne Lieder hiervon zur Leier geklungen, wurden in einer lateinischen Kompilation des elften Jahrhunderts, welcher man fälschlich den Namen des Erzbischofs Turpin beilegte, die verschiedenen Traditionen und Legenden zu einem zusammenhängenden Ganzen verschmolzen, in welchem der historische Kern schon schwer zu erkennen ist. Nach dieser Chronik erblickt Karl der Große in einer Nacht eine funkelnde Masse von Sternen am Himmel, die sich wie ein langer Weg von der Küste von Friesland bis nach Galicien hinzieht. Zu dreien Malen wiederholt sich ihm diese Vision, und der heilige Jacobus, ihm erscheinend, fordert ihn auf, Spanien aus der Gewalt der Muhammedaner zu befreien und das Kreuz wieder auf ihre Götzentempel zu pflanzen. Der Aufforderung folgend, bricht denn der Kaiser mit einem gewaltigen Heere auf; er zieht siegreich von Meer zu Meer, weiht die Moscheen wieder dem christlichen Glauben und läßt die Muhammedaner, die sich weigern, die Taufe zu empfangen, niedermetzeln. Als schon ganz Spanien in seinen Händen ist, wirft sich ihm jedoch ein König Aigolandus aus Afrika mit zahllosen wilden Völkerschaften aus dem fernen Morgenlande entgegen; es entspinnt sich ein ungeheurer Krieg, in welchem ebenso Karl mit seinen Helden Roland, Oliver, Rainold von Montalban, Garin, Oger und Ganelon und so weiter, als die Heiden Wunder der

Tapferkeit vollbringen. Schließlich ist die Halbinsel wieder in der Macht des Kaisers. Nur zwei muhammedanische Könige, Marsirius und sein Bruder Beligand, behaupten noch ihre Unabhängigkeit in Saragossa. Karl sendet an sie Ganelon mit der Aufforderung, sich taufen zu lassen; sie aber bestechen den habsüchtigen Abgesandten und schicken durch ihn reiche Geschenke an den Kaiser, indem sie versprechen, nächstens nach Frankreich zu kommen und das Christentum anzunehmen. So tritt der Kaiser seinen Heimweg an; Roland und Oliver mit zwanzigtausend Mann bilden die Nachhut des Heeres und decken den Pyrenäenpaß Ronceval. Da erscheinen die beiden Könige von Saragossa auf den umliegenden Höhen mit fünfzigtausend Saracenen; die Christen sind abgeschnitten und können den von ringsher auf sie geschleuderten Speeren und Lanzen, den herabgewälzten, Alles zermalmenden Felsblöcken nicht standhalten. Von Allen entrinnen nur Wenige, wie Turpin und der Verräter Ganelon. Roland selbst steht noch aufrecht. Er stößt in sein elfenbeinernes Horn, und auf seinen Ruf sammeln sich wieder hundert Tapfere um ihn. Mit diesen dringt er in das Lager der Heiden ein und erschlägt den treulosen König von Saragossa. Seine hundert Gefährten werden niedergemacht, er selbst, schwer verwundet, irrt durch die Wälder und sinkt zuletzt in dem Engpaß von Cisera auf einen Marmorblock nieder. Er fühlt den nahen Tod und schlägt sein gewaltiges Schwert Durenda, damit es zersplittere und nicht in die Gewalt der Heiden falle, mit aller Kraft gegen den Marmor. Der Stein indes geht in Trümmer, während die Klinge unversehrt bleibt. Nun stößt er so mächtig in sein Horn Olifant, daß ihm die Adern des Halses springen. Der Schall dringt acht Stunden weit bis zu Karl dem Großen; mehrere Ritter eilen herbei und finden den Paladin sterbend. Auf die Nachricht kommt auch Karl mit dem geretteten Teil seines Heeres, bricht nach Saragossa auf und übt an den Saracenen Rache.

In Ronceval vollstreckt er dann sein Strafgericht an Ganelon, dessen Verrat zu Tage gekommen ist, und bestattet, nachdem er die Leichen der Krieger hat beerdigen lassen, diejenige seines Neffen Roland zu Blava. — Diese Chronik des angeblichen Turpin darf als die Hauptquelle für alle die späteren Lieder über Roland angesehen werden, obgleich nebenher auch noch andere seit früher Zeit in Umlauf gewesen sein mögen. Der Strom der Gesänge, welche den gewaltigen Paladin verherrlichten, schwoll und schwoll, bis er nahezu den ganzen Weltteil überflutete. Deutschland sowohl als Frankreich hatte sein berühmtes Rolandslied; die spanischen und portugiesischen Sänger feierten den großen Helden in zahllosen Romanzen wie einen Nationalheros. Vor dem Beginn der Schlacht von Hastings sang Taillefer angesichts des Heeres von Wilhelm dem Normannen das Lied von Roland. Zur eigentlichen Heimat der Dichtungen dieses Sagenkreises aber wurde Italien. Umfangreiche Epen, die Thaten Kaiser Karl's und seiner Paladine gegen die Saracenen und Roland's Untergang behandelnd, waren im fünfzehnten Jahrhundert verbreitet, unter ihnen besonders hervorragend La Spagna von dem Florentiner Sostegno di Zanobi. Dieses in Stanzen verfaßte Gedicht, wie die anderen ungefähr gleichzeitigen: Buovo von Antona, Königin Anchroja, Fräulein Rovenza mit dem Hammer und Leandra war, wie aus den Anreden an das Auditorium hervorgeht, darauf berechnet, vor einem Kreise von Zuhörern recitirt zu werden. Es ist im Stil feierlichsten Ernstes gehalten, und der Verfasser scheint auch das ausschweifendste Wunderbare, das er berichtet, zu glauben. Allein nicht lange nachher schlug der sehr begabte Dichter Pulci bei Behandlung dieses carolingischen Sagenstoffes einen ganz verschiedenen Ton an, indem er die genannten Epen, besonders die Spagna, vielfach parodirte, die Erzählung der Begebenheiten durch skurrile Wendungen unterbrach, seinen Helden Redensarten des gemeinen toskanischen Pöbels in den

Mund legte und mit der alten Tradition wie mit den Epen, die sie so andachtsvoll gefeiert, nicht viel anders verfuhr, als Cervantes mit den Ritterromanen. Noch einmal suchte Bojardo in seinem „Verliebten Roland“ die alte romantische Zeit, frei von allen entweihenden Zügen im Geiste des Mittelalters heraufzubeschwören. Aber die Zeiten, und mit ihnen die Sinnesart der Menschen, hatten sich verändert und er konnte keinen rechten Anklang mehr auf die Dauer im Publikum finden. Auch löste er sich von der mittelalterlichen Tradition ab, indem er einen großen Teil der Gestalten und Ereignisse seines Gedichts selbst erfand. Die rechte Weise, den Italienern zu behagen, entdeckte nun Ariost, der, was die Geschichte und Abenteuer der Helden anlangt, in seinem Rasenden Roland den Verliebten Roland des Bojardo nur fortsetzte, allein die ganze Wunderwelt der Sage und Phantasie, die er vor den Hörern ausbreitete, bloß als ein heiteres Spiel des Geistes behandelte, für das er keinen Glauben in Anspruch nahm. Mit Humor und Ironie, die nur hie und da mehr in Ernst übergehen und Teilnahme des Gemüts beanspruchen, betrachtet er das Treiben seiner Helden und Frauen, ohne jedoch von der derben Persiflage und Parodie des Pulci Gebrauch zu machen. Mehr der Manier des Letzteren näherte sich dann von neuem Berni, indem er in seiner Ueberarbeitung des Bojardo Alles, was dieser ernst und pathetisch vorgetragen, ins Komische herüberzog.

Der Stelle, welche neben Ilion und Priamus' heiliger Veste vielleicht eine größere Rolle in der Poesie gespielt hat, als irgend eine andere, zog ich nun an einem schönen Morgen entgegen. Es machte mir Freude, aus den Reden meines jungen spanischen Führers zu entnehmen, daß derselbe sich ganz wohl mit den Heldenthaten Karl's des Großen und seiner Paladine, wie mit dessen Niederlage in den Pyrenäen vertraut zeigte. Es war das unstreitig eine Folge des diesen Gegen-

stand behandelnden Volksbuches, welches nebst vielen anderen ähnlichen noch heute auf den Märkten der spanischen Städte verkauft wird. Mir selbst war bei meinem jetzigen Zuge nach dem berühmten Kloster von Ronceval sehr wohl bewußt, daß diese Oertlichkeit ihr Interesse weit mehr der Dichtkunst, als der Geschichte entlieh. Ich sagte mir, das Kloster könne erst einer Periode angehören, die Jahrhunderte hinter der Katastrophe in dem Pyrenäenpasse liege, und jedenfalls müßten alle Reliquien von Roland oder den anderen Helden, die man dort zeige, apokryph sein. Aber trotzdem schätze ich mich glücklich, das sangberühmte Thal, dessen Name schon so oft an mein Ohr geklungen, besuchen zu dürfen, und würde zu dem Zweck noch viele Meilen weiter gereist sein. Möge man das Chimäre nennen! Allein nähme man alle Reize, mit welcher die Einbildungskraft die Welt schmückt, hinweg und ließe nur die nackte, thatsächliche Wirklichkeit auf ihr zurück, so würde sie zur Wüste verwandelt werden. Mögen Taktiker auf das halb im Fabelreiche gelegene Terrain von Ronceval als auf ein für ihre militärischen Studien unfruchtbares verachtend herabblicken, für mich ist es ein ungleich interessanterer Ort, als hundert Schlachtfelder aus dem dreißigjährigen oder spanischen Erbfolgekriege, von denen wir noch genaue Situationspläne besitzen.

Der Weg von Valcarlos aus war zuerst noch schön bewaldet; doch wie er höher stieg, verminderte sich die Vegetation. Lange ging es über ein ziemlich ödes Hochplateau hin; dann that sich vor mir, überragt von hohen Gipfeln, das Thal von Ronceval auf. Das in demselben gelegene Dorf gleichen Namens ist recht armselig, das berühmte Kloster ein großes Gebäude, das einzig durch seine Masse, nicht durch seinen Baustil imponiren kann. In der darin befindlichen Kirche werden mancherlei Reliquien gezeigt, z. B. die Stiefel und ein Handschuh Roland's, sowie die rotsammetnen Schuhe des Erzbischofs Turpin. In einem andern Teile des Dorfes steht eine

Heiligegeistkapelle, welche über einer Grube errichtet worden sein soll, in der die Gebeine der gefallenen Christen ruhen.

Da ich wohl wußte, daß es in Ronceval an einem guten Unterkommen gebreche, hatte ich mich mit Proviant versorgt und verzehrte denselben in einer armseligen Venta von dem nämlichen Charakter, wie er in Spanien von der französischen Grenze an bis hinunter nach Cadix herrscht. Der redselige Wirt war sehr bewandert in der Geschichte seines Heimatsdorfes und erzählte ebenso von den Kämpfen, die hier in der napoleonischen Zeit zwischen Marschall Soult und Wellington stattgefunden, wie von der Niederlage Karl's des Großen, als wären sie nur durch einen kurzen Zwischenraum von einander getrennt gewesen, und als hätte noch sein Großvater Zeuge der letzteren sein können. Er holte eine alte, fast ganz zu Fetzen gelesene Romanzensammlung herbei und las mir mehrere Stücke daraus vor, darunter die Romanze, welche anfängt: „Uebel ging es euch, Franzosen, auf der Jagd von Ronceval!“ Nachdem ich meine Mahlzeit beendigt, wollte er mich dienstbeflissen zu der Stelle führen, wo der sterbende Roland in sein Horn Olifant geblasen habe und dann verschieden sei; aber da der Tag schon vorgerückt war und ich Abends in Valcarlos zurück sein wollte, begnügte ich mich damit, noch etwas weiter auf der Straße nach Pampelona durch das fruchtbare Thal ins Land hereinzureiten, und kehrte dann auf dem nämlichen Wege um, mehrmals Halt machend und mir die Lokalität ins Gedächtnis einprägend.

Es ist beachtenswert, daß sich unter den Basken noch ein Gesang: „Das Lied von Altabizcar“ erhalten hat, in welchem die Nachkommen der alten Iberer für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, die Nachhut von Karl's des Großen Heer überfallen und vernichtet zu haben. Ferner erscheint es merkwürdig, welche von allen übrigen Traditionen abweichende Gestalt die Geschichte von Roland's Untergang in der spanischen

Sage angenommen hat. Nach dieser soll es ein kühner junger Asturier, Bernardo del Carpio, gewesen sein, der den Franzosen die Niederlage von Ronceval bereitete und Roland erschlug. Er war ein Sohn von König Alfonso's Schwester Ximena, die wider den Willen ihres Bruders eine Verbindung mit dem Grafen von Saldaña eingegangen war. Der König hatte in seinem Zorn darüber die Schwester in ein Kloster verstoßen, den Grafen in einen unterirdischen Kerker werfen, den Sohn aber in völliger Unwissenheit über seine Herkunft erziehen lassen. Zum Jüngling erblüht, zeichnet sich Bernardo vor allen Rittern des Landes durch glänzende Tapferkeit aus und sammelt einen großen Anhang um sich. Als der König, von den Arabern bedrängt, sich um Hilfe an Karl den Großen wendet und diesem als Preis dafür ein Gebiet in Spanien verheißt, braust des Jünglings verletztes Nationalgefühl empor, und in offener Empörung verlangt er die Zurücknahme der dem Kaiser Karl gemachten Zusage und setzt dieselbe auch durch. Da nun Karl ergrimmt nach Spanien aufbricht, stellt sich ihm Bernardo als Führer des gesammten asturischen Heeres entgegen, schlägt die Franzosen bei Ronceval und tödtet Roland mit eigener Hand. Schon vorher hat er das Geheimnis seiner Geburt erfahren und sich von dem König das Versprechen geben lassen, wenn er den Kampf siegreich durchführe, solle dieser seine Eltern in Freiheit setzen und, um den Makel unehelicher Geburt von ihm hinwegzunehmen, die Beiden miteinander vermählen. Aber der verräterische Alfonso bricht seine Zusage und treibt dadurch Bernardo von neuem in offene Empörung. Zuletzt sendet der König dem Jüngling einen Ring, auf dessen Vorweisung ihm das Thor zum Kerker des Grafen geöffnet wird. Bernardo will in die Arme des Vaters stürzen, findet aber nur eine Leiche. Er führt dann seine Mutter Ximena aus dem Gefängnisse herbei und vermählt sie dem todten Grafen von Saldaña; aber unmöglich kann er sich

mit dem Könige, der ihn so tückisch um den Siegespreis betrogen hat, versöhnen. Er erhebt vielmehr von neuem die Fahne des Aufruhrs gegen denselben. Diese Geschichte des Bernardo del Carpio, von der sich schwer ermitteln läßt, ob ihr irgend historische Begebenheiten zu Grunde liegen, ist in vielen Romanzen und später von Balbuena in einem großen Heldengedicht besungen worden.

Von Saint Jean Pied du Port begab ich mich nach dem reizend angesichts der langhin gestreckten Pyrenäenkette gelegenen Pau, und von dort ins Gebirge, um dessen schönste Partien, die mir von früher her glänzend in Erinnerung standen, von neuem zu durchwandern. Ich sah Cauterets mit seinem wildromantischen See von Gaube. Wenn mich zu anderen Gegenden die Dichtungen, deren Schauplatz sie sind, hingezogen haben, so kann ich nicht behaupten, daß Begeisterung für Heine's Atta Troll mich zu diesem See gelockt hätte; ich weiß sehr wohl manche lyrische Gedichte Heine's, sowie auch den glänzenden Witz in seinen Prosaschriften zu schätzen, habe aber nie begreifen können, wie sein Bärenepos vom Lac de Gaube hat Beifall finden können. Die Erfindung desselben ist doch gleich Null. Auch der Witz, über den sonst der Autor gebietet, ist nur in homöopathischen Dosen verteilt; die höchst nachlässige und saloppe Form endlich sinkt oft zur gemeinsten Prosa hinab. Es scheint mir ein Grundgesetz der komischen Dichtung, die auf wirklichen poetischen Wert Anspruch macht, daß sie den höchsten Glanz der Sprache und der Versbildung entfaltet. Das zeigen die burlesken Gedichte der Italiener von Pulci herab bis auf Tassoni und Casti, das auch die von ihnen angeregten komischen Gedichte der Engländer, wie Whistlecraft's und Byron's. Schon die altfranzösischen fabliaux und unser Reineke Fuchs verdanken einen Teil ihrer Anziehungskraft ihrer Versifikation. Wie armselig und roh erscheint dagegen Atta Troll! Sprudelnder Geist und

reiche poetische Erfindung könnten freilich auch in solcher ungeschlachten Form sich geltend machen und über dieselbe hinwegsehen lassen. Da hier indes wenig davon zu entdecken ist, steht das Ganze als ein wertloses Produkt da, und ich möchte sogar der Jobsiade und Blumauer's travestirter Aeneide den Vorzug geben. Diejenigen, die Heine als den deutschen Aristophanes gepriesen, müssen wohl nie eine Zeile von dem großen attischen Komiker gelesen haben. Eine einzige Seite aus Platen's „Verhängnisvoller Gabel" verleiht Letzterem vollgiltigen Anspruch auf den Namen, den nur Unbildung und Unwissenheit Heine beilegen konnten.

Die Pyrenäen stehen gewiß im Allgemeinen an Großartigkeit hinter den Alpen zurück; doch gibt es einen Punkt in denselben, der sich dem Herrlichsten, was letztere darbieten, völlig gleichstellen kann. Dies ist das sogenannte Amphitheater von Gavarni. Ich habe den Badeort Saint Sauveur zu meinem Aufenthalt genommen und von hier aus zu wiederholten Malen den Ausflug nach jener Gebirgsschlucht und ihrer wunderbaren Scenerie gemacht. Schon Saint Sauveur liegt prächtig auf einer Anhöhe über einem grünenden Thal, durch welches der Gave — so heißen in den Pyrenäen alle Gebirgsbäche — in schäumenden Wellen hinschießt. Der Weg von hier nach Gavarni, der sich immer längs des brausenden Wassers zwischen wild aufgetürmten Felsblöcken windet, bietet die mannigfaltigsten Perspektiven. Zuletzt schließen sich die Bergmassen zu einem Hochthal auf, dessen Südseite in weitem Halbkreise von gigantischen himmelragenden, zwischen Frankreich und Spanien emporsteigenden Felsen begrenzt ist. Noch gegenwärtig, nach einem sehr heißen Sommer, liegt auf den Höhen und an den Abhängen, da, wo sie einigermaßen Halt gewähren, beträchtlich viel Schnee. Allerdings bietet das Amphitheater jetzt keinen ganz so imposanten Anblick, wie ich ihn vor Jahren hier im Mai genossen hatte, als Alles mit Eis- und

Schneemassen überdeckt war. Die Formation der sich beinahe senkrecht aus der Tiefe bis zur Höhe von zehntausend Fuß erhebenden Steilwände des Marboré, der Frazona und wie die anderen Berge heißen mögen, ist von der kühnsten und gewaltigsten Art. Man glaubt, nicht die Natur habe dies Gestein erschaffen, vielmehr Titanen der Urwelt hätten die Wände als Bollwerk und Grenzscheide zwischen zwei Ländern aufgemauert. Von oben stürzt der Gave de Pau, ein gewaltiger Wasserstrahl, der den Staubbach um mehrere hundert Fuß an Höhe übertrifft und die höchste Cascade Europas sein soll, in den Zirkus hinab. Zur Seite schlängelt sich ein steiler, nur dem sicheren Fuß des Maultieres zugänglicher Pfad empor und führt über den höchsten First der Gebirgsmauer nach Aragonien. Dort oben sind die Felsen wie ein kolossales Thor senkrecht gespalten. Dieser Durchgang führt den Namen „die Rolandsbresche", und es geht die Sage, der Paladin habe die ungeheure Bergmasse mit Einem Hiebe seines Schwertes durchhauen. So findet man sich hier wieder unter die magnanime menzogne der Ritterpoesie versetzt, und wenn man den zur Seite aufragenden stahlblauen, gleich einem Schloß gebauten Felsen betrachtet, so möchte man glauben, Ariost habe die Gegend gekannt und hierher den Zauberpalast des Riesen Atlas verlegt; so genau paßt seine Schilderung auf diese Lokalität.

32.

Avignon, im Oktober 1858.

Von den Pyrenäen begab ich mich nach Toulouse, und habe dann weiter das Land der Troubadours in seiner ganzen Ausdehnung durchreist, an manchen Punkten Halt machend und alte zerfallene Burgen ersteigend, die einst, wenn

die auf den Wällen flatternde Fahne Ritter und Damen zum fröhlichen Feste lud, von den Tenzonen der Dichter, den Harfenklängen der Jongleurs widerhallten. Der Name der Provence hat von jeher eine große Faszination über mich geübt. Die hier heimatlichen Sagen von Aucassin und Nicolette, von Peter von Provence und der schönen Magelone haben meine Phantasie früh gefangen genommen. Wenn ich mir auch nicht verhehlte, daß den Gesängen der Troubadours eben kein hoher dichterischer Wert zuzugestehen sei, so erschien mir doch das Leben, das sich in den Adelsschlössern des südlichen Frankreichs entfaltete, in einem blendenden Glanz der Poesie. Prachtturniere in den Schloßhöfen, Abends durch Gelage und Tanzfeste gekrönt, wo sich der Reigen der Gäste beim Schall von Leier und Zither durch die Säle schlingt; Burgfrauen, in einsamer Schloßkapelle zur Mutter Gottes für einen geliebten Pagen betend; verstohlene Zusammenkünfte um Mitternacht, wo die Edelfrau in ihrem Erkergemach den Geliebten umschlingt, bis außen die warnende Pfeife des Wächters ertönt, welche den Morgen verkündet, und nun die Liebenden sich einander aus den Armen windend seufzen: „Ach Gott! Ach Gott! Was kommt der Tag so früh!“ — was braucht es mehr, um eine jugendliche Einbildungskraft zu entflammen? Dem entsprechend hatte ich mir die Provence selbst auch als ein üppig grünendes Land vorgestellt. Doch war ich schon bei meiner früheren Reise in solcher Hinsicht enttäuscht worden. Nur im Frühling, wenn die Myrten duften, die Mandel- und Pfirsichbäume ihre weißen Knospen erschließen, bekleiden sich die zackigen Felsen, wie die weithin gestreckten Flächen auf kurze Zeit mit einem freundlichen Gewande. Späterhin erscheint alles kahl und sonnenverbrannt, und die oft malerischen Formen des Terrains können kaum für den Mangel an Vegetation entschädigen. Im zwölften Jahrhundert mag das anders gewesen sein; als die zinnengekrönten Schlösser mit ihren Türmen weithin in das Land

hineinsahen, mögen auch manche der Felder und Abhänge bessere Kultur gehabt haben, wenngleich die steten Fehden von Baronen zu Baronen die Arbeit der Landbewohner oft zerstört haben müssen. Doch eine fürchterliche Katastrophe, wie sie nur wenige Gegenden der Erde betroffen, erging über das Land der Minne und des Gesanges, verwandelte seine Burgen wie Städte in Haufen rauchenden Schuttes und rottete das fröhliche und leichtlebige Geschlecht seiner Bewohner aus. Die entsetzliche Albigenserverfolgung, als sich Horden raub- und mordgieriger Fanatiker, geführt von dem heiligen Dominicus, in das Gebiet des Grafen Raimond von Toulouse ergossen, um ihn zu zwingen, seine schützende Hand von den Ketzern abzuziehen, überdeckte im Verlauf eines halben Jahrhunderts nicht nur diesen Teil Südfrankreichs, sondern auch die ganze Provence mit Leichen von Erschlagenen ohne Maß und Zahl. Nachdem schon ganze Ortschaften der Erde gleichgemacht, ganze Bezirke und Städte ausgemordet waren, strömten, gelockt durch den verheißenen päpstlichen Ablaß, noch immer neue, glaubenstrunkene Scharen heran, bis die ganze weite Strecke von der Rhone und Durance bis gegen die Pyrenäen hin zu Einer Wüste geworden war, auf der dann die Inquisition ihre grause Henkerbühne aufschlug. Von diesen Orgien religiöser Verheerungswut, die später noch in den Dragonaden Ludwigs XIV. und den Cevennenkriegen ihre Fortsetzung fanden, hat sich das Gebiet der Langue d'Oc niemals wieder erholt. Mit Trauer schweift der Blick über diese große Trümmerstätte, dieses weite Feld Akeldama, in welchem die Leiche eines ganzen Volkes modert. Die Nachwelt kann nicht umhin, diesem Volk die Thräne des innigsten Mitleids zu weihen, auf das Haupt seiner Mörder aber den schwersten Fluch zu schleudern. Hätte jene Periode des Rittertums, die sich so glänzend in der Provence erschloß, im Wandel der Zeiten ruhig ihr Ende gefunden, wir würden ihr mindere Teilnahme schenken, wir würden vielleicht sogar

sagen, es sei nicht schade, daß sie von der Erde verschwunden, da es doch eine Epoche feudaler Tyrannei gewesen, in welcher der Adel alles gegolten, der Bauer aber in einem Zustande der drückendsten Knechtschaft gelebt habe; während die Barone Feste gefeiert und die edlen Damen ihren Liebschaften nachgehangen, hätten die Leibeigenen im Frondienste geschmachtet oder unten in dunklen Burgverließen geseufzt. Aber eben der furchtbare Ausgang umgibt sie mit einem verklärenden Schein des Märtyrertums und läßt uns alle von den Baronen in ihren Städtekriegen mit einander sowie im Uebermute gegen ihre Vasallen verübten Frevel in einem milderen Licht erscheinen. Denn neben den himmelschreienden Missethaten, deren Opfer sie wurden, wiegen alle von ihnen vollbrachten Verbrechen nur leicht. So hat wegen ihres tragischen Ausganges auch die Kunst der Troubadours für uns ein höheres Interesse gewonnen, als wir sonst an den Liedern eines Bernard von Ventadour oder Bertrand von Born, ihres Gehaltes wegen nehmen würden. Wir sagen uns, daß die provençalischen Dichter die frühesten waren, die wie Frühlingslerchen am Himmel der europäischen Poesie jubelten, und daß auf diese erste Phase der gaja scientia sicher noch andere von viel höherer Entfaltung gefolgt sein würden, wenn nicht plötzlich ein jäher Untergang sie selbst wie alle ihre Keime und Knospen ereilt hätte. Wir denken, wie sich an den Liedern der Troubadours die Dichtkunst der übrigen Völker entflammt hat, wie die italienische Lyrik des Cino von Pistoja und des Dante von ihnen beeinflußt worden ist, wie Richard Löwenherz und Kaiser Friedrich II. ihre Weisen nachzuahmen suchten, und wie ein Nachklang von ihren Albas noch den süßesten Reiz in der Scheidescene von Shakespeare's Romeo und Julie bildet.

Solche Gedanken breiteten auf meiner ganzen Reise durch die Provence einen düstern Schatten der Trauer um mich her, und auch die goldene Herbstsonne, die über den Gefilden

lag, vermochte nicht, denselben für mich zu lichten. Avignon, wo ich ein paar Tage verweilte, ist auch nicht geeignet, den Geist zu erheitern. Eine finstere, tief zerfallene Stadt mit engen, vielgewundenen Gassen, erinnerte sie mich fast an alte maurische Festungen Andalusiens, wie Alhama oder Alcala de Guadaira. Ueber dem verworrenen Häuserlabyrinth ragt auf einem Felsen der gewaltige päpstliche Palast, das merkwürdigste Bauwerk, das Avignon aufzuweisen hat. Derselbe ist leider, gleich der in ihm enthaltenen Kirche, so vielfach in allen Teilen umgewandelt, daß von seinem ursprünglichen Zustande wenig mehr zu erkennen ist. Hie und da über dem Portal, an den Wänden oder über einer Säule erblickt man noch die halb erloschenen Umrisse von Fresken, mit denen Schüler Giotto's das Gebäude schmückten. Das liebliche Antlitz eines Engels oder eines Heiligen, das auf den Ruin herniederlächelt, läßt letzteren nur noch um so mehr hervortreten. Brand und Verheerung durch Menschenhände haben im Innern so gewütet, daß die anfängliche Bestimmung und Einteilung der Räume sich nicht mehr herausfinden läßt. Ein großer Teil ist in eine Kaserne umgewandelt, und französische Soldaten hausen in den ehemaligen Prunksälen und in den heiligen Kapellen der Päpste, ebenso wie einst die Landsknechte des Connetable von Bourbon in den Logen des Vatikan und in der Sistina ihr Lager aufgeschlagen hatten. Wie der Aufseher mich durch alle Oertlichkeiten des ungeheuren Gebäudes führte und ich bisweilen über Steingeröll und zerfallenes Gemäuer hinklettern mußte, konnte ich mich oft eines schaudernden Gefühles nicht erwehren, besonders da mein Führer Gefallen daran fand, mir Greuel aller Art zu berichten, die hier geschehen sein sollten. Kaum konnte ich ihm Unglauben entgegensetzen, als er mir die Kammern der Inquisition und in ihnen auch noch den Ofen zeigte, in welchem die Folterwerkzeuge glühend gemacht wurden, um die Ketzer zum Geständnisse zu zwingen.

Denkmale solcher grausen Barbarei sind noch über ganz Europa verstreut, geistliche und weltliche Gerichte aller Konfessionen haben viele Jahrhunderte hindurch in Anwendung sinnreicher Marterinstrumente einander überboten, und es wäre thöricht, die Päpste von Avignon besonderer Grausamkeit anzuklagen, weil sie eine Praxis geübt, die zu ihrer Zeit allgemein gebräuchlich war. Nicht völlig Zutrauen dagegen schenkte ich dem Aufseher in Bezug auf die Schreckenserzählung, die er in einem andern Teile des Palastes vorbrachte. Dort in einem jetzt zerstörten Saale sollte Papst Innocenz XXII. viele der vornehmsten Bewohner von Avignon zu einem Feste geladen und sie dann in Flammen haben umkommen lassen, und zwar aus Rache, weil sie früher seinen Neffen zur Strafe für begangene Ausschweifungen umgebracht. Historisch scheint der Vorgang nicht beglaubigt zu sein. Leider aber — mag auch diese Geschichte ebenso wie andere ähnliche erfunden worden sein — gibt es Zeugnisse genug, welche das schwärzeste Licht über das päpstliche Avignon und über das Leben der Statthalter Christi daselbst breiten. Vor allem gewichtig in solcher Hinsicht sind die Briefe des Petrarca. „Die Sonne hat nichts Häßlicheres beschienen," schreibt er von Avignon, „als dies Babylon des Abendlandes, und wahrlich dem brodelnden Cocyt oder dem Acheron des Tartarus gleicht der wilde Rhodan, wo die Erben der armen Fischer herrschen, die ihres Ursprunges wundersam vergessen. Es ist zum Erstarren, an jene zu denken und diese Leute anzusehen, wie sie von Gold strotzen und in Purpur einhergehen, von dem Raube der Fürsten und Völker lebend, statt daß sie Ruder schlagen. — Da muß man sehen statt heiliger Einsamkeit lasterhafte Gesellschaft und Scharen der verderbtesten Trabanten, statt Enthaltsamkeit schwelgerische Tafeln, statt frommen Pilgerns schweinische Trägheit, statt der nackten Füße der Apostel üppige Schnabelschuhe. Sie liegen auf Gold, sie decken sich mit Gold, sie fressen Gold; sie werden,

wenn ihr Herr nicht dem Luxus der Diener Einhalt thut, ihre Rosse noch mit Gold beschlagen. Kurz, man sollte sie für Könige der Perser oder Parther halten, die sich anbeten lassen, die ohne Geschenke zu begrüßen ein Verbrechen ist. — Das ist unser neues Babel. Alles Gute wird hier verkehrt, aber vor Allem die Freiheit, bald auch, der Reihe nach, Ruhe, Freudigkeit, Hoffnung, Glaube und Liebe, zum großen Verderben der Seele. Doch in dem Reiche der Habsucht wird kein Verlust groß geachtet, als der an Geld. Die Hoffnung des zukünftigen Lebens ist ihnen ein Märlein geworden, und was von der Hölle erzählt wird, ist alles nur Fabel; die Auferstehung des Fleisches und das Ende der Welt und Christus, der zum Gericht kommt, ist alles Narretheidung. Die Wahrheit ist ihnen Thorheit, Enthaltsamkeit bäuerische Roheit, Schamhaftigkeit ein großer Vorwurf, dagegen zügellose Sünde Hochherzigkeit und edle Freiheit. Je besudelter indes das Leben, desto herrlicher ist es; je mehr Verbrechen man häuft, desto größer ist der Ruhm. Ein unbescholtener Name ist Koth, und ein guter Ruf ist das schlechteste der Güter. Dieses ist die Buhlerin Babylon, welche Unzucht treibt mit den Königen der Erde; sie, die der heilige Evangelist im Geiste sah."

33.

Florenz, Oktober 1858.

Die Glanzperiode von Florenz war unstreitig die der ersten Mediceer, besonders die des Lorenzo. Diejenigen, welche für die Republik schwärmen und behaupten, daß unter dieser Form der Staat sich am herrlichsten entfalte, (eine Behauptung, die sich keineswegs in allen Fällen bewahrheitet) können die Arnostadt als einen Beleg für ihren Satz anführen. Die Parteikämpfe, die so lange gewütet und die Blüten der Kunst,

die sich schon erschlossen, wieder erstickt hatten, waren besänftigt, und nun begann ein Flor des Wissens und des Schönen, wie er nur selten auf Erden gediehen. Die wieder aufgehende Sonne Griechenlands weckte die Geister zu höherem Schwung und drang selbst in die Zellen der Klöster. Zahlreich strömten Wissensdurstige in die Hallen, wo Flüchtlinge aus Byzanz die Weisheit der Hellenen lehrten oder deren Dichtwerke erklärten. Der Eindruck, den die letzteren machten, war ein so blendender und berauschender, daß die Befürchtung des Erasmus, das Heidentum werde von neuem Bekenner gewinnen, sich verwirklichte. Ein Grieche Gemistos, mit dem Beinamen Pletho, der, von Cosmo von Medici hochbegünstigt, lange Zeit in Florenz lebte und lehrte, zuletzt aber hochbejahrt im Peloponnes starb, stand in dem Rufe, ein Anbeter der alten Götter zu sein, und es wurde ihm die Aeußerung zugeschrieben, bald werde eine neue, von dem Glauben der Hellenen nicht sehr verschiedene Religion die herrschende auf Erden werden. Eine platonische Akademie, deren Mitglied dieser Gemistos war und welcher außerdem die erlesensten Geister Toskanas angehörten, trat zusammen, um die Lehren des griechischen Weisen auszulegen und zu verbreiten. Vor Allem aber war es die Kunst, die, von dem neuen Genius befeuert, einen ungeahnten Aufflug nahm. Durch Bildhauer und Erzgießer wurde Florenz in einen Wundergarten himmlischer Gestalten von Marmor und Bronze verwandelt, wie man dies seit dem Untergang von Athen nicht mehr gesehen. Es begann ein wahres neues Zeitalter des Perikles. Als stiegen die Wohner des Olymp zur Erde nieder, so füllten sich die Paläste, Loggien und Bogengänge mit Götterstatuen, lachenden Satyrn und beckenschlagenden Faunen. Selbst in die Kirchen drang die alte Mythologie ein und die Taufschalen und Kanzeln schmückten sich mit heidnischen Symbolen. Auch die Malerei folgte dem Beispiel, und Rafael, der den schönsten Teil seiner Jugend in Florenz verbrachte, bekleidete die hageren

Madonnen von ehemals mit allem Liebreiz der Aphrodite. Auch die Poesie blieb nicht zurück. Lorenzo il Magnifico selbst führte den Reigen der Dichter und verfaßte Strophen, die noch zu den klassischen der Italiener gehören. Polizians schrieb seine Stanzen und das Drama Orpheus, das mit aller Pracht im Palast Lorenzo's aufgeführt wurde. Wer den poetischen Jubel kennen lernen will, von dem damals Florenz widerhallte, der muß die Sammlung von Karnevalsgesängen und anderen Festliedern lesen, aus welcher uns der Wettstreit, den Kunst und Poesie dort hielten, in entzückender Weise entgegen tritt. Lorenzo selbst mischte sich unter die Scharen des schwärmenden Volkes; seine und seiner Freunde Lieder ertönten von Aller Lippen, und Maler und Bildhauer gaben durch ihre Anordnung den Aufzügen, die bald mythologische Scenen, bald auch solche aus der romantischen Ritterwelt darstellten, künstlerische Weihe. — Ich weiß wohl, daß auch diese Periode nicht lauter Licht ist, daß die Entfernung und Einbildungskraft sie verschönern. Immerhin steht sie glänzend genug da, und man wird außer der goldenen Zeit Athens keine andere Epoche der Weltgeschichte nennen können, wo so viele herrliche Thätigkeit auf geistigem Gebiet sich, auf einen engen Raum und auf wenige Dezennien zusammengedrängt, entfaltete wie in Florenz von der Zeit des alten Cosmo, des Vaters des Vaterlandes, bis zum Untergang des Freistaates. Der erste Herzog, Cosmo I. von Medici, war, ebenso wie verschiedene seiner Nachfolger, ein Mann von höherer Bildung, der Wissenschaften und Künste begünstigte; allein Talente und Genies, wie sie unter der Republik in reicher Fülle aufgesproßt waren, vermag das Gebot eines Herrschers nicht hervorzurufen. Mit der mehr und mehr verkümmernden Freiheit versiegte auch der frische Strom des geistigen Lebens. Einen schwarzen Flecken auf dem glorreichen Stamm der Medici bildet die Höllenfurie Katharina. Es läßt sich schwer denken, wie dieses Weib, in dem sich wilde

Grausamkeit mit dumpfer Bigotterie und feiger Tücke verbanden, unter dem lachenden Himmel des Arnothals und beim Anblick so vieler göttlichen Kunstgebilde, die anscheinend nur das Aufkeimen der edlen Triebe im Menschen begünstigen können, erwachsen ist. — Herzog Cosmo I. hat oft meine Gedanken beschäftigt, weil ein Vorfall, der sich in seiner Familie ereignete, mir einen passenden Stoff für ein Trauerspiel zu bieten schien. Seine beiden Söhne, Ippolito und Garcia, lebten in Zwiespalt miteinander. Auf einer Jagd in den Apenninen, welcher Beide beiwohnten, wurde der ältere von ihnen im dichten Wald ermordet gefunden, und den jüngeren traf der Verdacht, die That vollführt zu haben. Einige Zeit nachher starb auch der jüngere plötzlich, und es ward von Manchen behauptet, der Herzog, der ihn für den Mörder seines geliebten Ippolito hielt, habe ihn selbst gerichtet. Es wäre gewiß möglich, eine ergreifende Tragödie aus diesen Thatsachen zu bilden. Was mich aber abgehalten hat und auch wahrscheinlich abhalten wird, den Stoff zu behandeln, ist, daß der Haß zwischen zwei Brüdern schon gar zu oft — von Aeschylus, Euripides, Klinger, Leisewitz, Schiller, um nur Einige zu nennen — zum Gegenstand eines Trauerspiels gemacht worden ist. Man könnte freilich sagen, daß Alles schon ein Mal, ja mehrere Male dagewesen sei, daß sich ganz neue Vorwürfe nicht finden lassen und auch einem schon oft behandelten neue Reize abgewonnen werden können.

Wenn ich vorhin das Florenz der Mediceer mit dem Athen des Perikles verglich, so muß ich doch einschränkend hinzufügen, daß der italienischen Stadt nur in einem beträchtlichen Abstande, und besonders nur hinsichtlich der bildenden Kunst, eine so hohe Stelle eingeräumt werden kann. Athen steht eben als einzig und unvergleichlich da durch das, was es auf allen Gebieten, besonders in der Poesie, geleistet hat. In letzterer Beziehung kann sich Florenz, überhaupt Italien,

nicht mit ihm messen. Sehen wir von der Komödie des Dante ab, welche einen ganz aparten Platz einnimmt und unter keiner der bekannten Gattungen untergebracht werden kann, so ist es die Frage, ob Italien überhaupt Dichtwerke vom allerersten Range erzeugt hat. Mit seiner dramatischen Literatur ist es nicht aufs beste bestellt; dieselbe steht unermeßlich tief unter der englischen und selbst spanischen. In der Lyrik könnte nur Petrarca in Betracht kommen. Nun schätze ich denselben zwar sehr hoch, höher als es gewöhnlich bei uns geschieht, allein ich glaube doch, daß England und Deutschland größere Lyriker aufzuweisen haben. So bleibt denn die Epik das Feld, auf das die Italiener sich besonders berufen können, wenn sie mit den anderen neueren Nationen den Wettstreit in der Dichtkunst aufnehmen wollen. Ich gebe zu, daß sie denselben hierin voranstehen; ein Gedicht von so bestrickendem Farbenzauber und so entzückendem Wohllaut der Sprache wie den Roland des Ariost besitzt keines der modernen Völker. Aber um als ein Werk vom höchsten poetischen Wert zu gelten, spielt der Orlando furioso doch zu sehr auf der Oberfläche des Lebens, regt zu wenig die tieferen Empfindungen an und bietet dem Gedanken zu geringe Nahrung. Und wenn man sich das bei einem kürzeren Produkt gefallen ließe, so kann man doch fünf Bände von solchem Inhalt nicht durchlesen, ohne von einem Gefühl der Leere befallen zu werden. Wäre der hochgepriesene Ferrarese wirklich ein großer Dichter, so würde er doch wenigstens in den Betrachtungen, deren so viele, aber meistens ziemlich flache bei ihm vorkommen, einen bedeutenderen Ton anschlagen. — In unserer Zeit hat man den alten, fast ganz vergessen gewesenen Bojardo, den eigentlich Ariost nur fortsetzte, wieder hervorgesucht, und es ist ihm vielfach große Bewunderung zu teil geworden. Bojardo hat den Vorzug, daß er mit voller Seele in der alten Ritterwelt lebt, nicht bloß sein Spiel mit ihr treibt. Indessen für den modernen

Leser ist es doch schwer, sich mit Ernst in ein Zauberreich von Riesen, Feen und magischen Schlössern zu versetzen, und Ariost hat dafür sicher den passenderen Ton gefunden. Was nun endlich Tasso betrifft, so zieht er mich zwar an durch den Hauch der Begeisterung, der in seinem Befreiten Jerusalem weht; ich fühle, mit welcher Liebe er seinen Stoff umfaßt; aber ein großer, mächtiger Dichtergeist, der bald hinrisse und entzückte, bald zu Thränen rührte, waltet nicht in seinem Gedicht, weit eher eine edle Frauenseele, die wir herzlich lieb gewinnen. Um jedoch dieses Jerusalem nicht zu unterschätzen, muß man vor Allem seine hohe Formvollendung, die berauschende Melodie und Harmonie der Verse beachten. Man sollte daher dasselbe auch nie anders als italienisch lesen. Bei jeder Uebertragung in andere Sprachen, mag sie auch so vollkommen sein wie die von Gries es wirklich ist, geht mehr als die Hälfte des Reizes verloren. Es gibt im Befreiten Jerusalem Stellen, die dem Inhalt nach beinahe nichtssagend sind, welche jedoch, von italienischen Lippen gesprochen, eine überwältigende Wirkung ausüben. Bisweilen habe ich mir solche Strophen fort und fort auf Spaziergängen laut wiederholt und mich an ihrem Klang gar nicht sättigen können. Die südlichen Völker legen vielleicht zu viel Gewicht auf solchen Wohllaut der Sprache, indem sie dabei über den Inhalt hinwegsehen. Schon die alten Griechen scheinen mir dies gethan zu haben; denn in den Chorgesängen der Tragiker und im Pindar kommt manches vor, was nicht viel zu denken und zu empfinden gibt und nur des sonoren Klanges wegen da zu sein scheint. Aber wenn Jene der Euphonie in der Dichtkunst zu vielen Wert zuschreiben, so thun wir es zu wenig. Wie manche Beispiele gibt es selbst bei unseren guten Poeten, wo die übellautendsten Verse uns nicht zum Genuß eines sonst ganz acceptablen Inhaltes kommen lassen, ja wo die Kakophonie so arg ist, daß man die Worte des Gedichtes nicht ohne einen Kinnbackenkrampf aussprechen

kann. Doch muß die italienische Poesie sich hüten, nicht allzu sehr in bloß schön gesetzte Worte und Reimgebilde aufzugehen, wie das zum Beispiel bei den einst so gefeierten Operntexten von Metastasio der Fall ist.

Das Kloster San Marco zieht mich durch die in demselben ausgemalten Fresken von Fra Angelico da Fiesole bei meinem jedesmaligen Aufenthalt in Florenz lebhaft an. Als ich zum ersten Male hierher kam, widmeten noch sehr viele deutsche Künstler diesem Maler einen wahren Kultus, und manche glaubten nur bei ihm die echte, wahre Kunst zu finden. Wie sich nicht leicht Jemand von den Einflüssen seiner Umgebung frei hält, so betrachtete auch ich damals die Gemälde des alten Meisters mit einer Art von andächtiger Verehrung und war nicht übel geneigt, alle Bilder der Späteren als empfindungsleer und der wahren Weihe entbehrend herabzusetzen. Auch jetzt noch, wo Geschmack und Urteil sich so sehr umgewandelt haben, schäme ich mich nicht meiner Vorliebe für die heiligen Darstellungen des Fiesole. Die aus der tiefsten Seele des Künstlers quellende Empfindung berührt sehr wohlthuend, und das Herz müßte von Stein sein, welches sich ihr verschlösse. Manche Maler unserer Zeit thäten sicher gut, wenn sie hier lernten, sich nicht mit äußerem Schein und Glanz zu begnügen, sondern zu dem Urborne der Kunst zurückzugehen, wie das vor einem halben Jahrhundert Overbeck, Cornelius, Führich und Andere thaten. Aber hierbei dürften sie natürlich nicht stehen bleiben; sie dürften nicht die elementaren Formen, wie sie sich an den Wänden von San Marco finden, nachahmen, sondern sie müßten vollendetere Formgebung mit Innerlichkeit der seelischen Empfindung verbinden. Gerade dadurch haben die großen Meister des sechzehnten Jahrhunderts, haben Rafael und Tizian so Erstaunliches erreicht, daß sie die Wärme des Gefühls in unendlich höhere Gestaltungen hinüberleiteten, den vorher beschränkten Kreis der Darstellungen

sprengten und die ihrigen mit einer reichen Fülle von Phantasie umkleideten.

Das Kloster San Marco ist noch durch zwei andere Mönche berühmt, die seine Insassen waren. Der erste, Fra Bartolomeo, zeigt in einigen seiner Gemälde, besonders in seiner herrlichen Kreuzabnahme im Palaste Pitti, die höchste Blüte der Kunst. Hier findet sich in unübertrefflicher Weise erschütternde Kraft und Tiefe des Gefühls mit der größten Vollendung der Form vereinigt. Der zweite vielgenannte Mönch im San Marcokloster ist Savonarola. Derselbe wurde wegen des bittern Tadels, den er über manche Mißbräuche der Kirche aussprach, und wegen seiner heftigen Angriffe auf die Geistlichkeit seinerzeit bekanntlich auf dem Platz vor dem Kloster verbrannt. Es ist natürlich, daß sich wegen seines Heroismus und seiner Standhaftigkeit die Sympathie der Nachwelt ihm zuwendet und daß seine furchtbare Strafe unser Herz mit Abscheu gegen seine Henker erfüllt. Allein die Teilnahme und Bewunderung, die ich den großen Kämpfern für Geistesfreiheit widme, vermag er mir nicht abzugewinnen. Daß er die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit geißelte, war gewiß lobenswert; jedoch das wüste Leben, wie verwerflich auch, war durchaus nicht das Schlimmste an der Klerisei jener Zeit. Alle liederlichen Mönche und Priester, wie sie Boccaccio im Decamerone schildert, haben nicht so viel Unglück in die Welt gebracht, wie die fanatischen Dominikaner, die zum Teil wahre Muster von Sittenstrenge waren, nie ein Weib berührten, bis zur Erschöpfung fasteten und sich täglich bis aufs Blut geißelten. Mit solchen hatte Savonarola einige Verwandtschaft; er war ein Eiferer, und wenn er gesiegt hätte, würden wohl strengere Zucht und Ordnung in der Kirche hergestellt, es würde auch gegen die Ausschweifungen des florentinischen Volkes eingeschritten worden sein. Indessen ich glaube nicht, daß die Geistesfreiheit dabei irgend etwas gewonnen hätte.

Santa Croce, die schönste Kirche von Florenz, ist eine Art von Pantheon, welches die Denkmale großer Italiener enthält. Diese Ruhmeshalle scheint nicht darauf berechnet zu sein, Monumente aller der bedeutendsten italienischen Gelehrten, Künstler und Dichter in sich aufzunehmen; denn es fehlen in ihr manche, während andere fast zufällig hineingeraten sind. Es ist mit dem Ruhm eine eigene Sache; man könnte die Florentiner als einsichtig dafür preisen, daß sie immer erst eine beträchtliche Zeit vergehen lassen, bevor sie einen Abgeschiedenen für würdig erachten, ein Denkmal in Santa Croce zu erhalten. Allein auch dieses Mittel ist nicht unfehlbar, um ein Pantheon vor Eindringlingen zu bewahren. Es gibt Beispiele, wo Männer der Wissenschaft oder Kunst viele Jahrhunderte lang ganz unverhältnismäßig überschätzt wurden, bis das gerechtere Urteil der späteren Zeit sie des usurpirten Ranges entsetzte. Dagegen haben unstreitig Manche auf Erden gelebt, denen nie der verdiente Ruhm zu teil geworden ist, ja deren Werke, obgleich vielleicht von höchster Bedeutung, spurlos im Strome der Zeit untergegangen sind. Dieser Gedanke ist höchst niederschlagend, und es gibt dafür nur den einen Trost, daß man erkennt, wie der Ruhm überhaupt ein eitles Ding ist, und daß der wahre Lohn für eine tüchtige Leistung in dieser selbst besteht. Möglich auch, daß die Wirksamkeit, welche große, wenig bekannt gewordene Männer in engen Kreisen geübt haben, eine desto intensivere gewesen ist, daß ihre Werke, wenn auch verloren gegangen, doch auf unverfolgbaren und sich unserer Beobachtung entziehenden Wegen noch bis heute auf die Fortbildung der Menschheit Einfluß üben, daß ihre Geister uns umschweben und uns zu hohem Streben befeuern oder ihre Ideen uns einhauchen. Und so würden sie nicht vergebens gelebt haben; auch ihre Werke, wenngleich im gewöhnlichen Sinne untergegangen, würden ihrem wesentlichen Inhalt nach den späteren Enkeln unverloren sein.

Unter den Monumenten in Santa Croce findet sich eines, bei dem man fragen könnte, ob es dorthin gehöre, und ob der Mann, dem es gesetzt worden, zu den großen Dichtern zu zählen sei. Von Nichtitalienern wird diese Frage wohl ziemlich allgemein verneint werden. Auch ich will sie nicht bejahen. Aber nach meiner Ansicht ist Alfieri (denn von ihm rede ich) wenn auch kein großer Dichter, doch ein sehr bedeutender Mann gewesen. Wiederholt habe ich sein von ihm selbst geschriebenes Leben, welches zu den interessantesten Büchern der italienischen Literatur gehört, gelesen und immer denselben Eindruck empfangen. Aus vornehmer Familie stammend, insofern die in Italien beinahe unzähligen Adelstitel diese Bezeichnung rechtfertigen, und mit ansehnlichen Glücksgütern gesegnet, hielt er sich doch frei von allen Standesvorurteilen und erkannte es als seine Pflicht, durch eine würdige Verwendung des ererbten Vermögens sich des Besitzes desselben wert zu zeigen. Da seine geistige Bildung in der Militärlaufbahn, die er nach dem Willen seiner Eltern einschlagen mußte, vernachlässigt worden war, suchte er später das Versäumte mit Eifer nachzuholen und lernte noch in vorgerückten Jahren griechisch. Unterthan einer absolutistischen und bigotten Regierung, gelangte er doch zu den kühnsten Freiheitsideen und sprach dieselben unumwunden aus. Sein Buch von der Tyrannei zeigt freilich, daß er diese Ideen bis zu einer Spitze trieb, wohin ihm die Besonnenheit kaum folgen kann. Alle Fürsten, ohne Unterschied, gelten ihm darin als verabscheuungswürdige Despoten, und gleich den Athenern, die den Harmodius und Aristogiton einer Bürgerkrone für würdig erachteten, weil sie den Hipparchus umgebracht, erklärt er es für ein Verdienst, sie zu ermorden. Es gehörte sicher Mut dazu, solche Ideen geraume Zeit vor der französischen Revolution auszusprechen. Die Erhebung des französischen Volkes begrüßte er mit Enthusiasmus. Aber als sich die gallische

Freiheit in ihrer wahren Gestalt zeigte, ward er zum erbitterten Gegner der Mordrepublik, auch hierin die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung bekundend. Er gab aus dieser Veranlassung ein Buch „Il Misogallo“ (Der Franzosenfeind) heraus, das von glühenden und wegen ihrer übertriebenen Leidenschaftlichkeit nicht ganz gerechten Invektiven gegen das Volk überfließt, in welchem er sich so sehr getäuscht. Obgleich er nun statt der Erfüllung seiner Ideale, deren äußerste Entstellung und Verzerrung gesehen, blieb er doch weit entfernt, sich gleich so vielen anderen Männern jener Zeit, die anfänglich wie er gedacht, der Reaktion in die Arme zu werfen, vielmehr hielt er immer die Fahne der Freiheit hoch. Was seinen Tragödien zuerst eine so begeisterte Aufnahme in Italien verschaffte, ist wohl zum Teil aus der Stimmung der Zeit zu erklären. Der Haß gegen Tyrannen, der die meisten durchweht, die schwarzen Farben, in denen der Despotismus geschildert wird, mußten in den Jahren kurz vor der Revolution großen Anklang finden. Indessen reicht das nicht aus, um den Erfolg zu erklären; denn erstens haben sich diese Trauerspiele nun schon nahezu ein Jahrhundert lang in der Gunst des Volkes wie der Gebildeten Italiens behauptet, zweitens sind auch manche unter ihnen, zum Beispiel Orest, Myrrha, in denen der Tyrannenhaß sich nicht laut macht, und die sich doch gerade einer besonderen Schätzung erfreuen. Da nun der innere Wert von Alfieri's Stücken, wenigstens nach dem Urteil aller Nichtitaliener, nicht so groß ist, daß man denselben eine andere als sekundäre Stelle in der dramatischen Literatur anweisen könnte, da sie in allen anderen Ländern sowohl bei den Versuchen, sie auf die Bühne zu bringen, wie auch von der Lesewelt mit eisiger Kälte aufgenommen worden sind, so stehen wir hier vor einem schwer zu lösenden Rätsel. Ebenso schwer erklärbar erscheint mir der Widerspruch, welcher zwischen der in den Trauerspielen dieses Dichters herrschenden Herbe und Starrheit

und zwischen dem warmen Gefühl besteht, das sich in seiner Lebensbeschreibung ausspricht und ihn uns als Menschen liebgewinnen läßt. Von inniger Empfindung sind auch manche seiner zu wenig bekannten Sonette durchhaucht. Dieselben gehören zu den besten der italienischen Literatur und zeichnen sich in höchst vorteilhafter Weise vor den Millionen Anderer aus, die seit Petrarca geschrieben worden sind und mehrenteils von Geistesarmut wie Herzensleerheit zeugen.

34.

Florenz, im Herbst 1860.

Aus dem prächtigen Florenz der Mediceer kann man sich durch wenige Schritte in dasjenige des Mittelalters versetzen. Am ausgesprochensten hat sich der Charakter des letzteren noch in der Straße Buondelmonte und den sich an sie anschließenden engen Gassen erhalten. Es ist eine tragische, für das Schicksal der Arnostadt verhängnisvolle Begebenheit, an die jener Name erinnert. Schon widerhallten die meisten Städte Toskanas von Waffengeklirr der Bürgerfehden und vom Kriegsgeschrei der mit einander verfeindeten Familien, nur in Florenz herrschte noch Friede. Da schlug auch dort die Flamme des Parteihaders empor, und zwar aus demselben Ereignis, das unter anderen Umständen die Ruhe und das Glück der Stadt hätte besiegeln können. Ein Jüngling aus der mächtigen Familie der Buondelmonti hatte sich mit einer Tochter des gleich angesehenen Hauses der Uberti verlobt. Schon war der Tag der Vermählung festgesetzt; da erblickte der Verlobte eine schöne Jungfrau vom Stamme der Amedei und wurde von so leidenschaftlicher Liebe zu ihr erfaßt, daß er sich der früheren Verpflichtung entzog. Nun wandte sich der Haß der Uberti gegen den treulosen Buondelmonte. Er

ward von den Verwandten der verlassenen Braut ermordet, und so that sich eine Kluft zwischen den beiden früher befreundeten Familien auf. Die erste Blutthat rief andere von der gegnerischen Seite hervor, und ganz Florenz ward in die Zwietracht der beiden Geschlechter hineingerissen, welche die Straßen der Stadt mit Leichen und Trümmern überdeckte. Diese Begebenheit ist in Italien wie in Deutschland von verschiedenen Dichtern in Trauerspielen bearbeitet worden, und der Stoff kann für einen glücklichen gelten; nur daß er so, wie ihn die Geschichte bietet, noch keinen befriedigenden Abschluß hat. Hier hätte die Erfindungskraft des Dichters, der ein gutes Trauerspiel liefern wollte, noch etwas zu leisten. Große Anziehung üben stets von neuem auf mich die Kunstsammlungen von Florenz. Die Fülle herrlicher Gemälde, die dort aufgehäuft sind, muß, wenn man die Säle, wie es den meisten Reisenden einzig vergönnt ist, nur flüchtig durchwandern kann, fast Schwindel erregen. Aber ich habe so oft und so lange in denselben geweilt, daß mir jedes Bild wie ein vertrauter Freund geworden ist. Solche Gallerien haben zwar den Uebelstand, daß man die Aufmerksamkeit schwer auf einen Gegenstand allein konzentriren kann, indem der daneben befindliche das Auge immer ablockt; allein dieser Uebelstand ist unvermeidlich. Wollte man auch nur den Hauptbildern des Palastes Pitti und der Uffizien ein eigenes Gemach einräumen, so müßte man Gebäude aufführen, fast so groß wie die ganze Stadt Florenz. Auf der anderen Seite sind jedoch auch bedeutende Vorteile mit derartigen Sammlungen, wie man sie schon seit dem sechzehnten Jahrhundert zu bilden anfing, verbunden. Es bietet hohen Genuß, so Vieles in einem engen Raum vereinigt zu finden und bald hier, bald dort zu verweilen. Auch kommen die Gemälde meist in den Museen weit mehr zur Geltung, als in den dunklen Kirchen, und es kann besser für ihre Erhaltung gesorgt werden. Wenn man daher unser Zeitalter wegen seiner

Neigung, Kunstschätze in Galerien zu vereinigen, ein alexandrinisches nennt, so scheint mir das verkehrt zu sein; nur sofern die lebende Kunst bei uns gegen die alte vernachlässigt würde, verdiente unsere Aera diesen Namen. Eine lebendige Kunst einzig gibt einer Zeit ihren höchsten Inhalt, und ein Volk, das ihrer während irgend eines Momentes seiner Geschichte entbehrt, ist gar nicht des Namens einer Nation wert. So sind die Werke früherer Perioden unschätzbar, indem sie zeigen, wie Hohes schon geleistet worden ist, und indem sie den folgenden Generationen einen nie versiegenden Genuß darbieten, aber zugleich auch diese anfeuern, ihrerseits nicht müßig zu bleiben und nicht abzulassen vom Ringen und Streben, Tüchtiges hervorzubringen wie die Meister der Vergangenheit.

In Bezug auf Kunst habe ich hier Gelegenheit, niederschlagende Erfahrungen über die sogenannte Kennerschaft zu machen. Während für mich, und ich denke für jeden Vernünftigen, bei einem Gemälde der Genuß, den es bietet, die Hauptsache ist, halten die Kenner die Frage, von wem es herrühre, für das Erste und Wichtigste. Hierüber herrschen nun unter ihnen so viele Meinungen, wie es Köpfe gibt, und dabei erklärt der Eine den Andern gewöhnlich für einen Ignoranten. Vernünftigerweise sollten sie sich sagen, daß sich in sehr vielen Fällen durchaus nicht mit Sicherheit bestimmen lasse, wer der Urheber eines Bildes sei. Jeder behauptet zwar, die „Pinselführung" eines Lionardo da Vinci, Perugino, Andrea und so weiter genau zu kennen, aber das ist nichts als Einbildung oder Schwindel. Auch stimmt nie der Eine mit dem Andern in diesem Punkte überein. Wenn ein Gemälde völlig schlecht und stümperhaft oder wenn es in einem ganz verschiedenen Kunststil ist, so kann man wohl mit Bestimmtheit behaupten, es sei nicht von Rafael noch von Correggio. Allein daraus, daß es vortrefflich oder daß es in der Weise dieser

Meister gemalt ist, läßt sich noch nicht mit irgend einer Sicherheit schließen, es sei von ihrer eigenen Hand. Denn es gibt höchst vorzügliche Kopien, durch die sich die feinsten Augen haben täuschen lassen, und ebenso haben Schüler oder Nachahmer irgend eines der alten Italiener Einzelnes hervorgebracht, was dem Besten ihrer Lehrer oder Vorbilder nicht nachsteht. Selbst historische Beweise für die Originalität eines Bildes können sehr trügerisch sein. Man findet zum Beispiel in einer alten Stadtbeschreibung, Tizian's Altarstück habe sich schon im sechzehnten Jahrhundert in der und der Kirche befunden, und sieht nun hierin einen Beweis, das jetzt eben dort hängende Gemälde sei das wirklich echte Original des großen Venetianers. Nachher stellt sich durch neu aufgefundene Papiere heraus, jenes Original sei später verkauft und durch eine Kopie ersetzt worden. Solche Fälle sind mehrfach vorgekommen, und regelmäßig nahm nach der neuen Entdeckung auch die Bewunderung, welche die Kenner dem vermeintlichen Original gespendet hatten, stark ab, ja ging oft in ihr Gegenteil über. Wer alles dies weiß, der wird auch das äußerste Mißtrauen hegen, wenn solche Kenner, wie dies tagtäglich geschieht, bisher unbekannte Originale der großen Maler entdeckt zu haben behaupten. Besonders zahlreich sind in neuerer Zeit aus den Winkeln von Privathäusern oder Kunstmagazinen Bilder hervorgezogen worden, die für Rafaels ausgegeben und oft mit hohen Preisen bezahlt wurden. Nun ist die Authentizität derartiger Gemälde von vorneherein in hohem Grade zweifelhaft, weil schon die Zahl der einigermaßen beglaubigten Werke des Urbiners eine so große ist, daß sich kaum begreifen läßt, wie er in seinem kurzen Leben so Vieles hervorgebracht haben kann. Sollte auch nur die Hälfte des unter seinem Namen Verbreiteten wirklich von ihm herrühren, so müßte er alt wie Methusalem geworden sein und noch dazu sich Tag und Nacht keine Rast beim Arbeiten gegönnt haben. Uebrigens werden die ver=

meintlichen Funde der glücklichen Entdecker von deren Kollegen mit sehr argwöhnischen Blicken betrachtet oder gar benützt, um ihnen jede Urteilskraft abzusprechen. Schließlich kommt es dann oft vor, daß die Finder, insofern sie ehrlich sind, später ihre Meinung ändern und statt der Pinselführung Tizian's oder Rafael's, die eines Anderen auf ihrem Kleinod erkennen. Es ist nämlich eine Hauptbeschäftigung der meisten dieser Leute, ja bei einigen eine wahre Manie, Bilder umzutaufen. Sie scheinen die Ansicht zu hegen, die Werke der alten Maler hätten das dringendste Bedürfnis, von Zeit zu Zeit neue Namen zu erhalten. So findet man, wenn man eine wohlbekannte Galerie nach Ablauf einiger Jahre wieder besucht, sehr viele Rahmen mit ganz anderen Bezeichnungen versehen, als sie früher trugen. Daß auch das in der Regel sehr willkürlich ist und unter den Zunftgenossen, deren jeder wieder andere Namen in petto hat, vielen Widerspruch erregt, versteht sich von selbst. Auch steht einem derartigen Verfahren folgendes Bedenken entgegen. Es gab in den früheren Perioden, wie noch heute, eine außerordentliche Menge von Künstlern. Unter ihnen erlangte aber nur die Minderzahl bedeutenden Ruhm; die übrigen, wenn sie auch zum Teil ganz Tüchtiges leisten mochten, wurden schon bei ihren Lebzeiten wenig genannt, und ihre Namen sind jetzt verschollen. Viele davon arbeiteten in der Weise der berühmten Meister und wußten sich dieselbe täuschend anzueignen, so daß sicherlich schon in den Tagen Perugino's, Palma's und Tizian's Manches, was von den Schülern oder Nachahmern herrührte, für Arbeit der Meister selbst gehalten wurde. Noch viel weniger, als mit der ungeheuren Anzahl von Malern in Italien, sind wir mit derjenigen in Spanien genau bekannt; und doch sollen alle auf uns gekommenen Bilder unter bestimmte, uns allein geläufige Namen rubricirt werden! — Während nun die Kunstgelehrten in den Archiven der Kirchen, Klöster und Paläste alte Rechnungen

oder sonstige Schriftstücke durchforschen, um bisher unbekannte Notizen aus der Malergeschichte zu erkunden, und stolz das Haupt erheben, wenn sie irgend einen ganz vergessenen Namen wieder an das Tageslicht fördern, der dann den Kennern trefflich zu statten kommt, um dies oder jenes Bild nach ihm zu taufen, so reiten die Letzteren ein anderes Steckenpferd. Sie wandern mit Lupen in den Galerien umher, um durch die Vergrößerung der mikroskopischen Gläser zu entdecken, an welchen Stellen die Bilder übermalt sind. Ohne Retouchen, wie der Kunstausdruck lautet, ist wohl Weniges aus der alten Zeit geblieben. Wenn dieselben ungeschickt und demnach für das Ganze störend sind, wird man sie leicht bemerken; die „Kenner" aber bilden sich etwas darauf ein, überall Uebermalungen aufzufinden, auch wo kein anderes Auge solche sieht. Ich kenne deren, die fast von jedem Gemälde der Welt genau zu sagen wissen, an welchen Stellen dasselbe retouchirt ist, während andere gleich gewiegte Kenner die nämlichen Stellen für völlig „intakt" erklären, die übrige Bildfläche dagegen für heillos übermalt. Da nun jeder unter ihnen sich allein Feinheit des Auges zuschreibt, entstehen oft die heftigsten Streitigkeiten. Nun, mögen sie ihrer Liebhaberei nachgehen! Das Verdrießliche für mich ist nur, daß sie, da alle Galerien von ihnen wimmeln, mich im Genuß der Kunstwerke stören; ich muß über die Verkehrtheit lachen und mich doch zugleich ärgern, daß sie das völlig Nebensächliche zur Hauptsache machen.

Aber so sehr ich der erwähnten Menschenklasse in den Gemäldesammlungen aus dem Wege gehe, so ist mir dieselbe doch noch weit minder zuwider, als eine andere, welche gegenwärtig die Museen unsicher macht. Es sind dies die philosophischen Aesthetiker, die jetzt auch auf den Kathedern der Universitäten und als Schriftsteller eine Rolle spielen. Ich hatte das Unglück, hier im Palast Pitti auf einen solchen zu

stoßen, der, durch die Säle wandernd, einigen Herren und Damen seine Weisheit vortrug. Er erklärte, die Zeit der Kunst ebenso wie die der Dichtung sei für immer vorüber; an ihre Stelle trete aber jetzt die Wissenschaft des Schönen, und diese sei etwas weit Höheres. Dabei stellte er sich bald vor dieses, bald vor jenes Gemälde hin und brachte seinen Zuhörern dessen „Begriff als Kunstwerk“ bei. Was er als solchen gab, war der heilloseste, elendeste Galimathias; jeder Vernünftige muß die schlechteste Pinselei des geringsten Farbenkleckſers noch für unendlich wertvoller halten, als die ganze Wissenschaft des Schönen, die er vortrug. Allein die Herren und Damen hörten ihm mit Andacht zu. Natürlich waren es lauter Deutsche; jeder Italiener, Engländer oder Franzose würde dem Schwätzer mit Verachtung den Rücken gekehrt haben. In Germanien, das leider von jeher die Heimat der Geisteskrankheiten ist, soll solche Aesthetik gegenwärtig im Flor stehen, und ich habe mit Grausen in einige Bücher hineingeblickt, in denen sie dozirt wird. Nun, Gott sei Dank, wie die alten Kunst- und Dichtwerke in natura, nicht bloß als wissenschaftlicher Begriff, fortbestehen und noch späte Geschlechter entzücken werden, so ist auch der lebendige Quell des Schönen in den Seelen der Menschen nicht versiegt und wird sich in immer neuen Schöpfungen bethätigen, wenn die Faseleien der Hohlköpfe, an denen unsere Zeit ihr Gefallen findet, längst vergessen sind oder nur noch als Belege für die Verdrehtheit der heute Deutschland bewohnenden Generation dienen werden.

Ich habe hier eine interessante Bekanntschaft an dem hochbetagten Walter Savage Landor gemacht, einem in England berühmten Autor, den bei uns die Meisten wohl höchstens dem Namen nach kennen. Er hat ein sehr einnehmendes Wesen und zeigt, obgleich nahezu neunzig Jahre alt, noch große Lebhaftigkeit des Geistes. Im Gespräche entfaltet er eine Fülle von Kenntnissen, die wahrhaft überrascht, und die Stunden,

die ich bei ihm verbracht, werden mir unvergeßlich sein. Er hat früher schon dreißig Jahre ununterbrochen in Italien gelebt und bewohnte ein schön gelegenes Landhaus auf dem Wege nach Fiesole, die Villa Gherardesca. Von der dort verlebten Zeit sprach er als von der Glanzperiode seines Lebens. Was ihn bestimmt hat, nachher diese Villa zu verkaufen und wieder nach England überzusiedeln, weiß ich nicht. Er sagte, die Sehnsucht nach Italien sei während seines Aufenthaltes im Norden keinen Augenblick in ihm erloschen, deshalb habe er sich dort losgerissen und wolle nun seine Tage in Florenz beschließen, das er allen anderen Städten der Halbinsel vorziehe. Als Schriftsteller hat er in England immer eine auserwählte Gemeinde von Verehrern gehabt, im großen Publikum indes nur wenige Leser gefunden. Es geht dort, wie bei uns; die Romanleserei drängt das Interesse für Werke höherer Gattung in den Hintergrund; nur besteht dabei der Unterschied, daß die englischen Romane im Durchschnitt einen ungleich höheren Wert haben, als die deutschen. So hoch die letzteren auch von der Kameraderie gepriesen werden, glaube ich doch nicht, daß unter denen der letzten Jahrzehnte auch nur einer den besseren eines Thackeray oder des weiblichen Pseudonymus George Elliot irgend an die Seite gestellt werden könnte. Landor's Schriften waren mir bisher völlig fremd geblieben; da hörte ich von einer Gesammtausgabe derselben in zwei sehr kompakten Bänden, die sicher so viel enthalten wie zwölf Bände gewöhnlichen Formats, und war so glücklich, sie hier im Buchladen zu finden. Zuerst las ich ein paar Trauerspiele: „König Roderich“ und eine Trilogie, deren Heldin die Königin Johanna von Neapel ist. Von diesen wurde ich einigermaßen enttäuscht. Der Verfasser sagt zwar selbst in dem Vorwort, die Stücke wollten keine eigentlichen Dramen sein, sondern nur Dialoge in Versen, und ich las sie deshalb ohne die Erwartung, eine streng dramatische Komposition zu finden. Allein wenn ich gedacht

hatte, für den Mangel an Spannung und an konsequenter Entwicklung eines Plans würde ich nun durch reiche poetische Schönheiten in den Einzelnheiten entschädigt werden, so ward ich in dieser Hinsicht nicht befriedigt. Dagegen höchst lesenswert erschienen mir die imaginary conversations in Prosa, welche ziemlich drei Viertel des Raumes der beiden Bände einnehmen. Es sind dies Unterredungen von Personen aus allen Zeitaltern, fast seit Erschaffung der Welt bis auf unser Jahrhundert. Es werden darin in bunter Reihe Confucius und Napoleon III., Perikles und die Königin Elisabeth, Zenobia und Kotzebue eingeführt. Die Unterhaltungen sind höchst geistvoll, gewinnen auch oft dramatisches Leben, und die Gegenstände, um welche sich die Gespräche drehen, könnten nicht mannigfaltiger sein. Ein Engländer, mit dem ich hier Umgang habe, ist ein solcher Bewunderer dieser conversations, daß er glaubt, die Folgezeit werde den Verfasser derselben auf gleiche Höhe mit Shakespeare stellen. Ein merkwürdiges Werk Landor's, das von echtem Humor zeugt, ist auch noch die in dialogischer Form gehaltene „gerichtliche Untersuchung wider den jungen Menschen William Shakespeare, der des Wilddiebstahls angeklagt ist". Es wird darin das ganze Verhör, die Anklage des Richters, die Aussage der Zeugen und die Verteidigung des jungen Dichters, unterbrochen von vielen lustigen Zwischenfällen, dabei aber durchwebt von ernsten und bedeutenden Gedanken, vorgeführt. — Landor soll in seiner Jugend ein glühender Republikaner gewesen sein und den größten Teil seines Vermögens verwendet haben, um seinen erträumten Freistaat zu verwirklichen. In der napoleonischen Zeit war er ein erbitterter Feind des französischen Kaisers und zog mit einer Kriegerschar, die er auf eigene Kosten ausrüstete, nach Spanien, um den dortigen Insurgenten zu Hilfe zu kommen. Auch soll er eine hohe Summe für Denjenigen ausgesetzt haben, der den Tyrannen Buonaparte umbringen würde. Nach einigen Aeußerungen,

die der Greis gegen mich that, hatte er seine Ueberzeugungen seitdem nicht viel geändert, und er schien eine allgemeine europäische Republik für das Ziel zu halten, das mit allen Mitteln zu erstreben sei. Meiner Aeußerung, daß wir durch solches Streben, insofern wir das Ziel durch gewaltsame Revolution zu erreichen suchten, ein Chaos hervorrufen und schließlich nur einen argen Despotismus heraufbeschwören würden, setzte er nur ein ungläubiges Lächeln entgegen. Seine lebhafte Sehnsucht war, noch ein in republikanischer Form geeinigtes Italien zu sehen, und daher schwärmte er für Mazzini. Es war mir auffallend, daß ein fast Neunzigjähriger, dem es nach seinen Schriften nicht an Menschenkenntnis fehlte und der doch auch viele Lebenserfahrungen gemacht haben mußte, sich noch solchen Illusionen hingeben konnte. Ich wünsche aufs lebhafteste die Einheit Italiens, bin jedoch überzeugt, daß die Republik sich hier nur ganz kurze Zeit halten könnte und bald Wirren hervorrufen müßte, die das Land wieder unter die Geißel seiner Dränger bringen würden.

35.

Madrid, im Januar 1861.

Die königliche Waffensammlung hier steht an Umfang manchen anderen nach, aber an historischem Glanz kann sich keine mit ihr messen. In einem langen Saale sind die Fahnen, Harnische, Schilde, Helme, Schwerter und Lanzen der spanischen Helden seit jener Zeit aufgestellt, als die tapfern Gothen, in die Nordgebirge Galiciens zurückgedrängt, aus der Höhle von Cavadonga hervorbrechend, den Kampf gegen die tausendfach überlegenen Heere der Muhammedaner aufnahmen, ihnen schrittweise — jeden Fußbreit Bodens mit ihren Leichen überdeckend — das Land der Väter wieder abrangen, bis sie

das Banner des Kreuzes triumphirend auf die Zinnen des letzten maurischen Königreichs pflanzten. An diese Zeugnisse des achthundertjährigen Riesenkampfes reihen sich dann noch die Waffen späterer Fürsten und Krieger; aber die Wahrzeichen der Schlacht von Lepanto schließen die Reihe, und auch auf ihnen liegt nur noch ein matter Schein des ersterbenden Ruhms der castilianischen Monarchie. In desto höherer Glorie leuchten die Fahnen des Don Pelayo, des Grafen Fernan Gonzalez, des Don Rodrigo de Bivar, des Gonzalvo von Cordova und so vieler anderen romanzengefeierten Ritter des castilianischen Mittelalters. Ein so göttliches Heldentum, wie die Spanier, besessen zu haben kann sich keines der neueren Völker rühmen, und um gleichen Glanz zu verbreiten, wie das der Hellenen und der Iranier, hat ihm nur ein Homer oder ein Firdusi gefehlt. Da kein gewaltiges Epos dasselbe verklärt und alle Strahlen des nationalen Ruhmes in einen Brennpunkt gesammelt hat, so ist es nur in zahlreichen einzelnen klangvollen Gesängen verewigt worden. Neben den Kreuzesstreitern, wie sie zuerst in nur kleinen Häuflein sich aus ihren Bergschluchten gegen die übermächtigen Söhne des Propheten vorwagten, dann in größeren Scharen die Heere der beturbanten Krieger mit ihren Halbmondfahnen nach Süden verjagten und die altcastilischen Burgen und Städte von neuem in Besitz nahmen, schritten die Rhapsoden Abends an den Lagerfeuern her, die Thaten jedes Tages verherrlichend, Siegeslieder oder Todtenklagen anstimmend, oder die Sagen der Vorzeit zur Leier singend. Zwischen den Gesängen von Pelayo und dem Cid erschollen die Romanzen von Roland und Kaiser Karl's Paladinen, und wie die gothischen Waffen und Lanzen sich von den kahlen Hochebenen des Nordens tief und tiefer den Weg in das üppige Maurenland brachen, wie die prachtvollen Sitze arabischer Herrschaft, Cordova und Sevilla, fielen, begann ein Widerschein des Orients die christlichen Waffen zu umleuchten,

und der Gesang des Juglares, der sie feierte, schmückte sie mit reicheren Farben. Diese ganze romantische Vergangenheit Spaniens wird in der Armeria real vor uns lebendig, und wenn ich sie besuche, wenn ich in langer Reihe vor mir diese Rüstungen, Speere und Siegestrophäen erblicke, so schallt das Gestampf der Rosse und das Geächz der von ihren Hufen zertretenen Feinde, der Schlachtruf des Campeador und das La Allah il Allah der Muhammedaner an mein Ohr. — Freilich, wenn dieser gewaltige Heldenkampf mir den Geist mit dem Zauber der Poesie umstrickt, wenn mein Herz für die kühnen Christen schlägt, die, jeden Tag ihr Leben wagend, den heimatlichen Boden von den fremden Eindringlingen, den Todfeinden ihres Glaubens, reinigen wollten, so kann ich auch wieder den Arabern meine Sympathie nicht versagen, die ebenso für ihre Religion stritten und die nach dem Absterben einiger Generationen das den Gothen abgekämpfte Spanien ebenso gut als ihr Vaterland ansehen durften, wie die Gothen es gethan, nachdem sie das Land den früheren Bewohnern entrissen. Die Araber waren sicher zum mindesten bis in das zwölfte Jahrhundert hinab das weitaus gebildetere von den beiden Völkern. Ackerbau, Gewerbthätigkeit, Wissenschaft und Poesie standen bei ihnen in Flor, und im Kriege bekundeten sie noch bis auf den Fall Granadas hinab oft wahren Edelsinn — eine Humanität gegen den Feind, wie uns ähnliche Züge von den Christen kaum berichtet werden. Warum müssen die Nationen einander in ewigem Hader befeinden? Ist auf der Erde nicht Raum genug für sie alle, und muß die Religion, deren Amt es wäre, sie miteinander zu versöhnen, noch den unlauteren Trieben, welche die eine gegen die andere aufstacheln, ihren Beistand leihen, um sie in größerem Haß gegen einander zu entzweien?

Immerhin bietet jene von rastlosem Kriege durchtobte Periode des Mittelalters in Spanien ein viel erquicklicheres

Schauspiel, als die spätere, da die Araber von den siegreichen Heeren der Christen überwältigt waren und nun von den Ueberwindern die grausamste Behandlung erfuhren, die je einem Volk zu teil geworden. Aller Weihrauch in den christlichen Kirchen, alles Glockengeläut, aller Pomp der katholischen Feste, aller Blumenduft der Poesie in dieser spätern Epoche vermögen mir den Sinn nicht so gefangen zu nehmen, daß ich nicht das Stöhnen der Gemarterten dazwischen vernähme, daß nicht der Leichengeruch des ganzen, einem furchtbaren Tode geweihten Volkes zu mir hindurchdränge. Daher wünschte ich, auch diese Sammlung endete mit dem Schlusse des Mittelalters; die Waffen Ferdinand's des Katholischen, Karl's V. und seines Sohnes Johann von Oesterreich scheinen mir mehr Mördern als Helden anzugehören; es kleben an ihnen unaustilgbare Flecken, und kein echter Heroensänger der alten Zeit hätte seine Leier damit entweiht, sie zu besingen.

Ich habe mehrere Wochen im Escurial zugebracht, um die dortige Sammlung arabischer Manuskripte näher kennen zu lernen. Wenn die Arbeitsstunden vorüber waren, schweifte ich in der Umgebung umher. Diese ist eine Steinwüste, wohl großartig durch die Bergformen, aber unerquicklich durch ihre Oede. Den Gebäuden wie der Landschaft scheint Philipp II. seinen finsteren Geist aufgeprägt zu haben, und seit der größte Teil der Gemälde, die ehemals Kloster, Kirche und Palast schmückten, nach Madrid hinweggeführt worden ist, hat der düstere Charakter des Ganzen noch zugenommen. Wenn ich in das Innere der Gebäude trete, beschleicht mich immer ein Gefühl des Grauens; überall erblicke ich den Schatten Philipp's, jenes geisterhafte Wesen, das mich schon auf den Bildnissen Tizian's erschreckt hat — jenes leichenhafte Antlitz, in das selbst dessen Zauberpinsel keinen Tropfen von Blut zu gießen vermochte. Dies sein in vielen Exemplaren vorhandenes Bildnis macht überall, wo es sich findet, im Palast Pitti zu Florenz,

in Neapel, in Madrid die lebensvollsten, farbenprächtigsten Gemälde, die Danae, die Venus aschenbleich; vor dem Blick seiner hohlen Augen verstummt der Jubel der Faune und Nymphen bei den Bacchanalien, erstarren die Lippen der Fornarina, die eben einen Kuß auf Rafael's Mund drücken wollten. Noch aus dem Grabe erhebt sich der Schreckliche, um die Räume zu durchwandeln, von denen aus er Entsetzen über die halbe Welt verbreitet hat. An seiner Hand führt er seine Braut, die blutige Maria, die England mit Schaffoten und lodernden Holzstößen erfüllt hat; als ein Vampyr möchte er den Lebensquell auch aus den Adern der kommenden Geschlechter saugen.

Wenn ich dies düstere Escurial betrachte, so erscheint es mir oft als ein Grabdenkmal der Macht und Größe Spaniens. Während Philipp hier seinen Herrschersitz hatte, verbreitete der Sieg von Lepanto noch einen flüchtigen Schimmer des Ruhms über sein Volk; aber es war nur ein Aufflackern, dem bald tiefe Nacht folgte. Philipp kümmerte sich nicht um diesen Sieg; sein Stiefbruder hätte ihm den ganzen Orient mit allen seinen Schätzen zu Füßen legen können, es hätte ihn gleichgiltig gelassen. Er sah seine Triumphe nur in den qualmenden Scheiterhaufen, die in Spanien, in den Niederlanden, in der neuen Welt zu seiner Ehre angezündet wurden. Wenn die Flammen, welche Juden und Ketzer verzehrten, sein Loblied sangen, jubelte seine Seele auf; selbst der Untergang der unüberwindlichen Flotte, welche das irrgläubige England in den Staub werfen sollte, kümmerte ihn nicht viel; er tröstete sich darüber, indem er seinen Henkern in den ihm unterworfenen Ländern desto mehr Arbeit auflud. Die Gestalt Philipp's breitet einen dunklen Riesenschatten über das ganze spätere Spanien, dessen politischer Verfall von seiner Zeit an tiefer und tiefer wurde. Aber wenn man glauben sollte, es habe sich unter seiner Regierung banges Schweigen über sein Land

und Volk gelagert, so würde man sich irren. Nein, es ist merkwürdig: während ganz Europa schon vor seinem Namen bebte, ließen sich die Spanier im heitersten Lebensgenuß nicht stören. Wenn nicht ihre ganze Literatur eine Lüge, wenn sie vielmehr ein treuer Spiegel der Sinnesart der Nation ist, so hat diese sich von ihrem König und seinen Alba's nicht eben vielen Schrecken einjagen lassen. Die spanische Gesellschaft war allerdings von fürchterlichen Leidenschaften der Rachgier und Eifersucht, die oft zu blutigen Thaten führten, durchwühlt, und Dichter haben denselben Ausdruck gegeben. Allein jene Melancholie, jenes trübe Sinnen und Brüten, das dem Norden eigen ist, scheint ihr ganz fremd geblieben zu sein. Unter Philipp hob sich das Theater aus seinen Anfängen empor und nahm den Charakter an, den es seitdem bewahrt hat. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß auf denselben, wie viele tragische Begebenheiten es auch vorgeführt hat, dennoch immer ein munterer Geist, eine ausgelassene Fröhlichkeit vorherrschte, und das nämliche findet in der übrigen spanischen Literatur statt. Die komischen Vagabundenromane sind so lustig und entwerfen ein so ergötzliches Bild von dem Leben und Treiben des Volkes, daß sie Heiterkeit über alle anderen Länder, in deren Sprachen sie frühe übersetzt wurden, verbreiteten, und ebenso die Novellen des Cervantes. Unter den Regierungen von Philipp's Nachfolgern, wo doch noch ziemlich derselbe politische und religiöse Druck auf der Nation lastete, änderte sich hierin nichts. Es ließe sich sagen: auch in anderen Schreckensperioden komme die gleiche Erscheinung vor; in Robespierre's Tagen, als alltäglich Henkerkarren durch die Straßen von Paris hinrollten und Niemand sicher war, ob nicht in der nächsten Nacht die Häscher des Konvents ihn in den Kerker führen würden, seien die Theater immer überfüllt gewesen, und habe das Volk sich, nachdem es Hinrichtungen zugesehen, zu den neben der Guillotine aufgeschlagenen

Schaubuden gedrängt, um sich an Seilspringern und tanzenden Affen zu ergötzen. Dieser Vergleich indes ist unstatthaft; während in dem Frankreich der Schreckenszeit Keinem sein Leben auch nur einen Augenblick garantirt war, sahen sich in Spanien bloß die heimlichen Juden, Mauren und Ketzer bedroht. Die rechtgläubigen Einwohner, die sich mit heiliger Scheu vor jeder Heterodoxie hüteten, täglich ihre Messe hörten und bei den Prozessionen andächtig auf die Kniee sanken — und dies war die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung — hatten nicht leicht etwas zu befürchten. Wenn auch eine Willkürherrschaft auf dem ganzen Lande lastete und von der Krone wie von den Beamten manche Ungerechtigkeiten begangen wurden, so war das in Spanien sicher nicht schlimmer, als in den meisten übrigen Ländern der damaligen Zeit, wo wirkliche bürgerliche Freiheit nicht existirte. In anderer Hinsicht aber erfreute sich die pyrenäische Halbinsel unzweifelhaft eines Vorzugs: es herrschte hier Ruhe, man mag sagen die eines Friedhofs, jedoch immerhin Ruhe, während in Deutschland und in Frankreich die fürchterlichsten Religionskriege wüteten und doch noch unendlich viel mehr Opfer an Menschenleben forderten, als die kirchlichen Verfolgungen im südlichen Lande — abgesehen davon, daß die letzteren auch dort an der Tagesordnung waren. Auf die Dauer freilich haben sich die Einrichtungen der spanischen Herrscher, welche durch Einkerkerungen und Holzstöße die Religionswirren von ihrem Reich fernhielten, noch mehr verderblich gezeigt, als die Kriegsstürme, welche die anderen Länder durchras'ten; denn diese waren vorübergehend, und die von ihnen verwüsteten Felder sind von neuem aufgegrünt, jene aber haben sich wegen ihrer festen Organisation bis in unser Jahrhundert fortgeschleppt, und ihre unseligen Folgen geben sich noch heute kund.

Ich habe verschiedene Ausflüge gemacht; der erste zu Pferde über die Sierra inmitten uralter riesenhafter Bäume

hat mich sehr befriedigt. Die Stadt Segovia, wo ich am Abend anlangte, ist höchst malerisch zwischen Bergen gelegen, die jetzt stark mit Schnee bedeckt sind; ich hätte mich hier gern länger aufgehalten, wenn nicht das Wirtshaus so überaus primitiv gewesen wäre. Selbst für mich, der ich seit meinen Reisen in den abgelegeneren Gegenden Andalusiens meine Ansprüche sehr herabgestimmt habe, erschien es auf die Dauer als unbewohnbar. Der Puchero, dieses berühmte National-gericht, genügt mir zwar sonst; allein hier fand ich ihn völlig ungenießbar, und über meinem harten Bette war eine weite Spalte im Dach, durch die ich die Sterne in prachtvoller Klarheit über meinem Haupt kreisen sah, jedoch auch die eisig-kalte Nachtluft des Winters einatmen mußte. Mit Sehnsucht dachte ich dabei an die Nächte, die ich ehemals auf den Dächern des Morgenlandes verträumt, wo ich Orion und Sirius in doch noch viel herrlicherem Glanze erblickte, während mich zu-gleich selbst im Dezember laue Sommerlüfte umfächelten. Der Aquädukt, der sich bei Segovia in einer langen Reihe von Bogen hinzieht, erscheint mir fast großartiger als die Claudische Wasserleitung bei Rom. Der Alcazar aber, wenn auch glänzend und beim ersten Anblick durch seine absonderliche Architektur überraschend, kann dem nicht zusagen, welcher wirklich arabische Bauwerke kennt. Er führt seinen Namen wohl nur, weil an seiner Stelle früher ein maurischer Palast gestanden. Das jetzige Gebäude gehört dem sechzehnten Jahrhundert an, als die Tradition arabischer Kunst, die sich in Andalusien länger erhielt, nur in vagen Reminiszenzen fortlebte. — Mehr noch als Segovia hat die jetzt herabgekommene Stadt Avila, nach der ich gleichfalls eine Exkursion machte, das mittelalterliche Gepräge bewahrt. Hier wie in Burgos, das ich früher mehrmals besuchte, atmet man die frische, nervenstärkende Luft des altspanischen Rittertums. Darum hob sich in diesen Orten, wo Alles von früheren edleren Tagen spricht, meine Brust freier als im Escurial.

Avila mahnt übrigens auch an die spätere Zeit Spaniens. Es war die Heimatsstadt der heiligen Therese, jenes außerordentlichen Weibes, in dessen Schriften sich eine tiefe Glut der Empfindung, ein Gedankenflug und eine berauschende Glanzesfülle findet, welche die Bewunderung aller Zeiten, und selbst Solcher herausfordert, die, dem mystischen, in ihnen wehenden Geist verschlossen, wenigstens die literarische Größe zu würdigen im stande sind. Ueber den grauen Zinnen und Türmen des alten Avila schwebt die Gestalt der heiligen Therese, gleich jener von Tizian's Jungfrau Maria in der Akademie zu Venedig, wie sie in ekstatischer Vision von Engeln emporgetragen wird. Sie mit der sistinischen Madonna zu vergleichen, verwehrt die heiße sinnliche Glut, die oft neben den Entzückungen der Andacht, der höchsten überirdischen Erhebung der Seele, ihre Werke durchzieht. Es drängt mich übrigens, hier auszusprechen, daß nach meiner Ueberzeugung keine Frau irgend einer Nation sich in ihren literarischen Leistungen zu einer gleichen Höhe wie die wunderbare Tochter Avila's erhoben hat. Man möchte glauben, ihr habe, wie dem heiligen Johannes, ein Adler vom Himmel die Feder herabgereicht, als sie ihren „Weg zur Vollendung" und ihr „Schloß der Seele" schrieb.

36.

Aranjuez, im Februar 1861.

Aranjuez hätte ich im Winter nicht besuchen sollen, wie ich diesmal that. Seine Gärten, das einzig Anziehende, was es besitzt, sind nur im Frühling schön; sein Name ist allen Deutschen aus Schiller bekannt, und wenn man ihn hört, so denkt man an zauberhafte Anlagen voll malerischer Baumgruppen und schattigen Dickichts, durch welches Quellen

hinrauschen und Blumen des Südens sinnbestrickende Düfte ergießen. Allein in der That werden die Gärten von Aranjuez von vielen Parks im Norden weit übertroffen, und mit den Gärten des Generalife bei Granada oder des Alcazar von Sevilla, die freilich von völlig verschiedener Art sind, können sie erst recht keinen Vergleich aushalten. Philipp II. war der erste spanische König, der dort seinen Sommersitz aufschlug. Die Bourbonen zeigten guten Geschmack, indem sie in einem frischen, hochgelegenen Thal der Sierra von Guadarrama sich den Palast von San Ildefonso erbauten, um dort die heißen Monate zu verbringen. Aber den Deutschen zieht es nach Aranjuez, um die Lokalität zu sehen, die ihm aus Schiller's mit Recht jeden Jüngling begeisterndem, aber auch durch so viele große Schönheiten noch für das reifere Alter anziehendem Trauerspiel vertraut ist. So beschäftigten sich auch meine Gedanken, während ich in den weitläufigen Anlagen am Tajo umherwandelte, bald mit der Tragödie unseres Dichters, bald mit den ihr zu Grunde liegenden historischen Thatsachen. Schiller's Don Carlos ist bekanntlich auf einen im vorigen Jahrhundert vielgelesenen memoirenartigen Roman des Franzosen Saint-Réal gegründet. Schon lange vor ihm hatte der Engländer Otway ein Trauerspiel auf dieses nämliche Buch gebaut. Der Marquis Posa scheint reine Erfindung des Franzosen zu sein, und ebenso die Liebe des Don Carlos zur Königin, denn die Geschichte berichtet von beiden nichts. Um den Zwist des Don Carlos mit seinem Vater, sowie um seinen Tod wird wohl immer ein geheimnisvolles Dunkel gebreitet bleiben. Sicher war der Infant nicht der Jüngling von idealem Seelenschwung, als welchen Schiller ihn darstellt; es werden vielmehr Züge der Wildheit und Grausamkeit von ihm berichtet, die ihn wenig liebenswürdig erscheinen lassen. So erzählen die Geschichtschreiber von ihm, er sei einst, als ihm bei einer nächtlichen Streiferei durch die Straßen von Madrid aus einem

Fenster ein Glas Wasser auf den Kopf gegossen worden, in eine solche Wut geraten, daß er das Haus durchaus habe niederbrennen wollen, wovon er nur mit großer Mühe abgehalten worden sei. Ferner habe er einen Schuster, der ihm ein Paar schlechter Stiefel geliefert, gezwungen, die Sohlen dieser Stiefel zu verschlucken. Llorente, der Geschichtschreiber der Inquisition, der Philipp dem Zweiten äußerst feindselig ist, nimmt in dessen Konflikt mit seinem Sohne doch Partei gegen den letzteren und nennt ihn ein Scheusal, dessen Tod als ein Glück für die ganze spanische Nation anzusehen sei. Ob der Prinz wirklich so schlimm gewesen, muß freilich dahingestellt bleiben; denn es ist zu bedenken, daß die offiziellen Federn sicher Alles möglichst zu Gunsten des Königs dargestellt haben. Für ziemlich ausgemacht kann gelten, daß Don Carlos sich keineswegs aus religiösem Freisinn, sondern um sich zum Herrscher der Niederlande zu machen, mit den flandrischen und deutschen Protestanten in Verbindung gesetzt hatte, daß Philipp seinen Plan entdeckte und den Verschwörer gefangen nehmen ließ; daß der Prinz, der von sehr leidenschaftlicher Gemütsart war, infolge der Aufregung im Kerker erkrankte und daß er hier eines natürlichen Todes starb. Wenn gleichzeitige ausländische Schriftsteller erzählen, der Vater habe ihn selbst umbringen lassen oder der Inquisition zur Hinrichtung übergeben, so mögen sie dies gethan haben, um den in ganz Europa verhaßten Philipp in ein möglichst schlimmes Licht zu stellen; Beweise dafür sind wenigstens bisher nicht aufgefunden worden. Daß nun Schiller's Trauerspiel auf einer wenig historischen Grundlage beruht, daß darin dem Prinzen ein Charakter geliehen wird, wie er ihn bestimmt nicht hatte, läßt sich nicht leugnen; allein wenn ihm hieraus heftige Vorwürfe gemacht worden sind, so halte ich diese für unbegründet. Der Dichter ist sicher nicht verpflichtet, sich streng an die Vorgänge der Geschichte zu binden, ihm muß vielmehr das freieste

Schalten damit verstattet sein, wenn seine poetischen Zwecke dies erfordern. Wäre der Wert eines Dramas von seiner Uebereinstimmung mit dem wirklichen Faktum der Historie abhängig, so ließe sich im Grunde gar keines dichten. Denn gesetzt, der Verfasser hielte sich genau an die Berichte der Geschichtschreiber, welche ihm vorliegen, so liefe er doch immer Gefahr, daß später sein mit so peinlicher Bemühung um historische Wahrheit zu stande gebrachtes Stück wertlos würde, indem neuaufgefundene Quellen Alles in einem ganz anderen Lichte erscheinen ließen. So hat Schiller sich bei seinem Wallenstein mehr an die ihm zugänglichen Urkunden gehalten; nach neueren Forschungen indes steht der große Feldherr als ein völlig anderer vor uns da. Viele Thatsachen aus seinem Leben, viele Triebfedern seines Handelns sind erst jetzt aufgedeckt worden. Hat nun hierdurch das Trauerspiel an Wert verloren? Oder würde Schiller, falls er noch lebte, seiner Tragödie dadurch höheren Gehalt verleihen können, daß er sie nach dem neuentdeckten Material umarbeitete? Wäre jene Forderung historischer Treue berechtigt, so würde auch Goethe's Egmont und selbst die geschichtlichen Schauspiele Shakespeare's der schwerste Tadel treffen. Von ersterem ist bekannt, daß er für kein irgendwie treues Spiegelbild des flandrischen Grafen gelten kann, und auch von letzteren hat sich herausgestellt, daß ihr Dichter sehr frei mit den Chroniken schaltete. Etwas mehr Anschein von Begründung hat der weitere Vorwurf, die ganze in Schiller's Don Carlos waltende Atmosphäre sei nicht diejenige, die zu Philipp's II. Zeit in Spanien herrschte. Um diese zu treffen — so könnte man sagen — hätte Schiller wohlgethan, die altspanische Literatur zu studiren. Weil er aber dies versäumt, sei sein ganzes Stück ein schreiender Anachronismus. Wenn man gerade das Drama des Enciso, welcher die Geschichte des Don Carlos nicht lange nach dessen Tod auf die Bühne brachte, gelesen hat oder von der Lektüre

anderer Komödien kommt, in denen die Luft des damaligen Spaniens weht, und nun Schiller's Tragödie aufführen sieht, so fühlt man sich allerdings etwas befremdet und sagt sich, daß Vieles durchaus nicht im Geiste der Epoche ist, die es darstellen soll. Indessen auch dieser Vorwurf bedeutet nicht viel. Jeder Dichter muß im Geiste seiner Zeit schaffen und auch die vergangenen Perioden, die er vorführt, mit demselben erfüllen. Daß es hier eine Grenze gibt, wo der anstößige Anachronismus beginnt, ist gewiß; doch im Allgemeinen muß dieser Satz unstreitig als richtig anerkannt werden, alle guten Dichter sind nach demselben verfahren. Wenn sie sich der Gedanken und Empfindungen, welche die Generation, in der sie leben, erfüllen, entäußern wollten, um die Vorzeit nur in dem ihr eigenen geistigen Horizont darzustellen, so würden sie keinerlei Sympathie finden können. Als die alten Tragiker in die wilde Urzeit zurückgingen und die Greuel der Labdakiden und Atriden vorführten, adelten sie jene wilden Geschlechter und liehen deren Mitgliedern vielfach eine Herzensbildung, wie sie der Blütezeit Griechenlands eigen war, aber in einer Periode des Kannibalismus nicht vorkommen konnte. Die ganze geistige Atmosphäre in Shakespeare's Hamlet ist doch wahrlich nicht die, welche an dem alten dänischen Königshof herrschen konnte. — Soll ich noch an Lessing's Nathan erinnern? In der Periode der Kreuzzüge, wo die Bekenner der verschiedenen Religionen einander im bittersten Hasse bekämpften, einen Juden als Apostel der Lehren von Moses Mendelssohn auftreten und die Humanitätsideen des neunzehnten Jahrhunderts verbreiten zu lassen, ist das Stärkste, was in dieser Hinsicht gewagt werden kann.

Alcala Dehenares, wo ich auch war, ist eine sehr herabgekommene Stadt, die aber in manchen stattlichen Gebäuden noch ihre ehemalige Blüte verrät. Unter den verschiedenen Städten, welche sich um die Ehre streiten, den Cervantes

geboren zu haben, scheint ihr der größte Anspruch zuzukommen. Neben Salamanca war sie lange die Hauptuniversität Spaniens, und ich beklagte, ihre Straßen nicht mehr mit der lustigen Studentenschaft bevölkert zu sehen, deren Treiben alte Autoren so ergötzlich schildern. Es herrschte ein fröhliches Leben auf diesen Hochschulen; nach der Sitte damaliger Zeit klirrten zwar oft die Degen, wenn Anlaß dazu geboten wurde, allein das rohe Raufen ohne Sinn und Zweck, nur wegen des Raufens, das unsere Universitäten schändet, kannte man nicht. Unter den Gebäuden von Alcala ragt noch der Palast des Kardinals Cisneros hervor, welcher die Hochschule gründete und zuerst in Flor brachte. Die Kirche feiert ihn als einen ihrer großen Männer, und daß er starke Willenskraft, rastlose Thätigkeit besaß, läßt sich nicht leugnen; indessen zu den leuchtenden Zierden der katholischen Kirche, wie Franz von Assisi, Katharina von Siena, die heilige Therese, gehört er nicht. Wenn diese Segen auf Erden verbreiteten, während ihr Geist sich in Andacht und Liebe zum Himmel schwang, hat er neben Gutem auch unsägliches Unheil gestiftet und sich in die Reihe der Verfolger gestellt, welche von der Kirche, statt daß sie dieselben verherrlicht, vielmehr verleugnet und in den Bann gethan werden sollten, da sie ihr mehr Schaden zugefügt haben, als alle Häretiker und Häresiarchen. Ist es glaublich, daß Dominicus, der bei der Eroberung von Beziers die wilden Krieger zur Ermordung der Einwohner anfeuerte, indem er rief: „Schlagt die Hunde tot! Gott wird Diejenigen schon kennen, die keine Ketzer sind," noch immer den Beinamen des Heiligen führt? daß Pedro de Arbues, wie es heißt, kanonisirt werden soll, er, der wie Konrad von Marburg und Petrus Martyr sich durch seine Wut in der Verfolgung angeblicher Ketzer hervorthat und gleich diesen von dem ergrimmten Volke erschlagen wurde?

Ich habe, wenn ich meine verschiedenen Aufenthalte

zusammenrechne, eine sehr beträchtliche Zeit in Spanien verlebt, und da ich immer fast ausschließlich mit den Eingeborenen verkehrte, ist mir ihre Sprache ganz vertraut geworden. Der volle, sonore Klang des Castilianischen entzückt mich, und ich stimme Karl V. völlig bei, wenn er es die Sprache der Götter nannte, ohne daß ich deshalb seine Aeußerung über das Deutsche unterschreiben möchte, welche so verächtlich ist, daß ich sie nicht zu wiederholen wage. Wirklich kann sich nach meiner Meinung unter den europäischen Sprachen an Wohlklang mit dem Spanischen nur das Italienische messen; aber jenes übertrifft dieses allzu weiche Idiom bei weitem an Kraft und Majestät. Wie unendlich hoch steht es erst in solcher Hinsicht über dem Französischen! Daher möchte ich wohl wünschen, daß es die Suprematie des letzteren bräche und wieder zu der Oberherrschaft in Europa gelangte, die es im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert übte. Man könnte es vielleicht als einen großen Vorteil für die Kultur ansehen, wenn alle Werke in der nämlichen Sprache geschrieben und daher ebenso allgemein verstanden und genossen würden, wie musikalische Kompositionen und Schöpfungen der bildenden Kunst. Und welche Ersparnis von Zeit und Mühe wäre es, wenn man sich nicht mehr mit dem Studium verschiedener Grammatiken und Wörterbücher zu plagen brauchte! Jedoch würden mit diesen Vorteilen, so groß sie auf den ersten Anblick erscheinen, doch auch ebensoviele, und vielleicht noch mehr Nachteile verbunden sein. Wenn sich jene in der größeren Leichtigkeit der Mitteilung von Volk zu Volk kundgäben, so würden diese in der Literatur und in der Poesie, welche notwendig an Reichtum und Mannigfaltigkeit verlieren müßten, zu Tage treten. Denn jedes bedeutende literarische Werk kann eigentlich nur in einer bestimmten Sprache geschrieben werden; diese drückt ihm seinen Charakter und seine Eigentümlichkeit auf. Das ist schon in der Prosa bei Thucydides und Livius, bei Froissart und Voltaire der Fall,

noch mehr aber in der Poesie. Glaubt man, daß Shakespeare's Dramen anders als englisch, Goethe's Gedichte anders als deutsch hätten entstehen können? Sicher nicht! Die Sprache ist aufs innigste mit dem Denken und Empfinden einer Nation verwachsen, und sollten nun alle Völker für ihre Gedanken und Gefühle sich desselben Ausdrucksmittels bedienen, so würde offenbar der Vorteil der Allgemeinverständlichkeit wieder mit einer gewissen Einförmigkeit des geistigen Lebens, einer Monotonie und Armut der Literatur bezahlt werden. Daß übrigens durch die infolge der erleichterten Verbindungen immer wachsende Annäherung der Völker an einander nach und nach die Verschiedenheit der Sprachen sich mindern wird, ist sehr wahrscheinlich. Im Mittelalter war die Sprachverschiedenheit in allen Ländern Europas ungleich größer als jetzt; die vielen Mundarten zum Beispiel, die in Italien herrschten, waren gesonderte Sprachen, ebenso wie es jetzt das Spanische, Portugiesische und Italienische sind. Nun aber hat das Toskanische nicht nur in der Schrift, sondern auch für den Verkehr die Oberherrschaft über sie gewonnen, und das Venetianische, Mailändische, Neapolitanische sind zu Dialekten herabgesunken, die in der Literatur nur noch zur Kuriosität kultivirt und auch im Volksmunde mehr und mehr zurückgedrängt werden. Reisende, die Italien häufiger besuchen, können dies von Dezennium zu Dezennium beobachten. Ich selbst habe erfahren, daß man sich in abgelegeneren Gegenden Italiens, wo früher Alle nicht anders als in ihrem Dialekt sprachen, jetzt weit besser verständigen kann, als ehemals. Dasselbe ist in Frankreich der Fall gewesen, wo das Nordfranzösische über alle anderen Mundarten die Oberhand gewonnen hat, und ebenso bei uns, wo das Oberdeutsche den Sieg davontrug, während das Niederdeutsche nach und nach verschwinden zu wollen scheint, wie man dies an den Küsten der Ostsee beobachten kann. Auf solche Weise wäre es sehr möglich, daß die verschiedenen Zweige

eines Sprachstammes in der Zukunft miteinander verschmölzen, daß zum Beispiel sich eine gemeinsame romanische Sprache für Spanier, Portugiesen und Italiener, eine germanische für Deutsche, Holländer und Skandinaven bildete. Allein ob eine solche Verschmelzung je so weit gehen werde, daß Völker, welche Sprachen ganz verschiedenen Stammes reden, diese mit einem Allen gemeinsamen Idiom vertauschen, darüber auch nur Vermutungen aufzustellen, wäre müßig. Und wie erhebend auch der Gedanke sein mag, daß es einst nur Eine große, alle Menschen umfassende Nation auf Erden geben werde, so wäre doch, wie ich schon sagte, diese allzu große Nivellirung, das Erlöschen aller Sprachen zu Gunsten einer einzigen, in anderer Hinsicht nicht wünschenswert.

Meine lange Beschäftigung mit der spanischen Literatur hat mich auf den Gedanken gebracht, ein Gemälde des alten Spanien und seines Volkes in Form eines Romans zu entwerfen. Ich habe lange darüber nachgedacht und eine leitende Fabel ersonnen, welcher sowohl wie den einzelnen Begebenheiten es vielleicht nicht an Interesse gefehlt hätte. Allein die Idee ist wieder von mir aufgegeben worden, einmal, weil der Roman überhaupt ein Genre ist, für das ich keine Vorliebe hege, und zweitens, weil, was ich vorhatte, mir schon genügenderweise von Le Sage in seinem Gil Blas geleistet zu sein scheint. Ich habe dieses Buch in den letzten Monaten mit großer Befriedigung von neuem gelesen. Es kam Le Sage zu statten, daß er die spanischen Novellisten und Dramatiker studirt hatte. Er hat den Lokalton und Charakter der Zeit, des Landes und Volkes so gut getroffen, daß vielfach vermutet und sogar behauptet worden ist, sein Roman sei die Uebersetzung eines spanischen Originals. Allein dies ist irrig; er hat sein Buch zum großen Teil aus Materialien zusammengesetzt, die er den Spaniern entlehnte, aus einzelnen Kapiteln der picaresken Novellen und aus Komödien, deren Inhalt er

in Prosa wiedergab. Dies läßt sich bis ins Einzelne hinein nachweisen. Für die Erfindung der mannigfaltigen, oft sehr ergötzlichen Ereignisse, welche sein Buch füllen, gebührt daher der Ruhm verschiedenen spanischen Dichtern. Allein dem Franzosen kann das Verdienst nicht abgesprochen werden, die fremden Materialien mit großer Geschicklichkeit benützt und zu einem Ganzen verarbeitet zu haben. Auch seine anderen Bücher, sein Baccalaureus von Salamanca, sein Guzman von Alfarache und sein hinkender Teufel sind auf ähnliche Weise zu stande gekommen, und er scheint mir in seiner Benützung spanischer Quellen ungleich glücklicher gewesen zu sein, als die französischen Dramatiker.

Spanien wird jetzt häufiger von Reisenden besucht, als zuvor, und ich habe während dieses meines letzten Aufenthaltes außer Engländern, die eben die ganze Welt durchstreifen, auch verschiedene Deutsche getroffen. Die meisten derselben sehen das Land sehr flüchtig, bringen nur vage Eindrücke mit nach Hause und sind überdies sehr schlecht mit Kenntnissen über dasselbe ausgerüstet. So traf ich jüngst hier einen Schriftsteller, einen Maler und einen Architekten, welche vereint die Reise in fünf Wochen gemacht hatten und nun direkt wieder nach Norden gingen. Ihre Gespräche setzten mich in Erstaunen. Der Eine von ihnen behauptete, das Arabische sei mit dem Spanischen sehr verwandt, wer das letztere verstehe, könne auch das erstere leicht erlernen. Das war ein Linguist! Und die beiden Anderen fanden gegen seine Bemerkung nichts zu erinnern. Ich selbst erlaubte mir, ihnen den Sachverhalt auseinanderzusetzen, daß, weil beide Völker lange Zeit auf derselben Halbinsel gewohnt, eine Anzahl arabischer Worte, meist stark verstümmelt, in das Spanische übergegangen sei, daß aber die beiden Sprachen so himmelweit verschieden seien, wie das Chinesische und das Deutsche. Weiter glaubten diese Herren, Cordova und Sevilla wären erst zu derselben Zeit

wie Granada von den Christen erobert worden, und wollten sogar noch streiten, als ich entgegnete, daß ein Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren zwischen diesen Ereignissen liege. Wenn Touristen fremde Länder bereisen, bloß um sich Motion zu machen, so läßt sich nichts dagegen einwenden; wenn sie jedoch nun Beschreibungen ihrer derartigen gelehrten Expeditionen herausgeben, wie zu thun es der genannte in Deutschland sehr beliebte Schriftsteller beabsichtigte, so soll man keine Geduld mit ihnen haben. Ich kenne wirklich mehrere in unserer Zeit erschienene Reiseschriften, deren Verfasser nicht einmal so viel über das Land wußten, wie man in jedem Konversationslexikon findet. Und dabei glauben die Deutschen die Franzosen wegen ihrer Ungründlichkeit tadeln zu müssen, während doch dergleichen Produkte schwerlich in Frankreich gedruckt werden würden. Da rühme ich mir ein älteres deutsches Buch, in welchem Land und Volk der pyrenäischen Halbinsel wirklich vortrefflich geschildert sind, nämlich die Skizzen aus Spanien von Huber. Die Reise des Autors fällt noch in die Regierungszeit Ferdinand's VII., und seitdem hat sich freilich ungeheuer Vieles verändert. Aber trotz aller Revolutionen in den politischen Einrichtungen ist der Kern des Volkes doch noch derselbe geblieben, und Huber hat Alles mit offenem Auge gesehen, er weiß so fesselnd darzustellen, daß sein Werk immer mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden wird.

37.

Cordova, im März 1861.

Bei der jetzt besonders unter den Nordländern herrschenden Reiselust kommen Manche auch in die alte Hauptstadt des Omajjadenreiches. Aber die meisten brechen nach wenigen Stunden Aufenthalts wieder auf, und nur äußerst wenige

haben eine Ahnung davon, daß sie sich an einer der merkwürdigsten Stellen der Welt befinden. Es ist seltsam, in welche Nacht der Vergessenheit jene ganze Periode der europäischen Geschichte zurückgesunken ist, als Cordova vielleicht die größte und volkreichste Stadt des Abendlandes, die Residenz mächtiger Herrscher war, zu denen Kaiser und Könige Gesandtschaften schickten. Selbst wenn man von den Berichten der Araber, welche von den dreitausend Moscheen, die hier gestanden, erzählen, einen Teil auf Rechnung der orientalischen Uebertreibungssucht setzt, kann man nach den übereinstimmenden Zeugnissen morgenländischer, wie abendländischer Schriftsteller an der außerordentlichen Ausdehnung und Pracht der Residenz Abdurrahman's III. nicht zweifeln. Allein Katastrophen ohnegleichen müssen über dieselbe hingeschritten sein, um sie bis auf wenige Reste vom Erdboden zu vertilgen. Nur die alte Brücke über den Guadalquivir und die gewaltige Moschee, die unter allen muhammedanischen Gotteshäusern im Orient keine Nebenbuhlerin hat, nebst der dazu gehörenden Minaret, geben noch Kunde von ihrer ehemaligen Bedeutung; alles Andere deckt ein großer Ruin, und selbst der Trümmer, welche unzweideutig verraten, daß sie vom alten Cordova herrühren, finden sich nur wenige. Wohl sind in manchen Wohnhäusern noch Reste arabischer Architektur vorhanden; aber von den meisten der Prachtbauten, die einst für Weltwunder galten, läßt sich keine Spur entdecken. Auch müssen, da vorauszusetzen ist, daß die Stadt ehemals einen weit größeren Flächenraum eingenommen hat, ganze Teile derselben verschwunden sein. Ich habe die Umgegend nach allen Richtungen hin durchstreift, indem ich dachte, daß wenigstens irgendwelche Reste noch die Stellen andeuten müßten, wo früher Gebäude gestanden. Allein nur hie und da fand ich wirre Steinmassen, die nicht erkennen ließen, ob sie die Linien ehemaliger Straßen bezeichneten, oder vielleicht von zerfallenen einzelgelegenen Häusern späterer Zeit herrührten. Allerdings wird

das Material, aus dem die Araber bauten, die sogenannte Tapia (das heißt Lehm) mit Steinen, die demselben eingefügt wurden, nach der Zerstörung des Gebäudes keine so mächtigen Ruinen bilden, wie die Quadern der egyptischen oder griechischen Tempel. Aber wie überhaupt solche Tapiamauern, welche, nach der Analogie der noch heute vorhandenen zu schließen, von großer Solidität und Dicke gewesen sein müssen, in diesem Maße zerstört werden konnten, bleibt doch rätselhaft. Mögen in den Bürgerkriegen, die dem Sturze des Chalifats folgten, und sodann bei den Eroberungszügen der wilden afrikanischen Horden Raubgier und Verheerungslust auch noch so arg gewütet haben, man kann daraus eine solche totale Zerstörung noch nicht erklären, und muß zu der Annahme seine Zuflucht nehmen, daß Erdbeben Alles vertilgt haben, was die Menschenhand noch verschont hatte. Ich zweifle, daß es je gelingen wird, die Topographie des alten Cordova festzustellen; denn bei vielen seiner berühmten Bauwerke fehlt uns jede Andeutung, aus der sich schließen ließe, wo dieselben gestanden. Wenn man hie und da vielleicht das Bruchstück einer maurischen Säule oder eine von den glasirten Platten findet, welche Azulejos heißen, so verstattet doch keine Inschrift darauf, diese spärlichen Ueberbleibsel aus maurischer Zeit dem oder jenem der Paläste zuzuschreiben, die einst hier geprangt haben sollen. Wo hat das vielbewunderte Schloß gestanden, das auf hohem Bogen über dem Guadalquivir erbaut war? wo „der Palast des Persers", wo „das Haus der Fröhlichkeit"?

Die Lage von Cordova am Eingang von Andalusien, das vor ihm seine reichen Fluren hinbreitet, hinter ihm sich wellenförmig nach der Sierra Morena zu erhebt, ist von großer Schönheit. Im Sommer freilich, wenn die fast tropische Sonne, die hier vom Mai bis zum Oktober nie von einer Wolke verhüllt wird, alles Grün versengt hat, mag die Gegend wenig zu ihrem Vorteil erscheinen; allein jetzt, wo sich nach

dem kurzen, kaum Winter zu nennenden Schlaf der Natur der Frühling schon in seiner vollen Pracht zu entfalten beginnt, kann dieselbe sich mit der schönsten messen. In dem treibhausartigen Klima, das hier waltet, indem die Sierra allen rauhen Hauchen von Norden her den Zugang verwehrt, gedeiht der üppigste Pflanzenwuchs. Der Kaktus in einer gigantischen Größe wie selbst nicht in Sicilien, die Aloë mit riesigen leuchterartigen Stengeln, auf denen sie bald ihre Blütenfackeln aufstecken wird, die Sykomore und die Korkeiche schmücken rings die Ebenen und Hügel, und zwischen ihrem dunklen Grün leuchten rötlich und weiß die eben aufbrechenden Knospen der Pfirsich- und Aprikosenbäume. Dabei geben die vielfachen Senkungen und Erhebungen dem Terrain einen malerischen Reiz, wie ihn die zu sehr gepriesene Huerta von Valencia nicht besitzt. Ich kann mir in dieser Jahreszeit keinen herrlicheren Aufenthalt denken, als den in der alten Hauptstadt Andalusiens. Aber wenn mich meistens bei Betrachtung des Schönsten eine tiefe Schwermut übermannt, so bemächtigt sich dieses Gefühl der Melancholie meiner hier noch mehr als anderswo. Ich vermag den Gedanken nicht zu verbannen, daß diese grünende und blühende Pflanzendecke, die rings den Boden überkleidet, aus der Asche und dem Moder eines ganzen Volkes emporkeimt; aus den Blumen und Kräutern scheint mir Tod zu duften und Baum und Staude nur deshalb in so wuchernder Fülle zu strotzen, weil sie von dem Verwesungsstaube einer unglücklichen, unter den Trümmern ihrer Bauwerke begrabenen Nation gedüngt werden.

Einer meiner Lieblingsplätze, wo ich oft Abends weile, ist bei dem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Kloster San Francisco de la Arrizafa, welches durch seinen traditionellen Namen verrät, daß dort die Villa Abdurrahman's I., Rußafa, gestanden hat. Ein verwilderter Garten ist vielleicht ein Rest desjenigen, welcher die Villa umgab. Mein Blick forschte umsonst nach einer Palme, welche eine Enkelin derjenigen sein

könnte, die der erste Omajjade aus einem vom Morgenland hergebrachten Kerne gezogen, und von der alle anderen in Andalusien abstammen sollen. Am Fuße der Mauer, an der ich oft ausruhte und deren unterste Steine vielleicht noch von seinem Landhause herrühren, mag der große Herrscher gesessen und in schwermütiger Erinnerung seiner orientalischen Heimat, wie aller der wechselnden Schicksale gedacht haben, die ihn durch tausendfältige Lebensgefahr hieher in den fernen Westen auf den Thron geführt. Wenn er so den Blick über die sich unter ihm hinbreitende Hauptstadt und die blühende Umgebung gleiten ließ, mochten oft Zeit und Ort in seinem Geist in einander verfließen, so daß er sich wieder in seiner morgenländischen Heimat zu befinden glaubte. Die reiche, vom Guadalquivir durchschlängelte, hügelumgrenzte Ebene schien ihm die Ghauta bei Damaskus zu sein, die er in seiner Jugend oft durchschweift; in den in der Ferne aufsteigenden Bergzügen der Sierra Morena sah er die Höhen des Hauran. Allein dann, wenn er die mächtige, über das Häusermeer des unermeßlichen Cordova emporsteigende, von ihm erbaute Moschee erblickte und sie ihn an die Omajjadenmoschee seiner Vaterstadt erinnerte, konnte er sich mit Stolz sagen, daß sein Bau der weitaus herrlichere sei. — Indem ich, in Träumerei versunken, manche Abendstunde auf der Rußafa verbrachte, glaubte auch ich oft in den Orient versetzt zu sein; und wenn die Sonne ihre sinkenden Strahlen über Stadt und Landschaft ergoß, wenn ich unten aus der Schlucht den Schellenklang eines Maultierzuges vernahm, erwartete ich eine Karawane, von arabischen Scheichs geführt, des Weges kommen zu sehen.

Wie ich von dem genannten, so große historische Perspektiven eröffnenden Punkte in keiner Reisebeschreibung eine Notiz gefunden habe, so hat auch eine andere, noch viel merkwürdigere Lokalität meines Wissens bisher keinerlei Aufmerksamkeit erregt. Es ist dies ein Hügelabhang bei dem Kloster S. Geronimo,

etwa eine Stunde von Cordova. Nachdem ich lange vergeblich Erkundigungen einzuziehen gesucht hatte, wo das Zauberschloß Azzahra, das gewaltigste und prachtvollste aller im arabischen Spanien aufgeführten Bauwerke, gestanden habe, nachdem ich gefunden, daß selbst die gebildeten Spanier nichts von der ehemaligen Existenz dieses Schlosses wußten, ward mir durch einen Geistlichen der Kathedrale, der als der größte Kenner der Altertümer seiner Vaterstadt gilt, die Notiz, Azzahra habe in der genannten Gegend gelegen, aber es sei keine andere Spur von dem Baue mehr übrig, als daß hie und da einige Säulenfragmente und Azulejos gefunden würden. Als ich mich nach dem Kloster begab, glaubte ich sofort die Oertlichkeit jener Schloßanlage zu erkennen, die sich nach den arabischen Schriftstellern terrassenförmig in drei Abteilungen an einer Höhe emporzog; ich mußte mich jedoch damit begnügen, den Platz aus einiger Entfernung zu betrachten, da in der Nähe Stiere weideten, die in dieser Gegend besonders wild sind, und da dieselben, so oft ich einen Schritt vorwärts that, in bedrohlicher Weise gegen mich Front machten. Dasselbe wiederholte sich noch ein anderes Mal. Endlich aber fand ich die Gegend eines Tages von den Unholden frei und erklomm nun den höchsten der drei Hügelabsätze. Da auch die Entfernung von Cordova und die Himmelsrichtung mit den Angaben bei Makkari übereinstimmen, so zweifle ich nicht, wirklich auf der Stelle gestanden zu haben, wo sich die feenhafte Villa erhob. Ich hatte die arabische Beschreibung derselben, die ich schon vor Jahren auf der Pariser Bibliothek abgeschrieben, bei mir und suchte nun, auf der obersten der Abstufungen stehend, den wunderbaren Bau vor meinem Geist wieder aufzurichten. Unten lag die Stadt Azzahra, von deren wirklichem früheren Vorhandensein, wenn man alle Berichte der Araber für Märchen der Tausend und Einen Nacht halten wollte, die daselbst geprägten Münzen Zeugnis geben würden. Die mittlere Abteilung nahmen

die Wohngebäude der Hofbeamten ein. Auf der oberen aber ragte das Chalifenschloß, von dessen ungeheurer Ausdehnung man sich einen Begriff machen kann, wenn man liest, daß dasselbe fünfzehntausend Thüren enthalten hat und mehr als dreizehntausend für die Bedienung der Chalifen bestimmte Sklaven beherbergte, sowie außerdem noch die dreitausend Mann starke Leibwache von Slavoniern. Die verschiedenen Hallen und Säle des Schlosses überboten einander an Pracht. In einem derselben, der auf blühende Gärten hinabschaute, war die Decke von Gold, die Thorflügel hingen an juwelenübersäten Pfosten; in der Mitte befand sich eine große, mit Quecksilber gefüllte Zisterne, die einen blendenden, sich an den Wänden und der Decke brechenden Glanz verbreitete. Auch Bildwerke von Menschen und Tieren fanden sich vielfach in dem Schlosse, was zeigt, daß die Araber in Spanien sich nicht strenge an die Satzung hielten, welche ihnen die Abbildung lebender Wesen verbietet. Schon am Eingang prangte die Statue von Abdurrahman's Lieblingssklavin Azzahra, auf deren Wunsch der Chalif die ihren Namen tragende Stadt, nebst dem sie krönenden Zauberschlosse errichtet hatte. Um die Materialien zum Bau herbeizuschaffen, waren fünfundzwanzig Jahre lang täglich zehntausend Maultiere verwendet worden. In umgitterten Räumen der Gärten wurden seltene Tiere gehalten; zur Fütterung der in den Teichen aufbewahrten Fische waren täglich achttausend Laibe Brod bestimmt. — Ich verweilte stundenlang auf der Stätte, wo so viele Herrlichkeit begraben liegt, und suchte auf dem Boden nach irgend einem Bruchstück, einem Säulenknauf oder einer Steinplatte, die durch ihre Beschaffenheit unzweideutig kund gebe, daß sie ein Rest des alten Baues sei, — allein vergebens. Sicher würde es sich ungemein der Mühe lohnen, hier Nachgrabungen zu veranstalten; denn es ist unmöglich, daß alle die Mauern und Pfeiler völlig zu Staub zerrieben sein sollten. Man würde vielleicht nicht nur einzelne Bestandteile, sondern

ganze Räumlichkeiten des Palastes noch unter dem Boden wiederfinden. Auf den mit Erde überdeckten Schutthaufen, wo ich stand, sproßten Disteln und wilde Stauden aller Art, deren Blüten einen narkotischen Duft verbreiteten; Cicaden, welche die Märzsonne schon früh geweckt hatte, schmetterten um mich her, und die betäubenden Wohlgerüche, der einförmig schrillende Ton der kleinen Tierchen lullten mich in ein waches Träumen ein, in welchem mir das Zeitbewußtsein schwand und ich wirklich in dem alten Azzahra zu weilen glaubte. Ich sah über hochwipfeligen Cypressen und blühenden Mandelbäumen das goldene Dach des Wunderpalastes emporragen, sich längs der Marmorstufen, die von dessen Eingang nach unten führten, in langen Reihen die turbanhäuptigen Sklaven scharen, und durch die geöffneten Thore des Schlosses den Chalifen mit seiner geliebten Azzahra hervortreten, um bei Flöten- und Cymbelschall in den Gärten zu lustwandeln, und in reichgeschmücktem Nachen sich auf einem der künstlichen Seen zu wiegen. In solche Träumerei verloren, hatte ich nicht beachtet, daß schon das Abenddunkel herabgesunken war und daß meine Lage dadurch fast kritisch wurde. Ich konnte nicht hoffen, den Weg in der Finsternis allein zu finden; dennoch blieb, da nirgends ein menschliches Wesen zu entdecken war, nichts übrig, als, meinem Stern vertrauend, mich in Gang zu setzen. Lang irrte ich ratlos umher und machte mich schon darauf gefaßt, die Nacht obdachlos zu verbringen, als zum Glück der Mond aufging und einige Helle verbreitete. Dennoch wußte ich nicht, wo ich sei, bis mir ein junger Mensch begegnete und ich von ihm erfuhr, daß ich den richtigen Pfad eingeschlagen hätte und mich schon in der Nähe der Stadt befände.

Es ist mir unmöglich, mich hier in Cordova mit etwas Anderem zu beschäftigen, als mit den Arabern und der Zeit ihrer Herrschaft in Spanien; denn nur von diesen empfängt

die jetzt tief zerfallene und verödete Stadt ihre Bedeutung. Sicher wäre es thöricht, die Zeit, als die Muhammedaner Spanien inne hatten, zurück zu wünschen; ein solches Zurücksehnen in vergangene Kulturepochen, und wären sie so herrlich wie die des alten Hellas gewesen, ist überhaupt sinnlos und nur in der bei mir glücklicherweise immer schnell wieder vorübergehenden Stimmung möglich, in welcher ich an der Menschheit und ihrer Zukunft verzweifle. Es ist in Bezug auf die Araber doppelt thöricht, einmal, weil deren hohe Blüte in Andalusien nur im Vergleich zu der weit geringeren Bildungsstufe, auf welcher gleichzeitig die übrigen Völker Europas standen, als eine so glänzende erscheint, zweitens weil der Islam, von dem ihre ganze Kultur bedingt war, eine rohe und sich in einem höchst armseligen Gedankenkreise bewegende Religion ist, zu deren Untergange man die Menschheit nur beglückwünschen könnte. Aber auf der andern Seite ist das Wehgeschick, welches die spanischen Araber ereilt hat, ein so tief tragisches, die ruchlose Barbarei, welche das triumphirende Volk unter Schändung des Christentums an ihm verübte, eine so himmelschreiende, daß alles menschliche Gefühl in uns ausgerottet sein müßte, wenn dasselbe sich nicht in Mitleid dem besiegten Volke zuwendete. In mir selbst ist schon in den Knabenjahren sehr lebhaft dies Gefühl erweckt worden durch des trefflichen Klinger „Rafael von Aquillas“, in welchem die bei der Vertreibung der Mauren aus Spanien gegen diese geübte empörende Grausamkeit mit brennenden Farben und dem vollen Eifer für Recht und Humanität geschildert ist, welcher alle Werke unseres großen Landsmannes auszeichnet. Der genannte Roman, der als Volksbuch in den Schulen eingeführt werden sollte, um in der deutschen Jugend den Haß gegen geistliche und weltliche Unterdrückung stets wach zu halten und zu schüren, hat meinen Gedanken wohl die erste Richtung auf das arabische Spanien gegeben und mich, da ich bei den

europäischen Schriftstellern nur so mangelhafte und unzuverlässige Nachrichten darüber fand, veranlaßt, das Arabische zu lernen. Die Vertreibung der Mauren, welche Klinger mit den sie begleitenden Schrecknissen in einer das Herz aufs tiefste aufregenden Weise schildert, war übrigens keineswegs das schwerste Unglück, welches dieses Volk traf. Man kann sie als eine verhältnismäßig milde Maßregel betrachten; denn wie groß auch die Summe der über die Vertriebenen verhängten Leiden sein mochte, es war doch noch immer besser, daß sie in den afrikanischen Wüsten umherirrten oder bei barbarischen Völkern ihr Brod erbettelten, als wenn sie in Spanien lebendig verbrannt worden wären — ein Loos, das die meisten Zurückgebliebenen ereilte.

Auf einer Anhöhe nächst dem Guadalquivir, die wohl größtenteils durch zusammengestürzte Mauersteine gebildet ist, stand der große Palast der Omajjadischen Herrscher; hier, wo jetzt Nesseln und Brombeersträucher aus wirrem Geröll sprießen, war einst der Mittelpunkt des mächtigsten Reiches von Europa, und eben hier oder in unmittelbarer Nähe schlug später die Inquisition ihr Gericht auf. Wo ehemals Abdurrahman III., umgeben von glänzendem Hofstaat und allem Pomp des Orients, Gesandtschaften Otto's des Großen nnd des Kaisers von Byzanz empfangen, ächzten später die unseligen Nachkommen des Volkes, vor dem das ganze Abendland gezittert hatte, in unterirdischen Kerkern unter Marterwerkzeugen. Den Palast auch nur ungefähr, sowie Azzahra in unserem Geiste zu rekonstruiren, ist unmöglich, da es an detaillirten Schilderungen fehlt. Uebrigens ist dessen Zerstörung, sowie die vieler anderen arabischen Bauwerke, nicht allein den spanischen Eroberern zuzuschreiben. Derselbe war vermutlich schon in den Bürgerkriegen, welche dem Sturze des großen Almansur folgten, und sodann durch die Murabiten arg geschädigt worden. Auch die Bibliothek Hakem's II., die größte in der ganzen moslimischen

Welt, war schon teils zu Grunde gegangen, teils nach Afrika geschleppt worden, als Ferdinand der Heilige Cordova eroberte. Wie viel von dem großen Ruin, der uns jetzt hier rings anstarrt, auf seine Rechnung und die seiner glaubenseifrigen Scharen zu setzen sei, ist nicht mehr zu ermitteln.

Wenn ich die Vernichtung aller der gewaltigen Paläste, Villen, Schulen, Bäder und Moscheen bis auf die eine noch vorhandene sehe, so erscheint mir dieselbe um so erstaunlicher, als die Zeit, in der alle diese Bauten noch aufrecht standen, uns verhältnismäßig so nahe liegt, und die Betrachtung keiner anderen Trümmer hat mir ein gleich erschütterndes Bild von der Vergänglichkeit alles Irdischen gezeigt. Ich glaube dabei an aller Zeit irre zu werden; kaum sind neun Jahrhunderte seit den Tagen Abdurrahman's III. verflossen, und doch liegen seine Bauten tiefer in Staub, als die von Babylon und Ninive. Wo die Gebeine der Omajjaden geruht, weiß niemand zu sagen; das letzte Atom ihrer Knochen ist in Staub zerfallen, während die unvordenklichen alten Leichen der Pharaonen noch unversehrt in ihren Särgen liegen. Ja das ganze Volk der spanischen Araber mit seiner Kultur ist ausgerottet und von der Erde hinweggetilgt; denn schwer kann man jene verwilderten Horden, die jetzt in der Berberei umherirren, schwer selbst die in tiefe Unbildung zurückgesunkenen, in Algier und Tunis seßhaften Mauren für Nachkommen der Nation halten, welche einst die civilisirteste des Occidents war. Und unbegreiflicherweise ist in Europa selbst das Interesse für diese untergegangene Nation, ihre Wissenschaft und Dichtung ein äußerst geringes. Unsere Gelehrten forschen mit dem größten Eifer in den Papyrusrollen der Aegypter, und es gelingt ihnen mehr und mehr, aus ihrer Hieroglyphenschrift die Geschichte des Nillandes bis in die graueste Urzeit zu verfolgen; sie haben die Heldengedichte und die Philosophie der Inder lebendig in das Abendland eingeführt, so daß wir die Bildung, die vor Jahrtausenden

am Ganges blühte, gleich genau kennen, wie die unseres Mittelalters. Allein von den Arabern Spaniens, die durch ihre Berührung mit den übrigen europäischen Völkern uns viel näher stehen, besitzen wir höchst ungenügende Kenntnis. Schon die spanischen Christen der Zeit, als noch ein großer Teil der Halbinsel in Händen der Muhammedaner war, wußten nicht viel mehr von ihnen, als von den Völkern der entgegengesetzten Hemisphäre. Das erklärt sich teilweise aus dem politischen und religiösen Haß, der sie von ihnen schied. Thatsache ist, daß in den alten spanischen Chroniken sich nirgends eingehende Mitteilungen über Volk und Land der Araber finden. Ueber letztere lassen sich aus diesen Chroniken kaum so viele Notizen schöpfen, wie wir über das Innere von Afrika besitzen.

Eine interessante Geschichte, an die ich hier in Cordova erinnert werde, ist die von den sieben Infanten von Lara, die durch den Verrat eines ihrer Verwandten in den Hinterhalt gelockt und erschlagen wurden. Ihr Vater Gonzalo Gustos geriet gleichzeitig in Gefangenschaft der Araber, wurde nach Cordova geschleppt, knüpfte hier ein Liebesverhältnis mit der Schwester des Königs Almansur an und zeugte mit ihr einen Sohn Mudarra, welcher in der arabischen Hauptstadt erwuchs, aber später, von seiner Herkunft unterrichtet, nach Kastilien zurückkehrte und den Tod seiner sieben Brüder rächte. Diese Geschichte scheint historische Grundlage zu haben, denn zu Salas in Altkastilien, dem Hauptsitz des berühmten Geschlechts der Lara, sollen noch darauf bezügliche Inschriften vorhanden sein. Man möchte nun glauben, die Chronik Alfons des Weisen, welche dieselbe ausführlich erzählt und die zahlreichen Romanzen, die sie besingen, müßten da, wo sie von der Gefangenschaft des Gonzalo Gustos und von seiner Liebe zu der maurischen Prinzessin, oder von der Jugend des Mudarra berichten, auch Einiges von den Sitten der Araber und von

deren Hauptstadt beibringen; nach Derartigem suchen wir indes vergebens in ihnen. Die Chronik Ferdinand des Heiligen erzählt, wie dieser König die Hauptstädte Andalusiens erobert habe. Es würde nun so natürlich gewesen sein, daß der Chronist auch über die großartigen Bauwerke dieser Städte berichtet hätte; allein das scheint ihn nicht im mindesten interessirt zu haben. Wenn die alten spanischen Schriftsteller einmal von ihren Glaubensfeinden sprechen, so geschieht es in einer Weise, die von der ärgsten Unwissenheit zeugt.

Bei der Wut, mit der die Spanier gewöhnlich alsbald nach der Eroberung die Gotteshäuser der Muhammedaner niederrissen, können wir es noch als ein Glück preisen, daß sie die große Moschee von Cordova im Wesentlichen unversehrt ließen. Es ist später ein christlicher Chor in der Mitte des Gebäudes errichtet worden; aber derselbe ist der Wirkung des Ganzen nicht allzu nachteilig, verschwindet vielmehr einigermaßen in der Totalität. Denjenigen, die es beklagen, daß die Moschee durch diese allerdings zu ihrem Stil wie die Faust aufs Auge passende Einfügung entstellt sei, muß man entgegenhalten, daß das moslimische Gotteshaus sicherlich gänzlich niedergebrochen worden wäre, wenn man es nicht durch das Hineinbauen des Chores in eine christliche Kirche verwandelt hätte. Die Minaret ist nur dem untern Teil nach stehen geblieben und hat oben einen Aufsatz erhalten. Ich ersättige mich nicht daran, diesen Komplex von Gebäuden zu betrachten und alle seine Teile zu besuchen. Der Eindruck, wenn man die Eingangspforte nach dem von einer weiten Mauer umschlossenen Vorhof überschritten hat, ist wahrhaft magisch. Man sieht sich plötzlich in den Orient versetzt. Dieser mit prächtigen Orangenbäumen bepflanzte und noch mit dem Brunnen für die moslimischen Abwaschungen besetzte Hof bietet einen wonnevollen Aufenthalt und dient den Bewohnern Cordovas am Abende zum Spaziergang. Es gewährt mir oft Freude, in der

Dämmerung dort umher zu wandern, mich unter die frohen Gruppen zu mischen und das Fächerspiel, wie die unter den Mantillen hervorblitzenden Augen der Andalusierinnen zu betrachten. Doch noch lieber ist mir die Einsamkeit, die hier in den Nachmittagsstunden herrscht; dann bevölkere ich den Raum mit den Schatten der Vergangenheit. Ich sehe ernste Gestalten mit Kaftan und Turban, Imame mit langem weißem Bart, die, am Boden sitzend, den um sie versammelten Jünglingen den Koran erklären. Am Brunnenbecken aber drängt sich ein noch größerer Kreis von Hörern um einen Redner; es ist dies ein wandernder Gelehrter, der die bunten Abenteuer, die er in den verschiedenen andalusischen Städten erlebt hat, berichtet, und dabei in Prosa wie in Versen, selbst vor den waghalsigsten Kraftleistungen nicht zurückschreckend, seine Meisterschaft in Beherrschung der arabischen Sprache zeigt. Er führt seine Hörer bald an den Hof des Königs Ibn Hud von Saragossa und berichtet, wie er diesem eine Kasside zu dessen Preise vorgetragen, von welcher der Herrscher so entzückt gewesen, daß er den Befehl gegeben habe, dem Sänger so viele Beutel von Gold auszuhändigen, wie das Lobgedicht Verse gezählt. Bald wieder versetzt er die Neugierigen auf den Markt von Valencia, das eben von dem grimmen Feldherrn der Nazarener, genannt Rodrigo oder der Cid, mit Einnahme und Plünderung bedroht gewesen. Angstvoll und verzweifelnd drängen sich die Einwohner in die Moscheen, um von Allah Rettung zu erflehen; er aber, der Redner, besteigt einen erhöhten Platz und feuert die Menge in einem schwungvollen Gedichte, das er recitirt, an, einen Ausfall gegen die Feinde zu machen, und seine begeisterten Worte finden Widerhall im Volke. Es ruft nach Waffen und wälzt sich dem Thore zu, um die Ungläubigen, die zu drei Göttern beten, zu vertreiben. Weiter berichtet der Erzähler von einer Wasserfahrt, die er am Ende des Fastenmondes Ramadhan auf dem Guadalquivir mit lustigen

Freunden gemacht, bunte Lampen leuchteten in dem Nachen, Wein perlte in den Gläsern, und die Genossen übten ihren Witz in schlagfertigen Gegenreden, welche mitgeteilt werden, indem der Redner nicht vergißt, daß er immer den Sieg davongetragen habe.

Das Innere der Moschee war ehemals, wie dies bei der älteren Bauweise der Moslimen üblich, gegen den Vorhof geöffnet, und das mußte den Eindruck des Ganzen ungemein erhöhen. Aber auch noch heute ist die Wirkung eine außerordentliche, und unter allen Gotteshäusern der Welt bringen meines Bedünkens nur die schönsten gothischen Dome eine gleiche hervor. Bei beiden beruht die Gewalt des Eindrucks besonders darauf, daß der Blick sich in eine Unendlichkeit zu verlieren glaubt, bei den Kirchen germanischen Stils in die der Höhe, bei dieser Moschee in die der Weite. Wenn wir in das Heiligtum eintreten, breitet sich vor uns zu beiden Seiten ein unermeßlicher Wald von Säulen aus, dessen Ende das Auge nicht zu erreichen vermag; die Säulen sind durch doppelte Bogen, deren einer sich über den andern erhebt, verbunden. So ungeheure Ausdehnung der Bau auch hat, so ist er im Verhältnis dazu nur niedrig; allein dies erhöht die Wirkung, anstatt sie zu verringern. Schreitet man in der Richtung nach Osten vorwärts, so gewahrt man eine mit reichem Mosaikschmuck und arabischen Lettern bedeckte Nische. Es ist dies der Mihrab, welcher die Richtung nach Mekka bezeichnet, wohin alle Gläubigen beim Beten ihr Antlitz wenden müssen. Daß dieser ganz muhammedanische Teil, das Allerheiligste der Moschee, unzerstört geblieben ist, daß man selbst die arabischen Inschriften hat fortbestehen lassen, muß Wunder nehmen. Während in dem, zu einer Kirche umgewandelten Gebäude christliche Psalmen erschollen, und sicher die andächtig Knieenden, wie die Priester und Sakristane jeden, den sie des heimlichen Muhammedanismus für verdächtig hielten, dem heiligen Gericht anzeigten, damit

es ihn dem Flammentode überlieferte, verkündeten die arabischen Schriftzeichen ungehindert Jahrhunderte lang, es sei kein Gott außer Allah, und Muhammed sei dessen Prophet.*) In der That hat keine Besprengung mit Weihwasser, kein Ausräuchern die Moschee christlich machen können; sobald Orgelton und Psalmgesang verklungen sind, erscheint der Bau wieder so moslimisch wie zur Zeit Hakem's II. Wenn ein Muhammedaner des Orients ihn heute betritt, welche Gefühle müssen sich seiner bemächtigen! Er findet hier ein Haus Allahs, herrlicher als irgend eines in der moslimischen Welt; er liest an den Wänden die heiligen Suren, welche dem Gläubigen ewiges Leben verheißen; er blickt in den Vorhof mit seinen Orangenbäumen und seinen plätschernden Brunnen hinaus und sieht in ihm ein Abbild des Paradieses, wo er einst an rieselnden Quellen unter grünen Schattendächern ruhen soll. Allein wenn er weiter durch die geweihten Hallen wandelt, sucht er umsonst nach Koranlesern, umsonst noch Frommen, welche, die Stirne nach Mekka gerichtet, die heiligen Gebete sprechen. Schaut er zur Minaret empor, so erwartet er vergebens, daß der Muezzin hervortrete, um den Ausruf des Islam nach den vier Weltgegenden zu thun. Der Glockenschall des Ave Maria, der von oben ertönt, sagt ihm, daß die Christen dem Islam sein heiliges Haus entrissen haben. Welchen schwermütigen Gedanken müßte erst ein solcher Muhammedaner nachhängen, wenn ihm kund würde, daß seinen Vorfahren einst das ganze große Spanien unterworfen gewesen, daß ihnen Schritt für Schritt das herrliche Besitztum geraubt worden, und daß die Christen die Söhne des Propheten übers Meer hinüber in die afrikanischen Wüsten vertrieben hätten! Glücklicherweise werden den meisten

---

*) Ich habe, als ich dies schrieb, außer Acht gelassen, daß die arabischen Schriftzeichen in der Moschee bis in neuere Zeit hinein durch weiße Tünche unkenntlich gemacht worden waren.

der heute lebenden Moslimen derartige trübe Betrachtungen erspart; denn nur sehr wenige von ihnen wissen oder erfahren, wie groß einst die Blüte der arabischen Herrschaft gewesen, wie seitdem der Stern des Islam erblaßt ist und wie jene Bekenner in immer tieferem Sinken begriffen sind.

38.

Siena, im September 1864.

Die jetzt beinahe zu einem Dorf zurückgesunkene und sich doch noch stattlich präsentirende Stadt San Gemignano, die ich auf dem Wege hierher besuchte, hat mich lebhaft in die Zeit der italienischen Städte des Mittelalters zurückversetzt. Der Palast der Signorie mit seinem Saal, in welchem eine Inschrift verkündet, Dante sei dort als Gesandter von Florenz erschienen, um ein Bündnis zwischen den beiden Schwesterrepubliken abzuschließen, sowie der Marktplatz und die verschiedenen noch aufrecht stehenden Türme scheinen, wenn auch der jetzige Verfall zu Tage liegt, von einem mächtigen Gemeinwesen früherer Zeit Kunde zu geben. Dennoch kann San Gemignano immer nur eine Stadt von wenigen tausend Einwohnern gewesen sein. Allein die Energie der Bürger dieser kleinen Freistaaten verlieh ihnen eine Macht, wie manche weit größere Staaten sie nie besessen haben. Am meisten von allen Städten Italiens indes, selbst mehr noch als Florenz, hat Siena bis heute seinen mittelalterlichen Charakter bewahrt. Der Stadtpalast hier und der davor gelegene, zum Zweck der Volksversammlungen amphitheatralisch angelegte Platz sind wahrhaft imposant, und die vielgewundenen Straßen mit ihren festungsartigen Palästen vergegenwärtigen aufs deutlichste die Parteikämpfe, die einst hier gewütet. Sismondi's herrliche, mit glühender Beredsamkeit geschriebene Geschichte hat uns mit

Bewunderung für die vielen hochherzigen Thaten, welche von den Bürgern dieser Freistaaten sowohl im Krieg gegen auswärtige Feinde, als während der inneren Fehden vollbracht worden, erfüllt. Doch bei genauerer Betrachtung der Zustände im damaligen Italien können wir uns auch deren ungeheure Schattenseiten nicht verhehlen. Wenn dieses Land heute mit Recht sich die Einheit als das Endziel seines Strebens vorgesteckt hat, so waren jene Zustände der äußerste und krasseste Gegensatz hiervon. Eine so große und wilde Zerrissenheit, wie besonders in der Lombardei und in Toskana, hat wohl nie und nirgends während der mittleren Jahrhunderte geherrscht. Zahllose Städte, von denen wir heute nur noch die bedeutenderen kennen, von denen aber viele beinahe bis auf den Namen aus der Welt verschwunden sind, standen unter einer Art von republikanischer Verfassung als selbständige Staaten da und befehdeten sich gegenseits in unaufhörlichen Kriegen, waren jedoch auch im Innern durch Parteiungen der Bürger gespalten, die einander mit wildester Wut verfolgten. Jede der Republiken hatte es womöglich auf Vernichtung der andern abgesehen und befeindete dieselbe mit einer an Raserei grenzenden Erbitterung. Die Kämpfenden begingen gegen einander Grausamkeiten, bei deren Erzählung uns das Blut in den Adern stockt. Nicht minder furchtbar aber war der Haß, mit dem die Bürger der nämlichen Stadt, die zu verschiedenen Fahnen geschworen hatten, sich gegenseits bis auf den Tod bekämpften. Nur auf Bezeichnungen hin, die ihren ursprünglichen Sinn verloren hatten und bei denen sich Niemand mehr etwas Klares dachte, glaubten die Einen, die sich Guelfen nannten, ihre Gegner, die Ghibellinen — glaubten die „Weißen" die „Schwarzen" ausrotten und vom Erdboden vertilgen zu müssen. Bei diesen Fehden, die, wenn kaum gedämpft, immer neu aus der Asche emporloderten, tobte wüster Kriegslärm, Mord und Brand durch die Straßen hin, die zu einem

Feldlager verwandelt wurden. Die Bewohner der verschiedenen Stadtteile verbarrikadirten sich gegen ihre Mitbürger; der Eine belagerte das Haus des Andern und suchte dessen Einwohner durch Flammen und Rauch, wie Tiere aus ihren Höhlen, hervorzutreiben. Hatte dann eine der Parteien gesiegt, so trieb sie die Mitglieder der andern in die Verbannung, zog deren Vermögen ein, schleifte ihre Wohnungen und setzte die Todesstrafe auf ihre Rückkehr. Hinrichtungen Solcher, die in den Verdacht kamen, mit den Exilirten im Einvernehmen zu stehen, waren an der Tagesordnung. So glich Italien einem brodelnden Hexenkessel voll nicht endender Greuel, und man kann sich nicht verhehlen, daß der Name Freiheit für die Zustände in diesen Republiken ein sehr übel angebrachter ist. Man möchte sagen, nicht leicht sei eine ärgere Tyrannei auf der Welt geübt worden, als die jedesmal herrschende Partei sie gegen die unterlegene anwendete, wenn nicht Italien in den Despoten, die sich hier und da zu Alleinherrschern über die Freistaaten aufwarfen, wie in den Visconti und Sforza, Beispiele geliefert hätte, daß die Ruchlosigkeit monarchischer Gewaltthätigkeit noch die der republikanischen übertreffen kann. Wie es aber möglich gewesen, daß Italien sich beinahe ein Jahrtausend lang in solchen entsetzlichen Verhältnissen behaglich gefühlt, erscheint als schwer erklärlich; noch mehr, daß sogar sein großer Dante sich kaum über das Parteitreiben von Florenz zu hohen und freien Anschauungen erhoben und selbst noch die jenseitige Welt mit den kleinlichen Spaltungen und Reibungen seiner Landsleute erfüllt hat. Ich glaube nicht, daß in der Seele Dante's, so viel er auch von der Parteiwut und der Zerrissenheit seines Vaterlandes zu dulden hatte, der Gedanke eines einigen Italiens emporgestiegen ist; wenigstens so viel ich auch seine Göttliche Komödie gelesen habe, konnte ich keinen unzweideutigen Beweis hiervon auffinden. Die Stelle, die sich am meisten in diesem Sinne deuten ließe, ist wohl diejenige, wo

Italien einem Kranken verglichen wird, der sich, um seine Qual zu lindern, bald auf diese, bald auf jene Seite des Krankenlagers hinbettet. Nicht lange nach dem Florentiner jedoch wurde der Gedanke des gemeinsamen großen Vaterlandes, das an so tödtlichen Wunden, die ihm teils von seinen eigenen Söhnen, teils von Fremdlingen beigebracht, blutete, mit begeisterter Wärme von Petrarca ausgesprochen. Noch Jahrhunderte aber sollte nach ihm das alte Banden- und Rottenwesen fortdauern. Und als dann auf den Trümmern der Republiken monarchische Verfassungen gegründet wurden, als Spanien in verschiedenen Teilen der Halbinsel, und eine Zeit lang auch hier in Siena, wo der berühmte Geschichtschreiber und Dichter Diego Hurtado de Mendoza Statthalter Karl's V. war, seine Zwingburg errichtete, schien sein patriotischer Gedanke lange Zeit hindurch ferner als je von der Verwirklichung zu liegen. Nun, da die Sonne der Einheit über Italien aufgeht, wird es wohl den meisten Italienern, wenn sie ihre alten Städte besuchen und in ihnen noch so vielen Erinnerungen an die rastlosen Zwistigkeiten begegnen, sein, als ob ein wüster Alpdruck der Nacht von ihnen gewichen, und sie werden kaum fassen, wie so viele Geschlechter ihrer Vorfahren von dem bösen Dämon der Meute und des Rottengeistes in die Irre getrieben worden seien. Uebrigens ist die von dem Vater auf den Sohn vererbte Feindschaft zwischen Ort und Ort, wenn auch die größeren Städte ihr entsagt haben, noch keineswegs überall erloschen, und zwischen einzelnen benachbarten Dörfern soll, wie ich habe behaupten hören, die Flamme der Zwietracht noch so heftig glimmen, daß die Bewohner gegen einander ins Feld rücken würden, wenn die Regierung ihnen dies nicht verwehrte.

Inzwischen läßt sich nicht leugnen, daß diese an sich unheilvollen Zustände auch Vorteile mit sich brachten. Wäre Italien ein einiges Reich gewesen, etwa mit Rom als seiner Hauptstadt, so hätte ihm das in politischer Hinsicht unstreitig

zum Vorzug gereicht; allein sicher würde es nicht so viele bedeutende Werke der Baukunst, Malerei und Architektur hervorgebracht haben, wie in diesem Zustande der Zerrissenheit, wo nicht nur Florenz und Venedig, sondern noch mehrere andere der kleinen Republiken während eines Jahrhunderts in solcher Hinsicht mehr leisteten, als ganze Königreiche während der Dauer ihres Bestehens. Selbst die Eifersucht der Städte, die zu so fürchterlichen Wutausbrüchen führte, der Haß, der die eine nicht ruhen ließ, bis sie die andere zu Grunde gerichtet, trug hierzu bei. Keine von ihnen wollte dulden, daß ihre Nebenbuhlerin einen schöneren Palast der Signorie, einen prächtigeren Dom, herrlichere Kirchen habe. So wollten auch die Sienesen sich von den Bürgern keines der anderen Freistaaten übertreffen lassen, und inmitten aller der Kriege, die sie nach auswärts führten, alles des Familienhaders, der innerhalb ihrer Mauern wütete, schmückten sie ihre Stadt doch mit Werken der bildenden Künste, die noch heute unsere Bewunderung erregen. Der Dom ist ein wahrhaft entzückender Bau und nach meinem Dafürhalten die schönste Kirche Italiens. Der Platz vor dem Stadthause hat keinen andern Nebenbuhler auf der Halbinsel, als den des Granduca in Florenz und den Markusplatz in Venedig. Viele der alten Paläste sind aus Quadern wie für die Ewigkeit gebaut. Sehr früh mit Guido von Siena begann hier die Kunst aufzublühen, und alle Kirchen wurden mit Gemälden einheimischer Künstler erfüllt. Der bedeutendste unter letzteren, dem sechzehnten Jahrhundert angehörig, ist Soddoma. Fast alle Hauptbilder dieses Malers, mit Ausnahme der prächtigen Hochzeit von Alexander und Roxane in der Farnesina zu Rom, befinden sich hier, und daher kommt es, daß er minder bekannt ist, als manche andere weniger bedeutende Maler. Allerdings scheint er mir mehr ein Virtuos, als ein von innen heraus gestaltender Genius zu sein; allein seine Virtuosität in Komposition, Zeichnung und Farbengebung

ist wahrhaft erstaunlich. Neben Altarbildern von ihm, die sich im Stadtpalaste und in den verschiedenen Kirchen finden, sind andere jetzt in die neueingerichtete Akademie versetzt. Das schönste seiner Werke indes scheinen mir die Fresken aus dem Leben der heiligen Katharina in San Domenico zu sein.

Wenn, wie vorhin gesagt, die Zerteilung Italiens in so viele kleine Staaten unzweifelhaft zu dem reichen Flore der Kunst beigetragen hat, der sich in ihm entfaltete, so wird es uns doch schwer faßlich, wie die Künstler inmitten der rastlosen Kriege von Republik mit Republik und der selbst innerhalb der Städte wütenden blutigen Kämpfe die Sammlung und Ruhe gewinnen konnten, deren sie zur Hervorbringung ihrer Werke bedurften. Doch diese Fehden, in denen die Italiener sich gegenseits zerfleischten, waren keineswegs das Einzige, was die Ruhe und den Frieden des Landes trübte. Italien war fast ohne Unterbrechung der Schauplatz, auf dem die Feindschaften der europäischen Herrscher ausgefochten wurden, und die ganze Halbinsel glich Jahrhunderte lang einem ungeheuren Heerlager. Deutsche, Franzosen und Spanier bekämpften sich hier, und brennende Dörfer, zerstörte Städte, von den Hufen der Rosse zerstampfte Felder bezeichneten den Weg, auf dem sich ihre Armeen dahinwälzten. Wie Leichengeier aber folgten diesen Heereszügen Hungersnot und Pest. Kaum ein anderes Land der Welt möchte so häufig von furchtbaren Epidemien heimgesucht worden sein, wie Italien während des ganzen Mittelalters und von da an bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Selten verging ein Dezennium, daß nicht eine solche Pest ihren Würgerzug von den Alpen bis an den Pharus von Messina gehalten hätte. Keine der italienischen Städte wurde von diesen mörderischen Seuchen verschont; aber manche derer, die vorzugsweise sich durch Pflege der schönen Künste auszeichneten, hatten ganz besonders unter ihnen zu leiden, zum Beispiel Perugia und Siena, die zu

wiederholten Malen, während die Pest jahrelang ihr Lager in ihren Mauern aufschlug, ein Vierteil, ja ein Drittel ihrer Einwohner verloren. Mit den Schrecken, die an sich mit solchen Krankheiten verbunden waren, gingen dann noch die Greuel der Pöbelwut Hand in Hand, die sich gegen die angeblichen Urheber der Seuchen, die Brunnenvergifter und Verbreiter von tödtlichen Salben, wendete und nicht selten auch die Stadtbehörden mit ihrem Wahnsinn ansteckte, so daß diese die Verdächtigen einzogen und massenweise hinrichteten. Noch im siebenzehnten Jahrhundert fanden schauderhafte Scenen solcher Art in Mailand statt, wo noch lange nachher die sogenannte Colonna infame Zeugnis von der brutalen Grausamkeit gab, mit der die Väter der Stadt die vermeintlichen Anstifter einer Pest unter entsetzlichen Martern sterben ließen. Wenn wir bisweilen, geblendet von dem Glanze, mit welchem die unvergleichliche Blüte der Kunst Italien umkleidet, uns in diese goldene Epoche zurücksehnen, so sollten wir uns doch vergegenwärtigen, von wie vielen Schrecknissen das Land in eben der Zeit heimgesucht wurde. Erwägt man das, so möchte man die Werke der großen italienischen Künstler jenen in üppiger Fülle prangenden Rebengärten und Trauben voll köstlichen Saftes vergleichen, die auf den noch kaum erkalteten Aschenfeldern und Lavahügeln an den Hängen des Vesuv gedeihen. Wenige denken, indem sie sich an dem feurigen Lacrimae Christi erquicken, daran, aus wie viel zerstörtem Leben er seine Kraft und seinen Duft gesogen hat; so erinnert man sich auch bei der Betrachtung italienischer Kunstwerke selten daran, welche Entsetzensscenen ihre Urheber um sich geschaut, während sie ihre Ideale verwirklichten, wie mancher Maler, zum Beispiel Perugino und Tizian, von der Seuche hingerafft worden ist, wie manche andere Künstler ihre herrlichsten Werke schufen, während Mordbrand und Verwüstung um sie rasten oder ein feindliches Heer die Stadt, die sie mit ihren Arbeiten schmücken wollten,

am nächsten Tage in einen Schutthaufen zu verwandeln drohte.

Ich habe das Kloster der merkwürdigsten Tochter Siena's, der heiligen Katharina, und in ihm die Zelle besucht, welche sie bewohnte. Es war ein Gefühl tiefer Verehrung, mit dem ich sie betrat, denn ich kann nicht umhin, diese Katharina für eine bewunderungswürdige Frau zu halten. Eine wahrhaft große und heroische That, wie sie nur die glühendste Vaterlandsliebe eingeben konnte, war es, daß sie, als sie Italien und die Hauptstadt der Christenheit selbst von dem blutigsten Kampf der Geschlechter und Parteien verwüstet sah, nach Avignon pilgerte, um den Papst, von dem sich allein Rettung in diesem Unheil erwarten ließ, zur Rückkehr nach Rom zu bewegen. Ihre Visionen und Entzückungen können wir auf sich beruhen lassen. Wie die Jungfrau von Orleans auch ohne die Erscheinungen der Madonna als ein hochherziges Weib dastehen würde, so findet dies gleichfalls bei Katharina statt. Von den zahlreichen Zügen der Sorge für das Wohl ihrer Mitmenschen, die sich in ihrem Leben finden, erzähle ich nur einen. Ein wegen schwerer Verbrechen zum Tode verurteilter Sünder kam in den letzten Tagen vor seiner Hinrichtung zur reuigen Erkenntnis seiner Schuld, aber verzweifelte, daß ihm von dem ewigen Richter Verzeihung zu teil werden könne. Da ihn Katharina durch ihren Zuspruch zu ermutigen suchte, bat er sie, ihm den Trost ihrer Begleitung auf seinem letzten Gange zu gewähren. So schritt sie denn an seiner Seite bis an das Schaffot, indem sie ihn mit liebevollen Worten aufzurichten bemüht war. Die Blicke aller Umstehenden ruhten mit Abscheu auf dem Frevler, und Keiner zweifelte, er werde in die ewige Verdammnis eingehen; sie aber, als der Henker den tödtlichen Streich geführt hatte, erhob das vom Rumpf getrennte Haupt und küßte es, um damit auszudrücken, daß nach ihrer Ueberzeugung dem Hingerichteten seine Sünden vergeben seien.

Siena, das wegen seiner hohen Lage im Sommer einen erfrischenden Aufenthalt darbietet, kann als Mittelpunkt dienen, von dem sich manche interessante Ausflüge machen lassen. Einen solchen habe ich nach dem auf mächtigen Felsen zwischen Himmel und Erde schwebenden Volterra und seinen kolossalen Etruskermauern unternommen. Die letzteren mit ihrem noch wohlerhaltenen Thor sind die gewaltigsten, die ich gesehen, und übertreffen diejenigen von Cortona und Fiesole. Auch Volterra, jetzt sehr herabgekommen, war im Mittelalter Republik und trägt das Gepräge ehemaliger Bedeutung. Das Wohnen auf dieser windumstürmten Höhe muß nicht sehr angenehm gewesen sein. Die Luftströmung war während der Tage meines Aufenthalts dort so stark, daß man bisweilen fürchten mußte, von der Höhe herabgeweht zu werden. Die Aussicht von oben gehört zu den schönsten; ich überschaute weithin Toskana mit seinen Städten und Dörfern. Am Horizont glaubte mein Auge die einst mächtigste der italienischen Seestädte, die alte Freundin der Ghibellinen, Pisa, zu erkennen, die nach Jahrhunderte langen Kämpfen mit Genua und mit Florenz nun ohnmächtig im Staube liegt und sich wohl nie wieder erheben wird, da selbst die Meereswogen, die früher ihre Mauern bespülten und ihre Flotten in alle Weltgegenden trugen, von ihr zurückgetreten sind. Ich sah das Mittelmeer, von heftigem Sturm durchwühlt, weithin um die Küsten schäumen und erkannte deutlich die Inseln Elba, Capraja und Gorgona, welche beide letzteren Dante beschwört, sich vor die Mündung des Arno zu wälzen und sie zu verstopfen, damit die Flut die ganze ruchlose Stadt mit ihren Bewohnern zur Strafe für die an Ugolino geübte Unthat ersäufe. Eine andere Danteske Erinnerung erweckten mir die Maremmen — jener weite, sumpfige, von den Jagdfreunden wegen der vielen dort umschweifenden Eber oft besuchte, allein wegen der herrschenden Fieberluft gefährliche Uferstrich. In einigen geheimnisvollen

Versen deutet Dante auf den tragischen Tod einer edlen Sieneserin, Pia dei Tolomei, welche ihr Gatte in Verdacht geheimen Umgangs mit einem früheren Geliebten hatte und aus Rache in einem einsamen Landhause der Maremmen gefangen hielt, wo sie infolge der Sumpfluft zum Schatten hinblaßte und dann am Fieber starb.

Von Volterra aus besuchte ich die kleine Stadt Certaldo, welche der Geburts- und, in seinen letzten Lebensjahren, der Wohnort des Boccaccio war. Das Haus, welches dort als dasjenige gezeigt wird, in dem dieser Dichter seinen Lebensabend verbracht, trägt das Gepräge großen Altertums, wenn auch Umbauten und neue Einrichtungen im Innern seine frühere Beschaffenheit verändert haben. Es war mir ein angenehmer Gedanke, in dem Hauptgemache dieses Hauses vielleicht wirklich den Raum zu erblicken, in dem Boccaccio seine letzten Werke schrieb und wo er mehrfach den Besuch seines Freundes Petrarca empfing. Diese beiden Männer bilden doch mit Dante das glänzendste Dreigestirn am Himmel der italienischen Literatur, und wie viel Ausgezeichnetes die letztere auch nachher hervorgebracht hat, so ist gleichwohl der Glanz der Göttlichen Komödie, der rime des Petrarca und des Decamerone von keiner späteren Erscheinung überstrahlt worden. Allerdings tritt Boccaccio gegen die beiden Erstgenannten in die zweite Reihe zurück, schon deshalb, weil sein Ruhm besonders auf einem Prosawerk, einer Novellensammlung, beruht und eine solche doch unmöglich zu den großen Dichtwerken gezählt werden kann. Es ist diesem Autor bei der Nachwelt seltsam ergangen. Seine Sammlung von hundert Erzählungen hat sich in alle Länder und zu allen Völkern verbreitet und vielleicht mehr Leser gefunden, als irgend ein anderes Buch der neueren Literatur. Hierüber sind die außerordentlichen Verdienste, die er sich um Wiedererweckung des klassischen Altertums erworben, nahezu in Vergessenheit geraten, und dasselbe hat bei seinen

übrigen Schriften stattgefunden, die freilich gegen sein Hauptwerk bedeutend zurückstehen. Boccaccio war einer der fruchtbarsten Schriftsteller; er verfaßte umfangreiche Romane, wie den Filocopo, d. i. die romantische Liebesgeschichte des Flor und der Blancflor in einer höchst seltsamen Behandlung, indem darin die griechische Mythologie beinahe in derselben Weise mit der christlichen Glaubenslehre vermengt wird, wie dies später in den Lusiaden des Camoëns geschah. In seinem Ameto, der teils in Prosa, teils in Versen geschrieben ist, hat er einen der frühesten, wo nicht den allerersten der später so beliebt gewordenen Schäferromane in der neueren Literatur geliefert. Ebenso sind seine Theseide und sein Filostrato den nachherigen italienischen Heldengedichten in Oktaven um geraume Zeit vorangegangen. Das erste dieser Gedichte, das die Geschichte des Palemon und des Arcitas behandelt, hatte zu seiner Zeit außerordentliche Verbreitung, ist aber jetzt kaum noch anders, als in der Nachbildung des Engländers Chaucer bekannt, in welcher es allerdings dadurch gewonnen hat, daß die allzu große Weitschweifigkeit in engere Grenzen zusammengezogen worden ist. Der Filostrato, der die Sage von Troilus und Cressida berichtet, wurde gleichfalls von Chaucer nachgeahmt und ist, direkt oder indirekt, die Quelle von Shakespeare's Trauerspiel geworden. Mir ist es bei einer, freilich nur flüchtigen Vergleichung zwischen dem Italiener und dem britischen Dramatiker vorgekommen, als ob dieser jenen oft vor Augen gehabt hätte. — Mit den genannten sind die Schriften des Boccaccio noch bei weitem nicht erschöpft; ich will von den übrigen nur noch eine, und zwar die beste, hervorheben, den kleinen anmutigen Roman Fiammetta, in welchem eine junge, vornehme Neapolitanerin, wie es scheint vom Hofe der Königin Johanna, ihr kurzes Liebesglück und ihre späteren, durch die Trennung von dem Geliebten herbeigeführten Leiden in ergreifender Weise schildert.

39.

Pieve di Cadore, im August 1867.

Auf meinem kleinen diesjährigen Streifzuge habe ich Bassano berührt. Diese Stadt verdient mehr besucht zu werden, als es gewöhnlich geschieht. Ihre Lage in grünender, schon von der Nähe der Alpen erfrischter Umgebung, ist von überraschender Schönheit. Mittelalterliche Mauern und Türme geben ihr ein malerisches Aussehen, lassen indes zugleich ahnen, welche Schrecknisse sie einst geborgen haben mögen. Wie lachende Weinpflanzungen dort erstehen und das Auge erfreuen, wo Vulkane verheerende Lavaströme entsandt haben, so entzücken uns epheubewachsene Ruinen, die über unterirdischen Kerkern aufragen, wohl durch den romantischen Anblick, und wir denken nicht an die Greuelscenen, die darunter vorgegangen sind. Bassano war die Vaterstadt des furchtbaren Ezzelino da Romano und diente ihm während seiner bluttriefenden Tyrannenlaufbahn nicht selten als Herrschaftssitz. Der bloße Name dieses Ungeheuers weckt Erinnerungen, die man gern aus der Geschichte der Menschheit austilgen möchte. Wenn je ein Teufel aus dem untersten Höllenabgrund menschliche Gestalt angenommen hat, so war es Ezzelin. Ich habe zum Zwecke eines Dramas, das ich schreiben wollte, alte Chroniken von der Geschichte jener Zeit und Gegend, namentlich die des „paduanischen Mönchs", nachgeschlagen und so entsetzliche Thatsachen darin gefunden, daß ich oft vor Grausen nicht weiterlesen konnte. Die Martern, die Ezzelin seine gefangenen Feinde erdulden ließ, die Todesarten, auf welche er sie zu Tausenden hinschlachtete, waren so gräßlich, daß das Geschrei der Gequälten unaufhörlich aus den tiefsten Kerkern durch die dicksten Mauern hindurchdrang und den sich noch der Freiheit Erfreuenden den Schlaf raubte. Die Details dieser Martern sind zu haarsträubend, als daß man sie erzählen könnte.

Doch ich will von den grausen Thatsachen der Geschichte in das heitere Reich der Kunst entfliehen. Bisweilen möchte ich wünschen, ich hätte mich weniger mit historischen Studien beschäftigt, als ich es gethan habe. Denn im Grunde ist die Geschichte doch nichts weiter als ein Tagebuch, in dem die Menschheit hauptsächlich ihre Sünden und Thorheiten verzeichnet hat. Beim Durchblättern ihrer blutbefleckten Annalen starren uns auf jeder Seite die Verbrechen an, welche Herrschsucht, Eroberungsgier, Religionswut, Habsucht begangen haben, und neben diesen großen Freveln stoßen wir überall auf andere, die nicht einmal das Imponirende des Schrecklichen besitzen und aus kleinlichen Motiven der Engherzigkeit, des Neides, der Eitelkeit, zum Teil auch aus bloßer Narrheit hervorgegangen sind, kaum aber minderes Elend in der Welt zur Folge gehabt haben als jene. Die ersteren scheinen wie die Riesenungetüme der Urwelt, die nur noch in wenigen, nach und nach aussterbenden Tiergeschlechtern forteristiren, im Abnehmen zu sein; selbst das Abscheulichste, was in den Kriegsgreueln der letztvergangenen Jahrhunderte verübt worden ist, bleibt weit zurück hinter den von den Ghibellinen und Welfen Italiens gegen einander begangenen Greueln. Doch die Erbärmlichkeit, die Kabale, alle niederen Triebe der Menschennatur spielen fort und fort ihre Rolle in der politischen Geschichte, und nur vereinzelt stehen in ihr die Züge von Hochherzigkeit und Edelsinn. Man darf daher wohl fragen, ob es sich der Mühe lohne, vielen Fleiß auf eine Wissenschaft zu verwenden, die uns doch vorzugsweise Unerfreuliches zu berichten hat und im Grunde ein unermeßliches, bodenloses, nie auszuschöpfendes Meer ist. Wenn die Geschichte wirklich von so hohem, für die Bildung unentbehrlichem Wert wäre, wie man behauptet, so müßte man die Geschlechter beklagen, die etwa zehn Jahrtausende nach uns geboren werden. Seit dem verhältnismäßig äußerst nahen Zeitpunkt, bis zu welchem

die Erinnerung der heutigen Menschen hinaufreicht, ist schon so ungeheuer viel auf der Welt geschehen, daß Niemand es zu bewältigen vermag. Diese Masse von Thatsachen wird nun aber in der Folge zu riesenhaft anwachsen, als daß schon nach einigen Jahrtausenden Jemand auch nur den hundertsten Teil davon in seinen Geist pfropfen könnte. Jene späten Generationen werden daher auf den Ruhm, Geschichtskundige zu sein, verzichten müssen. Dagegen werden begeisterte Anschauung, wie sie bis jetzt nur wenige Auserwählte gehabt, werden tiefe Einblicke in das Wesen der Welt und der Dinge ihnen Ersatz für die historischen Kenntnisse geben, auf welche unsere Zeit sich so viel einbildet. Was lehren uns die letzteren denn eigentlich anders, als daß meistens das Unrecht siegt, das Verdienst verkannt wird, die gleißende Hohlheit die Augen auf sich zieht, während das Echte zurücktreten muß? Einzig durch künstliche Verdrehung gelingt es unseren Philosophen, scheinbar nachzuweisen, daß Gerechtigkeit in der Geschichte walte und schließlich den Triumph feiere. Jedem Faktum, durch welches sie darthun wollen, daß dies der Fall gewesen sei, lassen sich zehn andere gegenüberstellen, die für das Gegenteil zeugen. So habe ich bei der Lesung historischer Werke stets weit mehr Niedergeschlagenheit, ja Empörung empfunden, als freudige Erhebung. Wie ganz anders verhält es sich mit der Dichtung, der Kunst! Der überschwängliche Wert beider, gerade der Geschichte gegenüber, wird noch lange nicht genug anerkannt. Wenn jene den Geist in den Staub der Materie hinabzieht, heben *sie* ihn in den Himmel empor, adeln und verklären ihn; und wie es schon ein Maßstab der Bildung für jeden einzelnen Menschen ist, ob er Liebe und Verständnis für Poesie und Kunst hat, so wird es ein Gradmesser für die Fortbildung der Menschheit sein, ob sich beide in ihr höher entwickeln, ob die Liebe zu ihnen sich allgemeiner in ihr verbreitet. Nichts stimmt mich trauriger als der Stumpfsinn, dem man gegen-

wärtig so oft in dieser Hinsicht, besonders in Deutschland, begegnet. Wie häufig hört man nicht von Kunst und Dichtung als von bloßen Luxusgegenständen sprechen, deren man füglich ganz entbehren könnte, da unsere Zeit wichtigere Dinge zu thun habe! Ebenso gut könnte man sagen, wir brauchten keinen Frühling, keinen blauen Himmel; die dumpfe Luft in einer Maschinenfabrik genüge ja für den Menschen zum Atmen, Vogelgesang und Blumenduft seien etwas ganz Ueberflüssiges. Wenn jemals dergleichen Ansichten allgemein werden sollten, so würde ich auch glauben, die letzte Stunde sei für die Menschheit gekommen, und mich bei Zeiten von der Erde auf bessere Sterne zu retten suchen.

Die Gegenden, welche sich vom Adriatischen Meere nach den Alpen hin erstrecken, sind die Heimat mehrerer der größten venetianischen Maler und bilden die Hintergründe von deren Bildern. Es war mir Bedürfnis, wenigstens zu den Geburtsstätten der beiden vorzüglichsten von ihnen eine Pilgerfahrt zu machen, und so begab ich mich zunächst nach Castelfranco. Obgleich ich nie dort gewesen, erschien mir diese Stadt doch schon aus der Ferne, als mir ihre zinnengekrönten Mauern entgegentraten, wie eine alte Bekannte. Denn gerade so, wie ich sie jetzt in Wirklichkeit erblickte, zeigt sie sich auf dem mir seit lange vertrauten kleinen Gemälde „Die Familie des Giorgione“ in dem jetzt fast völlig ausgeleerten Palast Manfrini. Castelfranco, freundlich inmitten von wogenden Maisfeldern gelegen, hat eine minder malerische Umgegend, als ich geglaubt hatte; doch die von fern auf die grüne Landschaft herniederschauenden Schneegipfel der Alpen geben ihr immerhin Reiz. Wie ein großer, aus seinen Mauern hervorgegangener Mann einem unbedeutenden Städtchen Weltruhm verschaffen, wie er dessen Boden zu einem geheiligten machen kann, das zeigt sich hier. Durch Giorgione, dessen Geburtsort es ist, hat das kleine Castelfranco eine unermeßlich höhere Bedeutung als

Fabrikstädte, wie Manchester, mit nahezu einer Million von Einwohnern. Es ließe sich fast sagen, daß die ganze Stadt nur durch diesen ihren großen Sohn bestehe; mir wenigstens schien die Erinnerung an ihn, sowie sein herrliches Altarbild das einzig Wesenhafte an dem Orte. Die kleinen Häuser und die Alltagsmenschen, welche durch die Straßen schritten, verschwanden daneben wie Schattenbilder. Giorgione hat eine neue Offenbarung der Kunst auf die Erde gebracht; wenn sich bis dahin die Malerei mit seltenen Ausnahmen nur der Darstellung religiöser Vorgänge gewidmet hatte, so wählte er sich das Schöne im Leben seiner Zeit und in der Natur zum Vorwurf und wußte dasselbe durch eine solche Wärme des Gefühls, einen so hohen Adel der Auffassung zu idealisiren, daß seine Gemälde Herz und Sinne mit unwiderstehlichem Zauber gefangen nehmen. Nicht leicht hat ein anderer Maler seine schönheitstrunkene Seele mit gleicher Gewalt in seine Bilder ergossen, so daß sie in ihnen noch fortzuatmen scheint. Es ist ein trüber Gedanke, daß so viele Werke dieses einzigen Meisters, darunter seine Fresken am Kaufhaus der Deutschen in Venedig, schon rettungslos zu Grunde gegangen, und daß andere, auf unzugänglichen Landsitzen von Engländern, den Augen der Welt entzogen, vielleicht gleichfalls zu Grunde gehen werden, ohne daß auch nur Kopien von ihnen genommen worden wären.

Die Villa Masèr, mit trefflichen mythologischen Fresken von Paolo Veronese geschmückt, zeigte mir diesen Künstler in glänzendem Lichte. Doch liegt für mich in seinen Bildern, die von immenser Virtuosität zeugen, nicht der seelische Reiz, wie in denen anderer Venetianer. Wenn ein Gemälde des Giorgione das Gemüt des Beschauers mit wahrer Magie gefangen nimmt, dagegen diejenigen mancher sonstigen Maler es verhältnismäßig kalt lassen, so kann das freilich nicht definirt werden; es beruht durchaus auf der Empfindung, und diese mag oft individuell sein.

Das auf steilem Berge zwischen Castelfranco und der Villa Masèr gelegene Städtchen Asolo ist bekannt als einstiger Sommersitz der Katharina Cornaro, die nach dem Verlust ihres Königsthrons auf Cypern dort im Kreise edler Venetianer ihre Muße zur Pflege geistiger Interessen verwandte. In Erinnerung an die bei der schönen Witwe und in Unterhaltung mit anderen Gelehrten und Dichtern verbrachten Stunden nannte Bembo eine von ihm verfaßte Sammlung philosophischer Dialoge „Gli Asolani". Der kleine Ort, welcher mich zu einem Besuche lockte, bewahrt noch das Andenken an jene seine Glanzzeit. In einem Wirtshause oben fand ich ein Porträt der Königin von Cypern, und der Wirt sprach von ihr, als ob sie noch nicht lange tot sei. Ich machte mir deshalb das Vergnügen, ihn zu fragen, ob er sie noch gekannt habe, und die Frage schien ihn nicht eben sehr zu befremden. Indem ich an die treffliche Tochter Venedigs dachte, kam mir der Gedanke, ob wohl eine unter den abgesetzten Fürstinnen, an denen unsere Zeit so reich ist, ihre Muße auf gleich noble Weise anzuwenden wisse, wie Katharina Cornaro.

Nachdem ich noch Treviso, Belluno und mittels eines Abstechers das reizend gelegene Feltre besucht hatte, sah ich die Alpen hoch und höher vor mir aufsteigen und gelangte durch malerische Gegenden in das Thal von Cadore, das als Heimat Tizian's berühmt ist. Das Haus, welches man in Pieve als das von Tizian's Eltern zeigt, scheint nicht mit völliger Sicherheit als solches gelten zu können. Man will Beweise gefunden haben, der große Meister sei in einem andern Orte desselben Thales, in Tai, geboren. Die Alpenlandschaft hier ist unvergleichlich großartig und lieblich zugleich, trägt aber schon stark nordischen Charakter. Es ist wunderbar, daß aus dieser, nur wenige Meilen von der deutschen Grenze entfernten Gegend gerade der Maler hervorgegangen ist, in dessen Werken sich mehr als in denen eines anderen

die Glut und Formenfülle des Südens zeigt, der durch den in ihm so mächtigen Schönheitssinn den schroffsten Gegensatz gegen die deutschen Künstler jener Zeit bildet. Dürer war tief und gedankenreich; allein wenn man seine Bilder gegen diejenigen Tizian's hält, wird man zuerst von dem Eckigen, nahezu Barbarischen darin so zurückgestoßen, daß es langer Zeit bedarf, bis man sich einigermaßen mit seiner Manier auszusöhnen vermag. Im Vergleich mit den Werken Rafael's, sowie der Florentiner haben Dürer's Gemälde zwar auch in dieser Hinsicht zu leiden, jedoch weitaus nicht so stark. Nicht ohne Neid kann ich übrigens an den großen Nürnberger denken. Er verbrachte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts längere Zeit in Venedig und sah die herrliche Dogenstadt in ihrem vollen Glanze, verkehrte auch mit ihren Künstlern, drückte noch dem mehr als achtzigjährigen Gian Bellin die Hand und hörte vielleicht Giorgione, der ein begeisterter Freund der Musik war, die Laute spielen. Wir müssen ihn jedoch preisen, daß er durch die Farbenpracht und den Sinnenreiz der Venetianer nicht seiner ernsten deutschen Art untreu gemacht wurde. Eines schickt sich nicht für Alle, und diejenigen nordischen Maler, welche noch in demselben Jahrhundert über die Alpen zogen, um die Weise der Italiener nachzuahmen, brachten nur unerfreuliche Zwitterwerke zu stande. Es zeugt von dem echten Kunstsinn, der damals in Venedig herrschte, daß man in gerechter Würdigung fremder Kunstart Dürer beauftragte, ein Altargemälde für die Kirche San Bartolomeo am Rialto zu malen. Dieses Bild, das lange dort aufgestellt war, scheint später nach Deutschland gewandert zu sein und sich jetzt in Prag zu befinden. — Um zu Tizian zurückzukehren, so tragen seine Werke noch zwei Erinnerungen an seine Alpenheimat. Die eine besteht in der tiefen saftigen Frische der Farben, wie sie hier auf den Matten und Triften ruht und durch das intensivere Licht der italienischen Sonne auf dem feuchten

Wiesengrün des Nordens hervorgerufen wird. Die zweite Reminiszenz an Cadore auf den Gemälden des Meisters finde ich in dem kühngeformten Berge Antilao, dem höchsten dieser Gegend, der mehrfach im Hintergrunde auf ihnen vorkommt. Es war zwar, wie den großen Landschaftsmalern der Folgezeit, so auch den Venetianern nicht eigen, die Natur getreu nach der Wirklichkeit wiederzugeben. Indessen, wäre unseres Tizian's Gemälde „Die Schlacht von Cadore" noch vorhanden, so würden wir doch wahrscheinlich auf demselben die Lokalität seiner Heimat wiedererkennen. Dieses Bild, welches einst den Saal des Dogenpalastes schmückte, ist in Flammen aufgegangen, und nur eine kleine, in Florenz befindliche Skizze von einem Teil desselben, den Kampf um eine Brücke darstellend, läßt uns noch die Herrlichkeit des Ganzen ahnen. Ein arges Verhängnis hat schon eine beträchtliche Anzahl von Werken des Meisters zerstört, darunter erst unlängst eines seiner Hauptbilder, die Ermordung des Petrus Martyr. Der kolossale Wuchs der sturmdurchwühlten Bäume auf demselben gab auch Zeugnis, daß der Maler dabei an seine Heimatgegend gedacht hat. Dieses Wunder der Kunst sah ich noch wenige Wochen vor seinem Untergange, und es wehte mir aus ihm das mächtige Naturgefühl entgegen, welches in Tizian's Brust gewaltet haben muß. Obgleich nun so viele Werke des großen Venetianers schon der allzerstörenden Zeit zum Opfer gefallen sind, ist die Zahl der noch vorhandenen doch immerhin größer, als die irgend eines andern Meisters ersten Ranges, mit Ausnahme des Rubens. An Genius und an Fülle der nie versiegenden Schöpferkraft standen sich diese beiden Männer wohl gleich. Aber der Venetianer erhob sich, begünstigt durch eine glücklichere Zeit und durch das ihn keinen Augenblick verlassende Schönheitsgefühl, auf einen höheren Gipfel der Kunst. Was irgend lieblich und sinnbestrickend, sowie was gewaltig in der Natur ist, was das weite Reich der Formen an mannigfaltigen

Gebilden aufweist, was sich dem Lebenden wie Leblosen an Reizen entlocken läßt, alle Blütenpracht des Frühlings und allen Farbenschimmer des glühenden Sommers hat er in seinen Gemälden vereinigt. Doch die Seele hat dabei seinen Pinsel geführt, daß Alles verklärt und vergeistigt, von tiefer Empfindung getränkt erscheint. Mit wie ganz anderem Gefühl — das empfand ich hier in Cadore — steht man doch an der Geburtsstätte eines Herrschers im Reich des Geistes, als an der von Königen und Eroberern, welche während ihres Lebens die Welt viel lauter mit dem Schalle ihres Namens erfüllt haben! Die Menschheit hätte einen Karl XII., einen Napoleon sehr füglich entbehren können, ja sie vermöchte sich glücklich zu preisen, wenn dieselben nie geboren worden wären. Sie sind, verheerend wie Wetterwolken, über die Erde hingezogen; aber Helden der Kunst, der Dichtung und der Wissenschaft verbreiten nur Segen und Glanz um sich. An Tizian's Werken haben sich nun schon drei Jahrhunderte gesonnt, und noch viele folgende werden sich an ihrem Anblick erlaben. Was hat Napoleon dagegen Anderes auf der Welt zurückgelassen, als Schutt und Ruin, und wie ist sein Glanz schon jetzt erblichen, nachdem kaum ein Jahrhundert seit seiner Geburt verflossen!

40.

Madrid, im März 1868.

Obgleich Sevilla, Granada, Toledo, Valencia, Barcelona, Burgos eine viel ältere Geschichte haben und früher weit bedeutendere Städte waren, ist Madrid doch seit dem sechzehnten Jahrhundert als Residenz der Könige zum Mittelpunkt von Spanien geworden und hat seit jener Zeit die anderen Städte in den Hintergrund gedrängt. Hier konzentrirte sich das politische und literarische Leben; nur in der Malerei

blieb Sevilla eine Nebenbuhlerin von Madrid. Die kahlen Hochebenen von Castilien, nicht die üppigen Fluren von Andalusien sind die Heimat der größten Dichter und Schriftsteller, die Spanien hervorgebracht, und auf der öden Felshöhe am Manzanares, wo sie den größten Teil ihres Lebens verbrachten, entfaltete sich die geistige Blüte der Nation. Diese Gegend entbehrt keineswegs der malerischen Schönheit; die Formation des Terrains ist sehr mannigfaltig, und die den größten Teil des Jahres schneebedeckten Gipfel des Guadarramagebirges geben ihr einen großartigen Hintergrund. Jedoch nur höchst spärlich bedeckt hier und da etwas Baumwuchs oder dürftiges Gesträuch den Boden. Es überrascht, zu denken, daß auf so nacktem, steinigem Grund sich der üppige Flor der spanischen Poesie entfaltete, der in dem Bilder- und Phantasiereichtum an einen tropischen Urwald, wo sich Zweig mit Zweig und Ranke mit Ranke verschlingen, an die wuchernde und strotzende Fülle der indischen Dichtung erinnert. Auch erscheint es fast unerklärlich, daß hier, wo die Sommerglut jede Thätigkeit ermatten läßt und alle Einwohner, die nicht unbedingt an den Ort gebunden sind, in kühlere Gegenden vertreibt, eine solche erstaunliche, nirgends sonst dagewesene Fruchtbarkeit möglich war, wie die spanischen Dichter sie entwickelt haben. Wir lesen, daß sie sogar während der Hundstage die Residenz nicht verlassen hätten.

Noch steht, wenn auch sicher nicht mehr völlig in dem früheren Zustande, in der gegenwärtig nach ihm benannten Straße das Haus, welches Lope de Vega bewohnte. Die Gemächer sind sehr klein, und ebenso ist es der Hof oder das Gärtchen, wo Lope, wie er selbst erzählte, seine Blumen zu begießen pflegte. Diese engen Räumlichkeiten muß der Dichter fast nie verlassen, er muß dort vom Morgen bis zum Abend und bis tief in die Nacht hinein an seinem Schreibtisch gesessen haben, um die ungeheure Menge von Schriften zu stande

zu bringen, die er verfaßte. Bei weitem die meisten davon sind verloren gegangen; doch auch die noch vorhandenen reichen hin, um ihn ohne jeden Vergleich zum fruchtbarsten von allen Poeten, die je gelebt, zu machen. Wir hören mit Staunen von der Produktivität der griechischen Tragiker, die an hundert Trauerspiele und dazu ebensoviele Satyrdramen geschrieben. Aber wie verschwindend klein erscheint diese Fruchtbarkeit gegen die des Lope de Vega, der, wie sich gar nicht bestreiten läßt, Autor von zum mindesten fünfzehnhundert Komödien ist, von denen jede an Umfang eine griechische Tragödie um das Doppelte übertrifft. Hiermit ist jedoch seine Thätigkeit durchaus nicht erschöpft; es gibt außerdem noch so viele andere Dichtungen von ihm, daß sie einundzwanzig dicke Quartbände füllen. Diese monströse Vielschreiberei kann gewiß keineswegs zu seinem Ruhm angeführt werden; indes sie erregt Erstaunen und durch die Menge des wirklich Guten, das sich in der kolossalen Masse findet, Bewunderung. Und das Alles hat dieser Mann, der doch auch ein Mensch war wie wir, in dem Klima von Madrid hervorgebracht, wo die Hitze der Sommermonate unter den gewöhnlichen Menschenschädeln keinen Gedanken aufkommen läßt, und wo wieder der Winterfrost bei der Unvollkommenheit der Heizapparate, die mich noch heute hier in Verzweiflung bringt, damals aber weit größer sein mußte, ihm die Hände erstarren machte. — Das von Calderon bewohnte Zimmer in einem kleinen Hause der Calle mayor ist etwas geräumiger, aber gleichfalls sehr bescheiden. Der größte Kenner der Altertümer und aller Oertlichkeiten von Madrid, Herr Mesonero Romanos, hatte mir die Lokalität angegeben, und ich klopfte an die Thüre. Ein ältlicher Mann geringen Standes öffnete mir, wollte mich aber zuerst durchaus nicht einlassen und behauptete, es sei an dem Zimmer nichts zu sehen. Da ich sagte, Calderon habe in ihm gewohnt, schien er diesen Namen nie gehört zu haben, gewährte mir jedoch

nach einigem Zögern den Eintritt. Und als ich mich darin befand, hörte ich ihn außen zu einem Frauenzimmer sagen, ich sei ein verrückter Engländer. In der Ecke der Stube stand ein alter Tisch, der gewiß noch aus dem siebenzehnten Jahrhundert herrührte, und vor ihm ein gleichfalls alter Sessel. Mit welchen Gefühlen betrachtete ich beide, indem ich dachte, daß hier so viele Wunderwerke der Poesie entstanden seien, die, wie ich fest überzeugt bin, nur mit der Menschheit untergehen können. Wo ist in allen Kaiser- und Königsschlössern ein Prunkgemach, aus dem gleich Herrliches hervorgegangen wäre, wie aus dieser engen, ärmlichen Stube? Calderon hatte nicht die profuse Fruchtbarkeit Lope's, er arbeitete mit mehr Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit; doch die Zahl seiner Werke ist immer noch erstaunlich. — Einer anderen Nation, als die beiden Genannten scheint der dritte anzugehören, von dessen Hause ich reden will. Cervantes hatte etwas von dem nordischen Geiste in sich; ohne daß er der Phantasie entbehrte, waltete doch der nüchterne Verstand mehr bei ihm vor. Er schaute der Wirklichkeit und den Menschen klarer und weniger durch die Brille der Einbildungskraft ins Gesicht. Während der ersten Hälfte seines Lebens hatte er sich in dem damals beliebten Genre des Schäferromanes versucht, sodann eine Anzahl von Theaterstücken geschrieben, zuletzt indessen erkannt, dies sei nicht sein eigentliches Feld, welches er erst betrat, als er seine Novellen und im Don Quijote den größten Roman aller Zeiten schrieb. Das jetzt durch eine Inschrift als das Haus, in dem er gestorben, bezeichnete Gebäude an der Ecke der Straße del Leon ist völlig umgebaut, und es lohnt nicht der Mühe, darin noch nach seinem Gemach zu suchen. Vermutlich war es eine kleine Bodenkammer; denn der arme Cervantes mußte sein ganzes Leben in großer Dürftigkeit verbringen. Er, dessen Bücher so viele Leser in ganz Europa glücklich, so viele Verleger reich gemacht haben, war beständig

von niederen Sorgen bedrückt und konnte oft nur von Tag zu Tag seinen Unterhalt spärlich fristen. Auch von dem Ruhme, der ihn später umstrahlte, hat er kaum einen Vorschmack gehabt. Sein Roman wurde zwar schon bei seinen Lebzeiten selbst in fremden Ländern viel gelesen, aber doch nur als ein Buch zum Totlachen betrachtet — etwa wie bei uns der Eulenspiegel und Münchhausen's Abenteuer. Ihm einen höheren literarischen Wert zuzugestehen fiel Niemandem ein. Wenn nun die Spanier jener Zeit ihm in der Hinsicht schreiendes Unrecht thaten, so muß ich es auf der anderen Seite für verkehrt erachten, daß man ihn heute, wie ich verschiedentlich gelesen habe, für den größten Dichter der Spanier erklärt. Ein Romanschriftsteller oder Novellist, und wäre er der ausgezeichnetste, kann nach Schiller's Ausdruck immer nur der Halbbruder eines großen Dichters, nicht ein solcher selbst sein; wie weit jedoch Cervantes als eigentlicher Dichter hinter Calderon, Lope, Tirso und selbst Geringeren zurücksteht, zeigen seine Schauspiele. Auch seine lyrischen Poesien können sich weitaus nicht mit denen eines Herrera und Luis de Leon messen.

Die Bewunderung des Don Quijote ist jetzt allgemein geworden; doch glaube ich, daß dessen Verständnis mit derselben nicht gleichen Schritt hält. Neuere spanische Commentatoren haben, unter Abdruck der betreffenden Stellen, dargethan, daß viele, ja die meisten Abenteuer des Ritters von der traurigen Gestalt bis in das Einzelne hinein Parodien von Kapiteln der Ritterromane sind. Diese Seite des Werks nun übersieht man bei uns ganz, trägt indes anderes hinein, was gewiß nicht im Sinne des Cervantes ist. Man sagt zum Beispiel: wir hegten die größte Zuneigung und Liebe für den durch die Lektüre des Amadis verrückt gewordenen Ritter. Hätte aber der Verfasser dieses Gefühl hervorrufen wollen, so würde er seinen Helden nicht so viele Prügel haben

erleiden lassen; die letzteren häufen sich dergestalt, daß, wenn wir eine wirkliche tiefere Teilnahme für den von fixen Ideen Umhergetriebenen empfänden, wir dadurch gemartert werden müßten. Auch liegt eben hierin schon eine Parodie; denn so viele Prügel, wie der Held bereits zu Anfang des Romans erhält, hätte er nicht überleben können.

Da Madrid früher nur ein Jagdschloß war und erst seit der Zeit Karl's V. allmälich zu größerer Bedeutung anwuchs, zeigen seine Gebäude keinerlei Erinnerungen an das Mittelalter. Nirgends wird man hier, wie in den älteren spanischen Städten an die Ritterzeiten, an den Kampf mit den Mauren gemahnt. Eines der ältesten Bauwerke, jedoch jetzt auch umgestaltet, ist dasjenige in der Calle mayor, in welchem Franz I. nach der Schlacht von Pavia von Karl V. gefangen gehalten wurde. Der Kaiser benahm sich nicht sehr ritterlich gegen den in seine Hände gefallenen Gegner; denn aus den Urkunden geht hervor, daß er denselben schlecht behandelte und ihn selbst an den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden ließ. Solche Härte und Roheit war im Geiste jener Zeit, wie denn selbst die Bewunderer des Rittertums zugeben müssen, daß diesem nur von unserer Einbildung eine feinere Kultur beigelegt wird. Von Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, berichten die Chronisten Thaten von Grausamkeit, mit denen sich jetzt nicht leicht der gemeinste Soldat beflecken würde. — Die Residenz der spanischen Könige hat sich gegenwärtig in eine elegante Stadt nach französischem Muster umgewandelt. Dennoch erinnert Vieles an die Zeit der drei Philippe. Die Straßen im Zentrum der Stadt haben dieselbe Richtung und tragen die nämlichen Namen wie damals; die Calle Toledo, die zum Manzanares hinunterführt und früher besonders belebt war, ist jedoch von ihrem Glanze herabgesunken. An den Fenstern der Häuser findet man noch überall jene Gitter und Balkone, welche bei den Liebesintriguen der galanten Herren und

Damen eine so große Rolle spielten. Daß die Schilderung, welche die dramatischen Dichter in ihren Lustspielen von diesen Intriguen entwerfen, genau nach dem Leben copirt sind, geht aus den alten Reiseschriftstellern, namentlich den französischen, hervor. Wirklich ertönten vor diesen Gittern allnächtlich Serenaden, und die Degen der Nebenbuhler klirrten vor den Thüren. Innerhalb wie außerhalb der Häuser trieb die verwegene Liebe ihr Spiel; in den Gemächern, worin nach damaliger Sitte die Wände mit Teppichen behängt waren, versteckten sich die jungen Herren, wenn sie von den Verwandten ihrer Schönen beim Stelldichein überrascht wurden, oder sie suchten in Nischen, Verschlägen, Schränken Zuflucht. Noch gibt es Gassen, in denen die Galane ganz wohl auf übergelegten Brettern aus einem Fenster in das andere zu ihrer Dame gelangen könnten, und ich habe verschiedene Häuser mit zwei Thüren gesehen, die Calderon auf die Idee seines Lustspiels bringen mochten. Der Prado, einst der Schauplatz so vieler Liebesabenteuer und Duelle, hat sich in einen hübschen, mit Statuen und Springbrunnen geschmückten Spaziergang verwandelt; doch werden sicher noch viele Intriguen in der alten Weise angesponnen. Im Winter während der Nachmittagsstunden, im Sommer nach Dunkelwerden und bis in die Nacht hinein ist diese Promenade erstaunlich besucht; das Spazierengehen, nicht wegen des Naturgenusses, sondern zum Zweck der Unterhaltung, besonders mit den Damen, ist eben das Hauptvergnügen der Spanier, und gewiß zeigen sie darin einen besseren Geschmack als die Nordländer, die lieber in den Wirtshäusern sitzen. Die Gartenanlagen von Buen Retiro, unfern des Prado, rufen das Gedächtnis an den Hof Philipp's IV. wach, welcher große Freund des Theaters hier jene Bühne errichtet hatte, für die Calderon seine Festspiele dichtete. Dies Gebäude ist ein Raub der Flammen geworden; allein die beiden Theater, auf denen sich schon vor Lope de Vega die dramatische Poesie

entwickelte und welche die Hauptschauplätze derselben während ihrer ganzen Blüte waren, stehen, wenn auch sehr umgewandelt, noch aufrecht und dienen heute gleichfalls zu Vorstellungen. Es hat sich seit dem Regierungsantritt der jetzigen Königin eine Nachblüte des Dramas entfaltet, die freilich mit dem hohen Flor von ehemals nicht verglichen werden kann, mir aber immerhin erfreulich erscheint und um welche wir Deutschen die heutigen Spanier beneiden können. Vermutlich werden bei uns ebensoviele gute Schauspiele geschrieben wie hier, wenigstens im tragischen oder ernsten Fach — für das Lustspiel möchte ich es bezweifeln; aber das südliche Volk besitzt den ungeheuren Vorzug vor uns, daß bei ihm die Mehrzahl der geschriebenen Stücke auch wirklich zur Aufführung kommt, während sie bei uns in den Pulten der Autoren verschlossen bleiben oder, wenn sie vor die Oeffentlichkeit treten, kaum Leser, geschweige eine Darstellung finden.

Ich bekenne, daß ich früher die spanischen Schauspieler viel zu günstig beurteilt habe. Bei meinem ersten Aufenthalte in Spanien sah ich alles in einem rosigen Lichte; aber wie ich jetzt nicht länger verhehlen darf, steht das Spiel auf den hiesigen Theatern weit hinter dem auf den italienischen zurück. Nach aller Wahrscheinlichkeit hat die mimische Kunst auch zur Zeit Lope de Vega's und Calderon's auf keiner viel höheren Stufe gestanden, und dasselbe ist in England in Shakespeare's Tagen der Fall gewesen. In beiden Ländern wurden, wie gegenwärtig noch hier, unaufhörlich neue Stücke gegeben, und wo die Komödianten täglich oder doch alle paar Tage neue Rollen memoriren und aufführen sollen, kann ihre Darstellung unmöglich jene Durchbildung und Vollendung erlangen, welche nur durch tieferes Studium und häufige Wiederholung der nämlichen Partièn zu erzielen ist. Es wird gewiß einzelne vortreffliche Schauspieler gegeben haben, wie auch heute hier Don Julian Romea, Señor Arjona und Señora Lamadrid

sehr Achtbares leisten; aber einen Fleck oder Schröder, die in bestimmten Rollen so eminent waren, weil sie unzählige Male in denselben auftraten und bei jeder neuen Darstellung zu höherer Meisterschaft darin gelangten, kann man sich nicht denken, wenn die Grundbedingung hierzu, die häufige Repetition, fehlt. Immerhin halte ich es für viel besser, wenn, wie das im alten Spanien und England der Fall war, die dramatische Poesie in reicher Fülle blüht, jedoch auf den Bühnen nur in unvollkommener Gestalt zur Erscheinung kommt, als wenn die Schauspielkunst zur Hauptsache gemacht wird. Ich würde lieber einen mittelguten Komödianten in der Rolle des standhaften Prinzen sehen und dabei die Mängel seines Spiels durch die Herrlichkeit der Dichtung ergänzen, als einen Virtuosen, der — und gewöhnlich leider mit Erfolg — alle Bewunderung auf sich selbst bei Darstellung eines schlechten Stückes zu lenken bemüht ist.

Nachdem ich eine Reihe von Jahren hindurch kaum eine Zeile Spanisch gelesen, bin ich unvermutet auf die Beschäftigung mit dem Gegenstand zurückgeführt worden, dem ich vor etlichen Jahren so viele Stunden gewidmet. Der eigentliche Zweck, weshalb ich hierher kam, war, auf der königlichen Bibliothek und auf derjenigen des Escurial neues Material zur Geschichte der spanischen Araber zu sammeln. Allein ich fand dessen nicht so viel, wie ich erwartet. So mache ich mir denn keinen Skrupel daraus, einen Teil meiner Zeit wieder dem spanischen Drama zuzuwenden. Es ist schon vor Jahren der Anfang einer Uebersetzung meines, dieses Fach betreffenden Werkes erschienen, doch geriet die Publikation ins Stocken. Nun will sich ein anderer Autor an das Unternehmen wagen, und ich denke meine Arbeit zu diesem Zweck zu vervollkommnen und zu bereichern. Unvermutet hat sich mir hierfür eine außerordentlich reiche Quelle erschlossen, von deren Existenz ich gar nichts wußte. Im Palast des Herzogs von Ossuna findet sich

eine große Sammlung alter Komödien, sowohl noch ungedruckter, nur im Manuskript vorhandener, wie auch solcher, die zwar gedruckt, aber zum Teil von höchster Seltenheit, ja wahre Unika sind. Ich bringe in den wohleingerichteten Bibliotheksälen dieses Palastes, die mir mit größter Freundlichkeit geöffnet werden, oft die Morgenstunden zu und habe schon viele, mir bisher unbekannte Stücke gelesen. Freilich stieß ich dabei auf manches Mittelmäßige und Geringe, doch dazwischen fand sich auch einiges Ausgezeichnete. Da schon so unzählige spanische Dramen gedruckt und beträchtlich viele, die bisher nur in seltenen Ausgaben vorhanden waren, jetzt auch durch neuere Editionen allgemein zugänglich gemacht worden sind, da ferner die Zahl dieser schon so groß ist, daß vielleicht Niemand sie alle gelesen hat, so möchte schwerlich auf irgend eine Teilnahme des Publikums zu rechnen sein, wenn Jemand die vorzüglichsten dieser, in den Schränken der Ossuna'schen Bibliothek begraben ruhenden Schätze publiziren wollte. Dennoch würde ich, wenn mich nicht andere literarische Aufgaben mehr anlockten, einige solche Publikationen unternehmen und glauben, mir dadurch den Dank der Zukunft zu verdienen; denn die Handschriften sind zum Teil in einem Zustande, daß sie nicht sehr lange mehr dauern können. Zudem liegt es im Bereiche der Möglichkeit, daß ein Brand sie, sowie die Drucke, von denen kein anderes Exemplar vorhanden ist, vernichtet. — Wenn ich den Palast verlasse, verweile ich oft lange auf der Terrasse vor demselben, die eine großartige Aussicht auf die felsige Umgebung des unten fließenden Manzanares und das schneebedeckte Gebirge bietet. Nachdem es die vorhergehenden Monate viel geregnet, haben wir jetzt andauernd hellen blauen Himmel von einer Tiefe und Klarheit, wie sie nur dem Süden eigen. Die Luft ist zwar winterlich kalt; allein Mittags gewinnt die Sonne eine solche Kraft, daß man in einer anderen Jahreszeit zu sein glaubt. Madrid liegt höher als irgend eine größere Stadt

Europas, auf einer Erhebung, wo in Norwegen bereits die Grenze des ewigen Schnees anfängt; daher weht hier eine außerordentlich schneidende scharfe Luft, von der das Sprichwort sagt: sie tötet einen Menschen, wenn sie noch kein Licht auslöscht. Um sich davor zu schützen, schlagen die Männer wenigstens Morgens und Abends ihre Mäntel so um die Schultern, daß ihr Mund davon bedeckt wird; das ist das embozarse, das im siebenzehnten Jahrhundert dazu diente, um sich bei Abenteuern den Verfolgern unkenntlich zu machen. Jetzt beginnt die schönste Jahreszeit für die spanische Hauptstadt. Trotz der nächtlichen Kälte, welche wegen der durch Alles hindurchdringenden Feinheit der Luft doppelt empfindlich ist, hat die mittägliche Sonne schon die Blüten der Mandelbäume entfaltet, und die Alleen in Buen Retiro bieten sehr angenehme Spaziergänge dar. Noch öfter wandere ich abwärts von dem heutigen königlichen Palast, welcher an der entgegengesetzten Seite der Stadt liegt, in den Umgebungen des Manzanares. Dieser hat ganz den Charakter der südlichen Gebirgsflüsse; nach Regengüssen schwillt er bisweilen mächtig an und wird zum reißenden Strome. Das muß man wissen, um die gewaltige Brücke, welche hinüberführt, nicht lächerlich zu finden. Wenn ich die Wäscherinnen an ihm mit ihrer Arbeit beschäftigt sehe, so erinnere ich mich an den Licentiaten Burguillos, einen Dichter aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, der in einer Reihe humoristischer Sonette eine Wäscherin des Manzanares gefeiert hat, während andere Dichter nach damaliger Mode ihre Geliebte zu einer Schäferin machten. In einem dieser Sonette sagt er seiner Teuren, er habe ihr sein einziges Hemd zur Wäsche gegeben, und er müsse daher im Kostüm Amor's vor sie treten. Bisweilen mahnen seine Gedichte durch ihren burlesken Schluß an Heine. Eines zum Beispiel beginnt mit einer pathetischen Anrede an das Colosseum und die römischen Tempel, schildert deren Ruin und schließt dann mit den Worten:

„Und wenn die Zeit euch, ihr gewaltigen, zertrümmerte, kann ich darüber klagen, daß sie meinen Rock in Lumpen verwandelt hat?“ Lope de Vega gab die Verse dieses Burguillos heraus, und es wird meist angenommen, daß er selbst deren Verfasser sei.

Gegenwärtig hat der Manzanares noch ziemlich viel Wasser; jedoch im Sommer trocknet er fast gänzlich aus. Wenn man die spanischen Dichter liest, so findet man, daß sie die Natur ihres Vaterlandes oft mehr so, wie ihre Phantasie sie erblickte, als wahrheitsgetreu dargestellt haben. So glaubt man bei ihren Schilderungen der Umgegend von Madrid zum Beispiel, wenn sie die Feste beschreiben, die hier am St. Johannistage mit vielen Lustbarkeiten gefeiert werden, die Stadt sei inmitten eines grünenden und blühenden Gartens gelegen. Ich bin aber früher einmal selbst im Juni hier gewesen und fand kein grünes Blatt, keinen Grashalm. Diese Verschönerung der Wirklichkeit erlaubt sich auch die griechische Poesie; die Umgebung von Athen mag zwar früher grüner gewesen sein als jetzt, und sie ist auch heute noch nicht ganz so kahl, wie die von Madrid; allein wenn man sie nur aus den Schilderungen der Dichter kennt, muß man glauben, sie habe in einer viel größeren Ueppigkeit geprangt, als dies je der Fall gewesen sein kann. Nach meiner Meinung hat die Poesie das vollste Recht dazu, sich so über die gemeine Wirklichkeit hinwegzusetzen. Wie die Hellenen und die Spanier hat auch Shakespeare sich nicht an die faktische Erscheinung gehalten, sondern sie so dargestellt, wie er sie in seiner vergrößernden und verschönernden Einbildungskraft sah. Die Klippen bei Dover sind keineswegs so gigantisch, wie man nach seiner Schilderung derjenigen, von welcher der alte Gloster im Lear sich herabstürzen will, meinen sollte.

Der Karneval, der eben jetzt in Blüte steht, ist überaus glänzend, und ich habe ihn auch in Rom nicht gleich ergötzlich

gefunden. Fast den ganzen Tag ziehen frohe Gruppen, in die buntesten Kostüme gekleidet, bei Castagnettenschall durch die Straßen, und wenn man Mittags auf dem Prado geht, glaubt man sich vom Personal der Mantel- und Degenstücke umgeben. Mit großem Geschmack haben die meisten Masken die alten spanischen Nationaltrachten gewählt. Diese, welche sich damals über ganz Europa verbreiteten, stehen zwar hinter den italienischen aus Rafael's und Tizian's Zeit an Schönheit und malerischem Reiz zurück; aber ein in sie gekleideter Mann erscheint doch neben einem heutigen Pariser Stutzer noch immer wie „Hyperion gegen einen Satyr“. Die spanische Damenkleidung zur Zeit Philipp's IV., wie sie uns auf den damaligen Porträts entgegentritt, muß dagegen recht häßlich genannt werden. Es ist seltsam, wie der Umstand, daß man so etwas täglich sieht, hierüber verblendet; gewiß hat man damals diese stark geschminkten Gesichter, diesen barbarischen Kopfputz, diese reifrockartigen Kleider hübsch gefunden, während sie für uns selbst die sonst so vortrefflichen weiblichen Bildnisse des Velasquez widerwärtig machen. Wenn, wie sich hoffen läßt, die heutigen Herrenmoden sich wieder zum Bessern wandeln, wie abscheulich werden dieselben unseren Enkeln erscheinen, sobald sie ihnen auf Porträts zu Gesichte kommen!

41.

Madrid, im März 1868.

Das Schönste, was Madrid besitzt, ein Schatz, welcher ganze Königreiche aufwiegt, ist die große Gemäldesammlung seines Museums. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie durch den Reichtum an ausgezeichneten Meisterwerken sämmtlicher Schulen alle anderen Galerien übertrifft. Abgesehen davon, daß die spanische Kunst nur hier in ihrem ganzen Umfange kennen

gelernt werden kann, ist schwerlich die italienische Malerei irgendwo reicher und glänzender vertreten, und wenn München sich rühmt, in seiner Pinakothek die größte Anzahl trefflicher niederländischer Bilder zu vereinigen, so kann Madrid in dieser Hinsicht mit ihm wetteifern. Ich bringe jede irgend disponible Stunde im Museum zu. Die Manier so vieler Reisenden, durch eine solche Galerie hinzueilen, als ob man sich auf einer öffentlichen Promenade befände, ist mir immer schrecklich gewesen, und wenn es mir durchaus unmöglich fällt, länger zu weilen, gehe ich lieber gar nicht hin, statt nur einen verwirrenden schwindelerregenden Eindruck zu empfangen. — Da von Velasquez außerhalb Madrids nur hie und da einzelne Bilder vorkommen, die durchaus keinen Begriff von dem Umfang seines Talentes geben, so war mir die Betrachtung seiner Werke hier besonders wichtig. Ich finde ihn groß, beinahe unerreicht in Darstellungen von Scenen aus dem Leben seiner Zeit. Diese schildert er mit überzeugender Treue und handgreiflicher Wahrheit, weiß sie jedoch mit einem solchen Adel zu umkleiden, daß sie hoch über die gemeine Wirklichkeit erhoben werden. Ein überraschendes Beispiel davon liefert das Bild einer lustigen Gruppe von zechenden Soldaten, in deren Mitte der eine entkleidet sitzt und den Bacchus vorstellt. Hier waltet ein sprudelnder Humor, und die genaue Wiedergabe des Vorgangs ist dem Maler keineswegs die Hauptsache; er leiht demselben einen echt poetischen Reiz. Dies ist ebenso der Fall bei der „Uebergabe der Festung Breda", welches Bild uns mitten in das Kriegsleben jener Zeit hineinreißt; wir glauben in dieser einen Scene ein Bild der ganzen von Heergetümmel durchwogten Niederlande vor uns zu sehen. Das Gemälde, welches Las Meninas heißt und uns eine kleine Infantin in der Mitte ihrer Gespielinnen zeigt, führt uns in das Innere des königlichen Palastes, in welchem Velasquez, als mit einer höheren Hofcharge betraut, wie zu Hause war. Ich glaube,

hier haben auch Humor und Ironie den Pinsel des Malers geführt. In den kleinen Geschöpfen, die wie vornehme Damen ausstaffirt sind und in ihren Bewegungen schon, obgleich noch Kinder, eine solche etiquettenmäßige Steifheit zur Schau tragen, wollte er sich über das Hofzeremoniell lustig machen; und doch waltet in dem Ganzen der höchste Ernst, kein Zug streift an Karikatur. Für die kleine Infantin fühle ich wahres Mitleid; denn ich ahne das öde, freudlose Leben, das sie, von allen Seiten überwacht, in den königlichen Prunkgemächern führen muß, und wie sie, ohne nach ihrer Neigung gefragt zu werden, irgend einem fürstlichen Bewerber, den sie nie gesehen, die Hand zu reichen gezwungen wird.

In derartigen Kompositionen erscheint Velasquez als der erste und größte Realist aller Zeiten, und man kann ihn Denen als ein leuchtendes Muster hinstellen, welche sich auf ihren Realismus etwas einbilden, weil sie Stiefel oder die Maschen an einer gestrickten Hose so genau zu malen wissen, daß man solche in Natur vor sich zu haben glaubt. Religiöse Darstellungen dagegen scheinen mir gar nicht in der Sphäre dieses Meisters zu liegen; er hätte sich besser nie darin versucht. In diesem Fach war Murillo ihm unendlich überlegen. Wenn Letzterer in seinen Betteljungen und Fruchtverkäuferinnen dem Realismus noch mehr huldigte, so erhob er sich in seinen Gemälden aus der heiligen Geschichte und in seinen Madonnen in den höchsten Himmel des Idealen. In den lieblichen Bildern des Christusknaben und des kleinen Johannes steht er freilich noch mehr auf dem Boden der Erde; aber er hüllt die beiden doch schon in eine überirdische Glorie. Dagegen in der „Empfängnis der Maria“ hat er die niedere Welt ganz verlassen und reißt uns in eine Region empor, in welche außer der seinen nur noch Rafael's sistinische Madonna aufgestiegen ist. Letztere allerdings erscheint als die Königin des Himmels, diejenige des Murillo aber als die erst eben zur Jungfrau

erblühte, noch schüchterne Maria, die keine Ahnung von dem Wunder hat, das mit ihr vorgehen soll, und sich plötzlich über Zeit und Raum in eine andere Welt entrückt findet. Auf dem halben Monde stehend und von Engelscharen umjauchzt, sieht sie sich von dem Strahlenglanz einer höheren Welt umwallt. Tief unter ihr ist die Endlichkeit versunken, über ihr thut sich die Ewigkeit auf, und aus der von menschlichen Augen nicht zu ertragenden Lichtfülle tauchen bis ins Unermeßliche hinein immer neue Engelsgesichter hervor. Das ist der Moment, wo sie, ohne selbst von dem Geheimnis zu wissen, den Gottessohn in ihrem Schoße empfängt. Murillo hat diesen Gegenstand häufig gemalt; allein das in Madrid befindliche Exemplar scheint mir das bei weitem schönste zu sein und ist sicher eines der größten Wunder der Kunst. Das früher dem Marschall Soult gehörige, jetzt im Louvre aufbewahrte Bild mag von höherer pittoresker Wirkung sein, in der geistigen Auffassung dagegen steht es weit hinter diesem zurück. — Was die übrigen spanischen Maler anlangt, so haben sie, besonders Sanchez Coello und Pantoja de la Cruz, Vorzügliches im Porträtfache geleistet; von Juanez sind auch schön empfundene religiöse Gemälde hier; aber im Allgemeinen scheinen mir die beiden Genannten allen Anderen weitaus überlegen zu sein.

Günstige Umstände, wie sie nie sonst wieder vereint waren, haben bewirkt, daß in diesem Museum auch von ausländischen Meistern eine fast unübersehbare Menge vorzüglicher Werke zusammengeflossen ist. In den beiden großen Perioden der Malerei während des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts waren die spanischen Könige Gebieter eben der Länder, in denen sich jene Blüte entfaltete, und überdies besaßen wenigstens Karl V. und Philipp IV., so viel sie auch als Herrscher zu wünschen übrig ließen, Liebe zur Kunst und wirklichen Geschmack. Rafael starb zwar schon, als der Erstgenannte zur Regierung kam; dennoch hat er noch Einiges von ihm in seinen Besitz

gebracht. Andere Bilder des großen Urbiners kaufte dann Philipp IV., und so ist die Galerie von Madrid reicher an Werken von ihm geworden, als irgend eine andere. Nur die beiden Sammlungen in Florenz, wenn vereinigt, könnten vielleicht in diesem Punkte mit ihr konkurriren. Mehrere darunter stehen in der vordersten Reihe von Rafael's Schöpfungen. Der sogenannte Spasimo di Sicilia ist dasjenige seiner Gemälde, in welchem er sich am meisten der gewaltigen Energie Michel Angelo's genähert hat. Christus selbst, der auf seinem Todesgange unter der Wucht des Kreuzes zusammengesunken ist, sowie die ihn umgebenden Männer und Frauen scheinen einem Riesengeschlechte anzugehören, so großartig sind ihre Gestalten, so stark und mächtig die sie bewegenden Affekte. Wenn Michel Angelo in der gigantischen Größe, die er allen seinen Gebilden aufgedrückt hat, einzig und unerreicht dasteht und man ihn deshalb über alle anderen Künstler erheben möchte, so hat der Urbiner doch durch diesen Spasimo dargethan, daß der Umfang seiner Begabung ein weiterer war, indem er hier, wie auch schon im Heliodor und in den Sibyllen der Kirche Maria della Pace ebenso grandios zu sein vermochte, wie sonst lieblich und von entzückender Anmut, während Buonarotti vorzugsweise jene Eine Domäne hatte. Aber es kann die Frage sein, ob das Höchste in der Kunst wie in der Poesie nicht vielmehr durch Einseitigkeit erreicht wird, wie mir denn Aeschylos immer noch der größte der griechischen Tragiker zu sein scheint, der in derselben Ausschließlichkeit, wie Michel Angelo, das Gigantische ausgebildet hat. Der Spasimo, ursprünglich für eine Kirche in Palermo gemalt, war bekanntlich bei der Ueberfahrt mit der ihn umschließenden Kiste untergegangen und soll, bis er wieder aus den Wellen gerettet ward, sehr durch das Seewasser gelitten haben. Hiedurch ist eine spätere Restauration und Uebertragung von der Holztafel auf Leinwand nötig geworden; doch muß bei beiden Operationen

eine ungemeine Geschicklichkeit gewaltet haben. Einige klagen, die Farben des Gemäldes seien hart; aber sie sind sicher auch ursprünglich ähnlich gewesen wie jetzt, und ich möchte sie nicht anders haben; denn größerer Schmelz und mehr Weichheit des Kolorits würde nicht zum Stil der Komposition passen. — Das zweite Hauptbild Rafael's hier, die Madonna mit dem Fisch, vereinigt in seltener Weise Erhabenheit mit Lieblichkeit, und unter seinen Darstellungen der heiligen Jungfrau möchte diese neben der sistinischen Madonna den höchsten Preis verdienen. Heilige Familien von ihm finden sich außerdem hier noch mehrere, worunter besonders hervorzuheben ist: La Perla, so genannt, weil Philipp IV., als er sie aus der Versteigerung des Nachlasses Karl's I. von England erwarb, sagte: „Das ist meine Perle.“ Besonders interessirt es mich, die beiden trefflichen männlichen Porträts, welche sich in der Galerie Doria auf einem Bilde vereinigt finden, hier gesondert zu sehen. Es scheinen dies die Originale, diejenigen in Rom dagegen eine, allerdings ausgezeichnete Kopie von Venetianerhand zu sein, worauf das Kolorit schließen läßt. Das Bildnis Navagero's zu besitzen hat Spanien ein Recht. Dieser edle Sohn Venedigs, der sich mit Eifer den humanistischen Studien hingab, war Gesandter der Republik am Hofe Karl's V. und hat eine ungemein interessante Beschreibung seiner Reise durch Spanien verfaßt. In derselben findet sich die älteste Schilderung der Alhambra, welche er sah, als noch nicht viel mehr denn dreißig Jahre vergangen waren, seit der letzte Maurenkönig sie verlassen. Navagero hat außerdem auch Einfluß auf die spanische Literatur geübt. Denn als er sich am Hoflager des Kaisers in Granada befand, schloß er dort Freundschaft mit dem Dichter Boscan und machte demselben begreiflich, wie großen Vorteil es der castilianischen Poesie bringen müsse, wenn sie sich die italienischen Formen der Canzone, der Ottave, des Sonetts und der Terzine aneigne. Boscan machte, dem Rat seines Freundes gemäß, den

Versuch, diese metrischen Gebilde in seiner Sprache nachzuahmen; er fand damit bald allgemeinen Anklang und bereicherte so die bisher formenarme spanische Dichtkunst ungemein. — Unvergleichlich und, meinem Gefühle nach, eines der schönsten Gemälde der Welt ist dasjenige von Giorgione, welches die Madonna mit dem Jesusknaben darstellt, wie die heilige Brigitta dem letzteren Blumen überreicht. Ein unsäglicher Zauber des Kolorits vereinigt sich hier mit der vollendetsten Formgebung und einer Wärme der Empfindung, welche bewirken, daß ich mich oft schwer von dem Bilde losreißen kann und immer wieder zu ihm zurückkehre. Es war kaum möglich, den Schöpfer eines solchen Meisterwerks zu übertreffen; auch ist dies Tizian bei allen seinen unermeßlichen Kräften nicht in der unergründlichen Schönheit, die hier schon jeden Vergleich für alle Zukunft in beinahe entmutigender Weise herausfordert, sondern nur in der viel größeren Menge seiner Kompositionen und durch den weiteren Kreis, in dem sie sich bewegten, gelungen. Freilich ist in beiden letzteren Beziehungen Tizian ein Koloß; in der Anzahl von Werken ersten Ranges, die sich allerdings auf ein fast hundertjähriges Leben verteilen, kann sich überhaupt kein Maler mit ihm messen. Denn mögen aus den Ateliers von Rubens auch mehr Bilder in die Welt gegangen sein, so waren sie doch von sehr ungleichem Wert. Was aber den Umkreis des Gebietes, in dem sich der große Venetianer bewegt, anlangt, so ist derselbe grenzenlos. Als Porträtmaler der vorzüglichste, der je gelebt, hat er ebenso das umfangreiche Gebiet der christlichen Legende, der Profangeschichte und der Mythologie sich dienstbar gemacht und sich nicht minder im Titanenhaften und Gewaltigen, wie im Holdseligen und Reizvollen als Meister erwiesen, über alles aber das Gewand der höchsten Schönheit gebreitet, so daß nirgends etwas Eckiges oder Unharmonisches aus den edel geschwungenen Linien hervortritt. Die Fülle herrlicher Werke dieses Meisters, welche das Museum

enthält, würde dasselbe allein zur ersten aller Galerien machen, auch wenn es nicht außerdem so unendlich reich wäre; denn keine andere Sammlung besitzt deren eine gleiche, und unter ihnen findet sich nichts flüchtig Hingeworfenes, nichts, was nicht des Genius des größten Meisters würdig wäre. Karl V. hatte so viel Urteilskraft, daß er, obgleich in seinen Tagen so zahlreiche eminente Künstler lebten, sich doch einzig von Tizian malen lassen wollte. So finden wir denn hier eine ganze Anzahl von Bildnissen, in denen der gewaltige Künstler die Züge des Kaisers verewigt hat. Allen voran steht dasjenige, welches ihn, eine Lanze in der Hand haltend, zu Pferde vorstellt, das schönste Reiterporträt der Welt. In diesem Gemälde ist es Tizian gelungen, was sonst kein Maler erreicht hat, das ganze Dasein eines Mannes in Einen Moment zusammen zu drängen und zugleich dessen innerste Seele leibhaftig vor uns hinzustellen. Wenn man neben dasselbe die in ihrer Art gewiß auch vortrefflichen Reiterbildnisse Philipp's IV. und des Herzogs von Olivarez von Velasquez hält, so erscheinen sie doch nur äußerlich und prosaisch, und dies wird in nichts dadurch geändert, daß die Zeichnung der Pferde eine naturwahrere ist. Zu den erhabensten Kunstwerken gehört das große Gemälde, die sogenannte Gloria, welches Karl V. so liebte, daß er es mit sich nach San Yuste nahm und dort täglich seine Andacht vor ihm verrichtete. Es stellt den Kaiser vor, wie er, anbetend niedergesunken, zu der heiligen Dreieinigkeit emporblickt, die über ihm in lichten Himmelswolken erscheint. Ich fühle wohl, wie der alternde Monarch, da er sein nahes Ende voraussah, Trost aus dieser Gloria schöpfte, in die er nun bald einzugehen hoffte, um von den rastlosen Mühen seines Lebens auszuruhen. Ein Bild, das Tizian erst mit vierundneunzig Jahren malte und das doch noch seine volle Meisterschaft in der Komposition zeigt, wenn auch bei der zunehmenden Schwäche seiner Augen die Farbengebung nicht mehr in dem früheren Glanz gelingen

konnte, ist das zur Verherrlichung der „Schlacht von Lepanto“ vollendete. Er feierte hier nicht nur einen Sieg der spanischen Waffen, sondern auch einen solchen seiner heimatlichen Republik, der ungleich großartiger war, als der früher von ihm verherrlichte von Cadore; und dies patriotische Gefühl ließ seinen Künstlerenthusiasmus noch einmal aufflammen. Einige Bilder des Venetianers sind bei dem Brande des Lustschlosses Pardo bei Madrid, der sein großes berühmtes Abendmahl zerstörte, beschädigt worden, darunter die „Anrede des Marquis del Vasto an seine Soldaten“, ein trotz der stellenweisen Uebermalung noch immer wundervolles Gemälde. Ich lasse mir den Genuß von echten Kunstwerken durch die an ihnen vorhandenen Retouchen nicht stören; nur sehr wenige alte Bilder mögen ganz frei davon sein. Aber an welchen Stellen sie vorhanden, darüber sind die Kunstkenner fast nie einverstanden. Der Eine findet sie hier, der Andere dort; wenn sie indes nicht sehr ungeschickt gemacht sind, so soll man sich nicht darum kümmern. Es läßt sich annehmen, daß der Künstler, der die Uebermalung vornahm, die ursprünglichen doch nur verblichenen, nicht ganz zerstörten Umrisse und Farben wiederhergestellt hat; und wenn ihm dies vielleicht nicht im vollen Maße gelungen, so wird das Ganze nicht wesentlich dadurch beeinträchtigt, wie eine alte Tragödie darum nicht minder herrlich ist, daß einzelne Verse in ihr verstümmelt sind. — Die mythologischen Darstellungen Tizian's gehören zu den prächtigsten, die existiren. Nie ward die trunkene Lust der dionysischen Feste hinreißender geschildert, als auf seinem Bacchanal, das ein Gegenstück zum Triumphzug des Bacchus und der Ariadne in der Londoner Nationalgalerie bildet. Ein Gemälde, welches so von Heiterkeit und Lebenswonne überquölle, wie dasjenige, in dem junge Frauen von entzückender Schönheit der Göttin der Fruchtbarkeit ein Opfer darbringen und ein Gewühl der lieblichsten Kindergestalten symbolisch die Erhörung ihres Flehens ausdrückt,

kenne ich nicht. Auf dem Bilde, „Venus und Adonis“, soll nach einer Tradition Adonis der junge Philipp II. sein; es ist jedoch unmöglich, in dem schönen Liebling der Göttin den Kaisersohn wiederzuerkennen, der schon auf den jugendlichsten Porträts, die Tizian von ihm gemalt hat, das finstere, abschreckende Antlitz hat, das den künftigen Tyrannen verrät, und das kein noch so schmeichelnder Pinsel in ein Adonisgesicht hätte umwandeln können. Die frische, wenn auch immer edle Sinnlichkeit, welche die venetianische Kunst adelte, scheint dem mönchischen Geiste, der ehemals so großen Einfluß am spanischen Hofe übte, Anstoß gegeben zu haben, und so sind wohl infolge der Mahnungen von Beichtvätern einige besonders treffliche Gemälde von Tizian in verschlossene Gemächer verbannt worden, die nur aus besonderer Vergünstigung geöffnet werden. Darunter mehrere Darstellungen der Venus, die an Liebreiz mit jener in der Tribune zu Florenz wetteifern. Noch erwähne ich das gewaltige, zu den größten Schöpfungen der Kunst gehörende Bild des gefesselten Prometheus. Wenn man nun jenes „Opfer der Fruchtbarkeit“ in seiner süßen Anmut auf der einen und diesen titanenhaften Prometheus auf der anderen Seite betrachtet, und dann wieder zu der tiefen Seelenempfindung der Mater dolorosa übergeht, so wird man den nicht auszumessenden Umfang von Tizian's schöpferischem Vermögen ahnen. Doch die Fülle von Werken dieses einzigen Meisters ist so groß, daß man beinahe davon erdrückt wird, und nun kommt auch Paul Veronese mit einer fast gleichen Anzahl von Bildern, darunter einigen seiner vorzüglichsten; es kommt Sebastian del Piombo mit drei großartigen Kompositionen aus der Zeit, als er sich den Stil des Michel Angelo anzueignen strebte; es kommen weiter die anderen Italiener, wie Andrea del Sarto, Correggio und so weiter. Lange war ich so in den Zauberkreis der bisher genannten Maler gebannt, daß ich auf die vorhandenen Niederländer und Deutschen keine

Rücksicht nahm. Wie Treffliches diese auch hervorgebracht, so scheinen sie mir doch, wenn man den Himmel der Kunst in Kreise einteilen wollte, wie Dante es mit der Hölle gethan hat, gegen die großen Italiener nur eine untergeordnete Region einnehmen zu können. Sicher waren unter ihnen mehrere Meister vom höchsten Genie; aber jener reine, alles adelnde Schönheitssinn, mit dem uns Rafael und Tizian entzücken, blieb ihnen fremd. Später habe ich dennoch auch diesen erstaunlich reichen Teil des Museums wiederholt mit Genuß betrachtet. Von unserem edlen Nürnberger Dürer sind einige vorzügliche Leistungen vorhanden: sein eigenes Porträt in der Modetracht seiner Zeit, wo die Stutzer Brust und Schultern so kokett entblößten, wie heute die Damen; dann das ausgezeichnete Bildnis eines älteren Mannes, und die Figuren des Adam und der Eva. In der Abteilung der früheren Niederländer zieht mich vor Allem der Reisealtar Karl's V. von Hans Memling und die große Kreuzabnahme von Roger van der Weyde an. Wenn man sich einmal an die eckigen Formen auf diesen Bildern gewöhnt hat, so gewinnt man sie wegen des innigen, sich in ihnen aussprechenden Gefühls besonders lieb und bewundert zugleich die erstaunliche Pracht ihrer Farben. Dieselben leuchten, wie diejenigen auf den Glasfenstern der gothischen Dome, wenn sie von der Sonne bestrahlt werden. Die Technik dieser Schule muß unübertrefflich gewesen sein, daß das Kolorit seinen ursprünglichen Glanz so vollständig bewahrt hat. Den großen Rubens kann man in dieser Galerie vollständiger kennen lernen, als wenn man die Niederlande bereist. Seine Anbetung der Könige, seine eherne Schlange gehören zu dem Bedeutendsten, was er geschaffen; allein es finden sich in Madrid Belege für seine Virtuosität in allen verschiedenen Fächern. Merkwürdig ist noch seine Kopie von Tizian's Adam und Eva, die er hier gefertigt hat. Er war bekanntlich ein großer Verehrer dieses Malers und hat dessen

Schlacht von Cadore bei seiner Amazonenschlacht vor Augen gehabt. Diese Kopie jedoch zeigt, daß er den Venetianer nicht in seinem ganzen Adel aufgefaßt hat; denn in dem Nachbild ist alles vergröbert und aus der Mutter des Menschengeschlechts, die in dem Original so hehr und lieblich zugleich dasteht, eine niederländische Bäuerin geworden. In derselben Weise hat Rubens Tizian's „Raub der Europa" kopirt; hier gewinnt seine Nachbildung noch besondere Bedeutung dadurch, daß das wundervolle Original aus dem Madrider Museum verschwunden und in Privatbesitz übergegangen ist. Auch van Dyck ist reich und vortrefflich vertreten, ebenso im Porträt wie im Historienbild, desgleichen der unvergleichliche Tiermaler Franz Snyders, dessen Jagdstücke in wirklich großem Stile gehalten sind und recht deutlich zeigen, wie verächtlich der Naturalismus ist, der sonst gewöhnlich in diesem Genre waltet. — Doch ich breche ab; wollte ich auch nur den zehnten Teil der vorzüglichen Gemälde dieses Museums nennen, so müßte ich noch ganze Bogen füllen.

42.

Sevilla, im April 1868.

In Triana, der Vorstadt Sevillas, unfern der großen Brücke über den Guadalquivir, ragen noch die Mauern eines alten Gebäudes, an das sich furchtbarere Erinnerungen knüpfen, als an den Hungerturm des Ugolino in Pisa. Wenn die Stätte, wo dieser, jetzt bis auf den letzten Stein von der Erde vertilgt, gestanden hat, schon bei dem Gedanken an den dort erfolgten Hungertod des Grafen Gherardesca und seiner Söhne das Haar vor Entsetzen emporsträubt — welcher Menschengeist, und wäre er der eisernste, vermöchte das Maß des Grausens zu ertragen, das eine lebhafte Vorstellung von allen

den Greueln erwecken müßte, welche sich innerhalb jenes Gemäuers ereignet haben! Wenn mich bisweilen der Weg in die Gegend desselben führt, fliehe ich erschrocken an ihm vorbei wie an den offenen Thoren der Hölle, und nichts könnte mich vermögen, bei Nacht mich in dessen Nähe zu wagen; denn das Wehgeschrei der Unglücklichen ohne Zahl, die dort Folterqualen erduldet, und, wenn sie ihnen nicht erlegen, erst durch den gräßlichen Feuertod von ihnen befreit worden, kann, wenn auch der Lärm des Tages es erstickt, in der nächtlichen Stunde noch nicht verhallt sein und würde mein Blut zu Eis gerinnen machen. Das erwähnte Gebäude von Triana war nämlich der erste Inquisitionspalast Spaniens, und in ihm schlug das abscheuliche Glaubensgericht alsbald nach seiner Gründung durch Ferdinand und Isabella seinen Sitz auf. Daß eine treffliche, fromme, von Eifer für das Wohl ihres Volkes erfüllte Frau, wie die Königin von Castilien es unzweifelhaft war, durch die Einsetzung dieser fluchwürdigen Behörde, durch den Wahn, so der Religion zu dienen, die Henkerin von Hunderttausenden und die Ursache des Ruins von Spanien auf viele Generationen hinaus geworden, ist einer der traurigsten Gedanken. Ich ertrage es eher, daß ein Wüterich wie Iwan der Schreckliche sein Land ausmordet, daß ein Timur Pyramiden von Menschenschädeln erbaut, und daß ein wahnsinniger Gaukler wie Nero Rom in Flammen untergehen läßt, als wenn die Geißel der Menschheit, der religiöse Wahn, edle Gemüter so in die Irre treibt, daß sie die ruchlosesten Handlungen für Gott gefällige halten. Auch Torquemada war ein sittenstrenger, gegen die Armen wohlthätiger Mann, von aufrichtigem Streben erfüllt, der Religion zu nützen; und doch, weil die Furie des Fanatismus Macht über ihn gewann, hat er mehr Unheil über die Welt gebracht, als die blutdürstigsten Tyrannen. Wenn Königin Isabella noch Anwandlungen von Weichherzigkeit hatte, in denen sie vor den grausamsten Maßregeln

zurückschreckte, so wußte der fromme Dominikaner es ihr zur Gewissenspflicht zu machen, daß sie solche sträfliche Schwäche unterdrückte; und sicher heuchelte er hierbei nicht: er hielt wirklich Mitleid gegen Ketzer für Verrat am Heiligsten, war bereit, das, was er über Andere verhängte, selbst in gleichem Falle zu erdulden, und glaubte Denen, welche er dem Flammentode weihte, noch eine Wohlthat zu erweisen, indem er ihre Seelen vor der ewigen Verdammnis rettete. So wurden die Kerker des Inquisitionspalastes zu Triana bald zu enge für die Zahl der Gefangenen. Das heilige Gericht gründete Filialanstalten für seine Thätigkeit im Foltern und Verbrennen in allen Hauptstädten Spaniens. Vornehmlich war das Verfahren gegen die Juden gerichtet. Diese hatten nicht nur während der arabischen Herrschaft, sondern auch unter den früheren christlichen Königen auf der pyrenäischen Halbinsel ungefährdeter gelebt, als in irgend einem der übrigen europäischen Länder, durch Handel ansehnliche Reichtümer erworben, nicht selten höhere Staatsämter bekleidet, und manche bedeutende Gelehrte und Dichter hervorgebracht. Es wirft einen dunklen Flecken auf das katholische Königspaar, daß dasselbe sich durch den Fanatismus der Geistlichkeit verleiten ließ, ein Edikt zu unterzeichnen, wonach so viele der gewerbthätigsten und gebildetsten ihrer Unterthanen aus dem Lande vertrieben wurden. Wer von den Anhängern des mosaischen Glaubens sich nicht entschließen konnte, die schöne Heimat zu verlassen, mußte sich zum Christentum bekennen; auf den Rückfall war die Todesstrafe gesetzt. Obgleich nun die Zahl der Juden, welche infolge jener barbarischen Verfügung ins Exil wanderten, um bei den Muhammedanern Zuflucht vor der christlichen Glaubenswut zu suchen, sich auf Hunderttausende belief, blieben ihrer doch noch außerordentlich viele in Spanien zurück, die sich notgedrungen der Taufe bequemten, aber natürlich im Stillen dem alten Gesetze anhingen. Gegen diese nun wandte sich

zunächst die Inquisition. Zahllose ihrer Späher überwachten die Neubekehrten, um etwas zu entdecken, was den Verdacht erregen konnte, sie seien noch der Religion ihrer Väter treu, und rücksichtslos wurde Jeder, auf den nur der leiseste Argwohn in dieser Hinsicht fiel, in die unterirdischen Kerker von Triana fortgeschleppt, wo man durch Marterwerkzeuge das Bekenntnis seiner Schuld leicht von ihm erzwang. War eine gehörige Menge solcher des Rückfalls Ueberführten vorhanden, so wurde ein großes Glaubens-, richtiger Mordfest veranstaltet, bei welchem unter Entfaltung des höchsten Kirchenpompes den Schuldigen ihr Urteil gelesen und dasselbe sodann vollstreckt ward. Die Strafen waren verschieden. Allein wenn im Laufe der Zeit einige Milderung eintrat, so daß Manche mit geringeren Bußen davonkamen, so war doch im Beginn die Verurteilung zum Tode das Gewöhnliche. Diejenigen, zu deren Gunsten sich einige mildernde Umstände anführen ließen, erdrosselte man und verbrannte dann ihre Leiber; die übrigen dagegen mußten lebendig den Flammentod auf dem Scheiterhaufen erleiden. Einziehung des Vermögens, wonach die Hinterbliebenen der Hingerichteten an den Bettelstab kamen, fand bei Allen statt. In Sevilla diente eine ausgedehnte, nordwärts der Stadt gelegene Fläche, die Tablada, zum Platz der Exekution, und auch anderswo scheint die Verbrennung gewöhnlich außerhalb der Städte vorgenommen worden zu sein. Hie und da geschah es aber auch innerhalb von deren Mauern auf den Hauptplätzen, wie dies aus der Beschreibung des großen Auto de Fe zu Valladolid hervorgeht, welches die Vermählung Philipp's II. verherrlichte. Aus einem alten, dem Velasquez zugeschriebenen Oelbild, das ich in der Gemäldesammlung des Don Alonso Bravo sah, erhellt, daß auch hier in Sevilla auf der Plaza de San Francisco das nämliche geschehen ist. In dem ersten Dezennium nach Errichtung der Inquisition wurden erstaunlich viele, des heimlichen Judentums

Angeklagte verbrannt; doch genügten sie nicht, um die Mordgier des Gerichtes zu stillen. Und bald erhielt diese an Muhammedanern, denen gleichfalls nur unter der Bedingung des Uebertritts zum Christentum das Verbleiben in Spanien vergönnt war, neue reichliche Nahrung. Nachdem unter Karl V. der Protestantismus auf der pyrenäischen Halbinsel eine nicht kleine Zahl von Anhängern gewonnen hatte, mußten auch diese die Menge der Opfer vermehren. In Sevilla selbst ward eine kleine Gemeinde heimlicher Lutheraner entdeckt; einige von ihnen retteten sich durch Flucht, der Rest, Männer wie Frauen, fiel in die Krallen des heiligen Offiziums. So gelang es dem letzteren, noch im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts die Reformation beinahe gänzlich zu ersticken, und die Inquisition hatte hinfort, da Anklagen wegen Ketzerei selten vorkamen, hauptsächlich nur mit Verfolgung der verkappten Juden und Moslimen zu schaffen. In den Verzeichnissen der von ihr Verurteilten, welche ich durchgesehen, gehörten immer mindestens zwei Dritteile in diese Kategorie. Wenn Fanatismus das Hauptagens war, das die Holzstoßflammen immer von neuem schürte, so kam doch auch Geldgier der Kirche und des Staates hinzu, indem ihnen jede Verurteilung stattliche Einkünfte zuführte. Außer in Sevilla, wo die Scheiterhaufen zuerst aufgelodert waren, wurden in allen Städten Spaniens größere oder kleinere Autos de Fe gehalten, und zu den größeren, die an den Geburtstagen der Könige oder bei hohen Kirchenfesten stattfanden, strömte das Volk von nah und fern wie zu einer Nationallustbarkeit zusammen. Die Gräfin d'Aunoy, die sich zur Zeit Karl's II. am Hofe zu Madrid aufhielt, erzählt, sie habe die Spanier oft sagen gehört, qu'un auto-da-fé était la plus belle chose qu'il y eût à voir en Espagne. Die uns von solchen Festen aufbehaltenen Schilderungen empören jedes Gefühl. Entfaltung weltlichen Pomps und prachtvolle religiöse Zeremonien waren dabei mit den vor Aller Augen

vollzogenen martervollen Hinrichtungen der Schlachtopfer verbunden. Die Verurteilten, mit Knebeln im Munde und in Gewänder gehüllt, die mit Teufelsfratzen und Höllenflammen bemalt waren, wurden beim Geläut aller Glocken zur Richtstatt geführt, während ihnen fliegende Fahnen voranflatterten. Auf hohen Tribünen hatten die Spitzen der weltlichen und geistlichen Behörden ihren Platz genommen, an eigens erbauten Altären lasen Priester und Mönche die Messe, Chorknaben schwangen die Weihrauchfässer, und heiliger Gesang ertönte. Noch angesichts der Scheiterhaufen wurde den Todgeweihten ein Christusbild vorgehalten. Wenn sie dasselbe reuig küßten, konnten sie dadurch Linderung der Strafe, wenn auch keineswegs Rettung, erkaufen. Aber die meisten wählten lieber den schrecklichsten Tod und ließen sich auf den Holzstoß führen, der dann bald in Flammen aufloderte. Umher stand in unabsehbaren Reihen die Volksmenge, sich an den Qualen der Unglücklichen weidend und andächtig den Rosenkranz betend oder in den Psalmgesang der Mönche einstimmend, während die in namenlosen Schmerzen stöhnenden Opfer langsam zu Asche verkohlten. Und dies war nur die letzte fürchterliche Jammerscene in ihrem Prozeß, der eine Reihe von anderen gleich furchtbaren vorhergegangen. Denn vor dem Flammentod hatten die Unseligen unter den Marterwerkzeugen ihrer Henker schon hundertfache Todesqualen erlitten. Ich besitze einen Bericht über das große Auto de Fe des Jahres 1680, das auf der Plaza Major in Madrid gehalten wurde, von Josef del Olmo, Familiar der Inquisition. In demselben ist der ganze Vorgang bei der heiligen Handlung ausführlich dargestellt. Es findet sich darin eine lange, bei der Gelegenheit gehaltene Predigt, in welcher das heilige Gericht bis in den Himmel erhoben und sein Verfahren durch Anführung zahlreicher Bibelstellen als ein von Gott selbst gebotenes gepriesen wird. Derselbe erzählt, daß viele der Hingerichteten mit dem Heroismus

wahrer Märtyrer gestorben seien, fügt aber dann mit kaum glaublicher Verstocktheit hinzu, man dürfe nicht annehmen, dies sei wirklicher Heldenmut gewesen, man habe es vielmehr für sträfliche Lebensverachtung zu halten, welche ohne Zweifel die ewige Verdammnis nach sich ziehen werde.

Die grausame Prozedur gegen die Angeklagten, sowohl in den Kerkern, wie bei der Hinrichtung, so schaudererregend sie auch ist, erscheint noch nicht so schrecklich, wie die Verhärtung und Erstickung alles menschlichen Gefühls, die sie im Volke zur Folge haben mußte. Da von Jugend auf jeder Spanier gelehrt wurde, die geringste Abweichung vom alleinseligmachenden Glauben sei der ärgste, todeswürdigste Frevel, Mitleid mit Dem, der ihn begangen, eine schwere Sünde, so eilte er natürlich, wenn ein gegenteiliger Gedanke, eine Regung des Erbarmens in ihm aufsteigen wollte, dieselbe in den geheimsten Winkel seiner Seele zurückzudrängen. Die Verbrennung von Juden, Mauren und Ketzern galt als eine geistliche Feier, heiliger als das Hochamt bei einem großen Kirchenfeste, und Denen, die demselben beiwohnten, wurde Sündenablaß verheißen. Wenn nun schon die Schaulust die rohe Menge heranlockte, so machte die religiöse Weihe, welche über solchen „Glaubenshandlungen" lag, daß auch die Gebildeten durch ihre Anwesenheit dabei ihre Frömmigkeit bethätigen wollten. Ueberdies war es gefährlich, sich davon fern zu halten; denn man konnte dadurch leicht in den Verdacht geraten, als hege man selbst heterodoxe Meinungen. Auch Diejenigen, die ursprünglich vielleicht freier dachten, deren Herz noch nicht jeder natürlichen Empfindung entfremdet war, wurden so in die Reihen der Fanatiker getrieben, und die Gewohnheit korrumpirte nach und nach ihr Denken und Fühlen. So kam es, daß die Inquisition von allen Spaniern als ein hochheiliges Institut gepriesen wurde, daß ein Jeder sich beeiferte, ihm bei seinem Verfahren allen möglichen Vorschub zu

leisten, und daß auch die geringste Stellung bei diesem Gericht als ein ehrenvolles Amt angesehen und allgemein begehrt war. Mitglieder der ältesten und stolzesten Adelsgeschlechter von Castilien schätzten sich glücklich, Familiaren des heiligen Offiziums zu werden und als Solche Handlangerdienste bei demselben zu thun. Wer die spanische Literatur kennt, der weiß, daß nicht leicht in ihr sich irgend ein Werk findet, welches nicht direkte oder indirekte Lobeserhebungen der Inquisition enthielte. Selbst bei Cervantes, dessen Geist doch gewiß ein edler und zugleich klarer war, stoßen wir auf derartige Aeußerungen, wie, wenn er die unheilvolle und empörende Vertreibung der Morisken nicht nur rechtfertigt, sondern in hohem Grade rühmt. Bei Lope de Vega, der selbst Familiar der Inquisition war, bei Calderon, Tirso und anderen Dramatikern überraschen uns häufig ähnliche Auslassungen, und das um so mehr, als sich anderwärts in ihren Dichtungen viele Stellen finden, die von einem milden und weichen Herzen diktirt sind und unser inniges Mitgefühl für die Leiden der uns von ihnen vorgeführten Personen in Anspruch nehmen. Hier und da mögen nun jene Enkomien der Inquisition als captationes benevolentiae anzusehen sein; und da die Zensoren der Bücher meistens Mitglieder des heiligen Gerichts waren, mögen ihnen solche Brocken hingeworfen worden sein, um sie zur Nachsicht gegen andere Stellen zu stimmen. Indessen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß man diese Annahme nicht zu weit ausdehnen darf, und daß die großen spanischen Dichter und Schriftsteller des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts sämmtlich von höchster religiöser Befangenheit waren und äußerste Strenge gegen Andersgläubige als eine heilige Pflicht jedes Katholiken ansahen. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß, wenn ich Zeitgenosse Calderon's gewesen wäre und er aus meinem Munde eine verdächtige Aeußerung über die heilige Dreieinigkeit gehört hätte, er sich durch sein

Gewissen verpflichtet gefühlt haben würde, mich beim Glaubensgericht anzugeben. Der wegen seiner Frömmigkeit bekannte Murillo, der auf seinen Gemälden die Mutter- und die Kindesliebe so zart und ergreifend zu schildern weiß, hat doch sicher den Autos de Fe in Sevilla mit inbrünstiger Andacht beigewohnt und kein Mitleid gefühlt, wenn andalusische Weiber als Anhängerinnen des mosaischen Glaubens vor seinen Augen verbrannt und so ihren hilflosen Kindern entrissen wurden. Im ganzen spanischen Volke war die Inquisition ein höchst populäres Institut; und sie blieb dies bei der großen Masse desselben noch bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein, als hellere Köpfe das Verderbliche desselben längst einzusehen begonnen hatten. Der treffliche König Karl III. und seine einsichtigen Minister hegten ernstlich die Absicht, das heilige Offizium aufzuheben; allein sobald sie sich anschickten, ihre Intention ins Werk zu setzen, zeigte sich eine allgemeine Aufregung in der Nation, daß ihr die teure Anstalt genommen werden sollte. Die Regierung mußte sogar eine Revolution befürchten und gab deshalb ihren Plan auf. Diesen Fall sollten sich Diejenigen zu Gemüte führen, welche stets den Nationalwillen so hoch preisen und die öffentliche Meinung als unfehlbar hinstellen. Ihnen gegenüber muß konstatirt werden, daß die damalige Regierung von Spanien aufgeklärt und liberal war, an der Ausführung ihrer projektirten Reformen aber durch die öffentliche Meinung behindert wurde, welche die Aufrechthaltung des heiligen Gerichts verlangte.

Im Obigen ist die Abscheulichkeit der spanischen Inquisition gewiß auf keine Weise beschönigt worden. Dennoch muß ich nach allem Gesagten hinzufügen, daß die vielverbreitete Vorstellung, als sei dieselbe eine Ausgeburt von Intoleranz und fanatischem Wahn, wie in keinem andern Lande Europas eine ähnliche zum Vorschein gekommen, ganz unbegründet ist.

Diese Vorstellung hat sich zu einer Zeit gebildet, als die meisten Regierungen in heftiger Feindschaft mit Spanien standen, und es ihnen daher ersprießlich war, auch den Haß ihrer Völker gegen diesen mächtigen Staat zu erregen und zu nähren. Religiöse Duldsamkeit gehörte ebensowenig zu ihren Maximen, wie zu denen eines Philipp II. Wenn die päpstliche Inquisition, die mit Folterwerkzeugen und Scheiterhaufen doch recht behend umzugehen wußte, sich feindselig gegen das spanische Glaubensgericht geberdete, so geschah dies aus Brodneid, indem sie sich ein Monopol für Verbrennung Heterodoxer zuschrieb. Mag auch die Zahl der von ihr vorgenommenen Exekutionen nicht eine ganz so große sein, so ist doch die Menge Derer, welche sie in ihren Kerkern eines martervollen Todes hat sterben lassen, jedenfalls eine sehr bedeutende; überdies wiegt die Hinrichtung eines Savonarola, eines Giordano Bruno allein für Hunderte. Man muß jedoch gerecht sein und zugeben, daß die römischen Juden noch nicht zum Holzstoße verdammt wurden, wenn sie sich des Schweinefleisches enthielten oder wenn man sie beim Lesen des Talmud ertappte, daß sie vielmehr die Erlaubnis zu beidem durch Zahlung einer jährlichen großen Geldsumme an die Kurie erkaufen und eine elende Existenz in ihrem Ghetto so lange fristen durften, bis christliche Pöbelhaufen sie überfielen, ihre Häuser ausplünderten, verbrannten und sie selbst sammt ihren Weibern und Kindern in den Flammen umkommen ließen. Aehnlich war die Situation der Jünger des Moses in fast allen Ländern Europas, und kaum eine größere Stadt der Christenheit gibt es, die sich nicht wiederholt mit massenhaften Judenmorden befleckt hätte. In Frankreich hatten die geistlichen Gerichte Jahrhunderte hindurch vollauf mit Prozessen gegen die mit verschiedenen Namen bezeichneten, von der allgemeinen Kirche abweichenden Sekten zu thun, und öffentliche Hinrichtungen von sogenannten Ketzern wurden mit festlichem Gepränge vollzogen. In Paris verherrlichten die Könige mit

ihrem ganzen Hofstaat dieselben durch ihre Gegenwart, und die Prozeduren dabei übertrafen die in Spanien üblichen noch an Grausamkeit, indem sinnreiche Einrichtungen getroffen waren, wodurch die Todesqual der Unglücklichen möglichst verlängert wurde. Nimmt man nun die in den Religionskriegen von der Albigenserverfolgung bis zu dem Aufstand in den Sevennen Hingeschlachteten, die in der einzigen Bartholomäusnacht Gefallenen hinzu, so ergibt sich, obgleich sichere Feststellungen über die Menge der Schlachtopfer sich nicht machen lassen, daß die Glaubenswut in Frankreich zum mindesten ebenso heftig gerast hat, wie jenseits der Pyrenäen. Daß dies auch in Deutschland und England der Fall gewesen, namentlich wenn man die in genannten Ländern in unerhörter Ausdehnung geführten Hexenprozesse hinzunimmt, ist bekannt genug und rechtfertigt es gewiß, wenn ich behaupte, daß deren Bewohner, bei denen aus gleichen Motiven gleiche oder schlimmere Greuel verübt worden sind, kein Recht haben, auf die spanische einen Stein zu werfen. Es ist doch gar zu wohlfeil, einen Andern als von finsterem Wahn beherrscht, als Ausbund von Intoleranz hinzustellen, sich selbst dagegen unter Verschweigung aller, das Gegenteil darthuenden himmelschreienden Thatsachen für Muster von Aufklärung und Duldsamkeit auszugeben. Wie die genannten Völker, so haben auch die verschiedenen christlichen Konfessionen, die sich von der katholischen Kirche lossagten, hierzu kein Recht. Nur so lange sie schwach waren, konnten sie den Schein der Toleranz um sich verbreiten; sobald sie zur Macht gelangten, wurden die früher Verfolgten selbst zu Verfolgern Andersgläubiger, oft wegen ganz geringfügiger Abweichungen im Dogma. Die Geschichte der Reformation zeigt dies auf allen ihren Blättern. Daß aber die reinste und edelste Religion, die je auf Erden verkündet worden, ihren Weg durch die Jahrhunderte mit mehr Blut befleckt hat, als irgend eine andere, ist tief niederbeugend. In wessen Herz je die Worte gedrungen

sind, die Christus wirklich gesprochen, wer je die Göttlichkeit des echten Evangeliums empfunden hat, der wird entrüstet die Anklage zurückweisen, dasselbe trage irgend Schuld an solchen Missethaten. Wäre Christi Lehre der Sanftmut und himmlischen Milde zur Herrschaft gelangt, sie hätte ein seliges Reich der Liebe und des Friedens auf Erden gestiftet. Aber schon früh, und fast bei Lebzeiten ihres Urhebers, erhielt diese ursprüngliche Lehre vielfach verzerrende Zusätze, und im Laufe der Jahrhunderte haben sich die letzteren fort und fort gemehrt. Man muß daher stets das Evangelium aufs strengste von dem kirchlichen Christentum scheiden. Jenes in seiner reinen Gestalt konnte einzig Segnungen auf Erden verbreiten; dieses hat durch die Menschensatzungen und Wahngebilde, die sein göttliches Licht fast ersticken, unsägliches Unheil über die Menschheit gebracht. Die Lehre, daß nur durch den Glauben an gewisse Dogmen die ewige Seligkeit zu erwerben sei, diese, dem Geist Christi widerstreitende, aber allen christlichen Konfessionen eigene Lehre trägt den Keim der Verfolgungssucht und Unduldsamkeit in sich. Denn sobald man sie annimmt, muß man auch Leugnung der Dogmen, ja selbst irrtümliche Auffassung derselben für die schwerste Sünde halten. In diesem Falle ist man nur konsequent, wenn man die Leugner und Irrlehrer, deren Doktrinen das Seelenheil aller Uebrigen gefährden, aus dem Wege schafft; ja es wird für die Frommen zur heiligen Pflicht, dies zu thun und selbst vor den grausamsten Mitteln nicht zurückzuschrecken, um die Rechtgläubigen vor der Verführung zu ketzerischen Meinungen und somit vor der ewigen Verdammnis zu schützen. Der Satz, daß es besser sei, *einen* Irrenden zu opfern, als daß er Hunderttausende mit sich ins Verderben reiße, ist denn auch oft genug von den Ketzerverfolgern angeführt worden. Dieselben haben sich sogar für ihr Verfahren direkt auf Stellen des Neuen Testaments berufen. Es ist bedauerlich, Aussprüche, durch welche

unzweifelhaft die Verfolgungswut geistlicher Gerichte und deren Scheiterhaufen geschürt worden sind, wirklich in einem Buche zu finden, welches so viel Seelenerhebendes enthält. Diese Stellen sind jedoch, wenn das Verderbliche derselben nicht bloß in einer rohen, wörtlichen Auffassung des bildlichen Sinnes liegt, Einschiebsel, durch die zum Teil schon in apostolischer Zeit der reine Born des Evangeliums getrübt worden ist; und Diejenigen, von denen sie ausgegangen, haben die schwerste Schuld, die überhaupt auf Erden begangen werden kann, auf sich geladen, jene, von welcher Jesus gesagt, sie sei die einzige, die nie vergeben werden könne. Denn das Evangelium, das wie milder Himmelstau alle Menschen erquicken sollte, haben sie zum Gluthauch der Wüste verwandelt, in dem alles Leben verdorrt, den heiligsten aller Namen gemißbraucht und geschändet, das Christentum zu einer Religion umgewandelt, die der mexikanischen mit ihrem Menschenopferkultus an Abscheulichkeit nichts nachgibt — und das ist die Sünde wider den heiligen Geist.

43.

Gibraltar, Ende April 1868.

In vorgeschichtlicher Zeit war unstreitig die südliche Spitze von Spanien mit dem Nordende von Afrika verbunden, und erst spätere Naturereignisse haben die beiden Weltteile auseinander gerissen, so daß nun zwischen ihnen der Ozean und das Mittelmeer ineinander fluten. Wenn man über die schmale Erdzunge, welche den Felsen von Gibraltar mit Spanien verbindet, eine Strecke landeinwärts geht, empfängt man an solchen Tagen, wo die afrikanische Küste besonders deutlich sichtbar wird, bei einem Blick nach Süden noch heute den Eindruck, als ob die zwei Weltteile mit einander

zusammenhingen. Kommt man auf einen erhöhten Punkt, oder kehrt man in die Stadt zurück, so verschwindet natürlich diese Täuschung wieder; jedoch zur Zeit der arabischen Herrschaft schien, wenngleich schon damals das Meer zwischen den Säulen des Herkules hindurchflutete, der vorhistorische Zustand noch immer fortzudauern. Seit Tarik, der kühne Feldherr des Chalifen Walid, zuerst die Fahne des Propheten auf den Felsen von Calpe pflanzte, und dieser nach ihm benannt wurde (ein zweiter Name, den ihm die Araber beilegten, war Dschebel Feth, das heißt der Berg der Eroberung oder des Sieges), glichen Andalusien und Afrika an dieser Stelle einem ungetrennten Kontinent, oder es schien wenigstens von der südlichen Heraklessäule Abila nach der nördlichen eine Brücke gespannt zu sein, auf welcher die Heere der Muhammedaner unaufhörlich hinüberströmten. Sieben Jahrhunderte hindurch war Gibraltar das große Bollwerk, Arsenal und Vorratshaus des Islam, ebenso wie Rhodos und später Malta, im Norden auch Marienburg, dies für das Christentum waren. Der ganze Felsen, schon von der Natur zu einem mit Zinnen, Türmen und Wällen versehenen Kastell gebildet, strotzte von Festungswerken und Munitionshäusern, und wenn neue Kriegsheere landeten, um das Halbmondbanner weiter nach Norden zu tragen, fanden sie hier nicht nur einen sicheren Stützpunkt, sondern auch alles Rüstzeug für ihren Kampf gegen die Götzendiener, wie sie die Christen mit heiligem Abscheu nannten. War das eine Heer nordwärts aufgebrochen, so folgten ihm andere in unaufhörlicher Reihe, um es auf seinen Siegeszügen zu unterstützen. Man denkt jetzt kaum daran, welche ungeheure Ausdehnung die Herrschaft der Muhammedaner im achten und neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erreichte. In der Schlacht von Tours setzte Karl Martell ihrem stürmischen Andrang zuerst ein Ziel; aber da der Ausfall der Schlachten so oft von zufälligen Umständen abhängt, wie leicht hätte es

geschehen können, daß diese Bekenner des Koran über die niedergeworfenen Heere der Christen hinweg bis nach Paris vorgedrungen wären und dann weiter nahezu ganz Europa unterworfen hätten. Indessen auch nach jener Niederlage behaupteten die Araber noch längere Zeit hindurch nicht allein die ganze pyrenäische Halbinsel, sondern sogar einen beträchtlichen Teil des südlichen Frankreichs; und selbst noch später, als die Christen wieder das nördliche Spanien erobert hatten, blieben doch noch jahrhundertelang die Muhammedaner im Besitz weiter Länderstrecken auf europäischem Boden. Ja über das Mittelmeer hatten sie nahezu eine größere Gewalt als die Christen, indem ihre Flotten es von Spanien, Sicilien und der Nordküste Afrikas aus beherrschten. Nach der Vertreibung der Sarazenen aus Sicilien und dem Vordringen der christlichen Waffen bis an die Sierra Morena schien sich die Herrschaft des Islam in Europa dem Untergange zuzuneigen. Allein noch wiederholt folgten gewaltige Anstürme muhammedanischer Heere gegen Norden, und erst als in der ungeheuren Schlacht von Las Navas de Tolosa castilianische Tapferkeit die Eindringlinge zu Boden warf, konnte die Christenheit sich für gesichert halten, nicht unter das Joch eines fremden Glaubens gebeugt zu werden. Indessen so lange Gibraltar mit seinem fast uneinnehmbaren Felsen in den Händen der Ungläubigen blieb, war die Sache der Letzteren doch noch nicht völlig verloren. Auch nachdem Ferdinand der Heilige das Kreuz auf die Moscheen der andalusischen Hauptstädte Cordova und Sevilla gepflanzt hatte, behaupteten sich die Muhammedaner in einem Teile des südlichen Andalusien — eine Zeit, in welcher die weinberühmte Stadt Xeres ihren Beinamen de la Frontera erhielt, weil sie an der Grenze des Christenlandes lag. Und die Gefahr war daher nicht beseitigt, daß in Gibraltar neue glaubenstrunkene Scharen aus Afrika landeten und die verlorenen Gegenden wieder für den Islam

eroberten. Inzwischen war die Leichtigkeit, mit welcher wilde Horden aus dem dunklen Weltteil von Ceuta nach dem gegenüberliegenden Felsen herübersetzen konnten und dort sogleich einen festen Haltepunkt fanden, ein Unglück für die spanischen Araber selbst. Denn die unter ihnen aufblühende Kultur wurde mehrmals durch die rohen Volksstämme zerstört, die, aus Marokko und der Wüste Sahara hervorgebrochen, sich in zahllosen Scharen über Spanien ergossen, um seine blühenden Gefilde zu verheeren, seine Städte in Asche zu legen.

Der Kampf um Granada hat mit dem romantischen Interesse, das sich an ihn knüpft, und durch seinen für die castilianischen Waffen so glorreichen Ausgang, einen zu blendenden Glanz verbreitet, als daß man viel an die zweihundertjährigen Kriege dächte, die noch nach Ferdinand dem Heiligen im südwestlichen Andalusien zwischen Christen und Muhammedanern tobten. Nicht nur die castilianische Heldenjugend, sondern auch unternehmende Ritter aus allen Ländern Europas strömten hierher, um ihre Tapferkeit zu erproben und sich eine Anwartschaft auf das Himmelreich zu erstreiten. Es war dies, nachdem die Kreuzzüge in dem Orient ihre Endschaft erreicht hatten, eine neue Art heiligen Krieges, in dem man seine Sünden abbüßen konnte. In ganz Europa widerhallte der Ruhm der im Jahre 1344 erfolgten Eroberung von Algesiras, und der englische Ritter im Prolog zu Chaucers Canterbury Tales wird vom Dichter darum gepriesen, daß er diese Stadt mitberannt habe. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts war Gibraltar in die Hände der Christen gefallen; aber nach einigen Dezennien entrissen die Mauren es ihnen wieder, und es blieb nun noch mehr als ein Jahrhundert lang im Besitz der letzteren, bis es unter Heinrich IV. von neuem erobert und definitiv mit der Krone von Castilien vereinigt wurde. Von nun an waren die Tage des Islam in Spanien gezählt, und bald fiel denn auch das letzte arabische Königreich. Doch

schon war der Christenheit im Osten ein neuer, weit furchtbarerer Feind erwachsen, und seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken konnte Europa jahrhundertelang keine Ruhe vor den vom Bosporus her gegen sein Festland wie seine Inseln gerichteten Kriegszügen eines Volkes finden, das mit den Arabern nur den Glauben gemeinsam hatte, allein durch den ganzen Abstand von ihnen getrennt war, welcher gesittete Nationen von Barbaren scheidet. Das Epithet „gesittet" kann freilich nur den eigentlichen Arabern beigelegt werden, welche bis ins elfte Jahrhundert unter der muhammedanischen Bevölkerung Spaniens vorherrschten. Die größtenteils aus Berbern bestehenden Rotten, die dann in Andalusien einfielen, mögen an Wildheit und Grausamkeit nicht hinter den Osmanen zurückgeblieben sein.

Der Enthusiasmus und der Opfermut, mit dem so viele hunderttausende von Bekennern des Koran sich oft gegen weit überlegene Feindesheere auf die Schlachtfelder gestürzt haben, erregt unstreitig Bewunderung. Mag auch von den Motiven, welche sie in den Kampf trieben, Beutegier nicht ausgeschlossen gewesen sein, so besteht doch kein Zweifel, daß Begeisterung für ihren Glauben das vorherrschende darunter war. Wenn man nun bedenkt, von welcher Beschaffenheit dieser Glaube war, wie derselbe hauptsächlich in der nichtssagenden Formel: „Es ist kein Gott außer Gott und Muhammed ist sein Prophet", sowie in der rohen Vorstellung bestand: die Gläubigen würden einst an fließenden Bächen, im Arme schöner Jungfrauen ruhen, so möchte man fast Mitleid für die Anhänger einer Religion fühlen, welche sich für eine solche Armseligkeit enthusiasmiren. Dennoch haben hohe Ideen, haben Recht und Freiheit nur selten Völker zu gleichem Heroismus entzündet. Auch heute glimmt in der ganzen islamitischen Welt noch der alte Funke des Fanatismus, und wenn der Dschihad oder heilige Krieg gepredigt würde, so könnte leicht die muhammedanische

Bevölkerung Afrika's, die jetzt unermeßlich viel größere Dimensionen angenommen, als sie im Mittelalter hatte, und sich ins Innerste dieses Weltteils hineinerstreckt, dadurch bis in ihre Tiefen aufgewühlt werden und sich, wie beim Einbruch der Muwahiden in Spanien, nach der Nordküste wälzen, um wie ein Gewittersturm sich über Europa zu entladen. Glücklicherweise würden ihnen aber jetzt in Gibraltar die Kanonen der Engländer entgegenstarren und ihnen zum mindesten hier die Landung unmöglich machen.

Wie der Felsen des Tarik als ein Grenzstein zwischen Mittelmeer und Ozean dasteht, so ist er auch nach beiden Seiten hin eine Wetterscheide. Nicht selten wenn dieser mit hohen Wogen stürmt und brandet, sieht man jenes in Spiegelglätte ruhen. Bisweilen auch breitet sich trübes Gewölk über den Scheitel des Berges hin und hängt in schweren Falten zur Seite wie in die Tiefe hinab. Man wandelt auf der östlichen Hälfte in grauem Nebel; schreitet man aber dann nach der anderen Seite hinüber, so trifft man einen lachenden blauen Himmel. Ich ersättigte mich nicht der Spaziergänge an diesem Felsen und habe oft ganze Tage dort zugebracht, bis die Nacht emporstieg und das Heer der Sterne von Osten heraufführte. Mehr unten sind herrliche Ruheplätze, wie geschaffen zum Sinnen und Träumen, Grotten, in denen selbst während der Mittagszeit kühlende Frische herrscht, Gartenbänke, über die sich Lauben von Lorbeer und Myrte wölben, und zu denen der Windhauch Düfte von Rosen- und Orangenblüten heranträgt. Aber erst, indem ich bald hier, bald dorthin streife, erschließen sich mir alle Herrlichkeiten dieses einzigen Felsens. Mit den hallenden und zischenden Wellen, die seinen Fuß umschäumen, den flatternden Möven um seine Stirn, den über ihn hinziehenden Lichtern und Schatten, dem leuchtenden Nebelgewölk, das sich bald hier, bald dort auf ihn hinlagert und im Sonnenstrahl mit kleinen Regenbogen schmückt, bietet

er ein ewig wechselndes Schauspiel dar. Stehe ich auf der Ostseite, so thut die griechische Mythenwelt sich vor mir auf; unten schlingen Nereiden ihren Reigen in den Wellen, blasen Tritonen in ihr Muschelhorn und rufen die Bewohner der feuchten Tiefe zum Fest. Weiter aber gewahrt mein Geist das Märchenreich der Odyssee mit dem Palast und den prangenden Gärten des Alkinoos und dem Kap der Circe, wo die Zauberin, an ihrem Webstuhl sitzend, die Wanderer in ihr Schloß lockt, Göttertempel mit weißen Dorersäulen auf steilen Klippen ragen, und Rauch der Altäre bei Hekatombenfeiern zum Himmel wallt. Doch nach wenigen Minuten, wenn mich der Fuß nach der Westseite des Felsens hinüberträgt, breitet sich der unendliche Ozean vor mir aus mit seinen besegelten Schiffen, die ins Weite steuern, seinen sturmumheulten Vorgebirgen, seinen frischgrünenden Inseln, die erst eben aus der Flut geboren zu sein scheinen, seinen neuen Weltteilen, deren Gipfel im Morgensonnenstrahle glänzen. Gibt es noch einen andern Berg, der gleiche Ausblicke gewährte? Und wenn sich nun das Dunkel herabsenkt und das Rauschen der Wellen leise im Nachtwind zu mir empordringt, die Erde unter mir in Schlummer sinkt, während nur der hohe Himmel mit seinen ewigen Sternen zu meinen Häupten wacht — welche Gefühle und Gedanken! Wende ich das Auge nach oben und lasse es von den Gefährten unserer Erde, dem Mars und Jupiter, an den nächsten Fixsternen vorbei von Weltsystem zu Weltsystem die Milchstraße entlang bis zu den fernsten Nebelflecken gleiten, so sage ich mir, wie der Mensch bald, nachdem er die Fahrt zu den Atlantiden gewagt, noch andere weit ungeheurere Entdeckungen gemacht hat, und diese Eine Betrachtung läßt mich nicht zweifeln, daß unser Geschlecht seit dem ersten Erwachen seines Geistes im Orient und bei den Griechen Riesenschritte gethan hat, daß es, dem Kindesalter entwachsen, mit kräftigem Jünglingsgang auf einer Bahn

emporschreitet, von der sich kaum ahnen läßt, zu welchen Gipfeln sie führen wird.

Ich habe, nachdem ich hier in geweihten Nächten des erhabenen Schauspiels genossen, den Schwur gethan, mich durch die Erwägung des mannigfaltigen Elends der Erde nie mehr von Kleinmut übermannen zu lassen. Freilich war es mir eben hier auch oft nahe gelegt, wieder in trübe Gedanken zurückzufallen. Sowohl bei Nacht, wenn die Mondesstrahlen unter mir auf den Wellen der Meeresenge tanzten und ihr zitterndes Licht mir drüben die Küste von Afrika in matten Umrissen zeigte, wie bei Tage, wenn die Sonne mir die ganze Pracht und Herrlichkeit der Schöpfung erschloß, beklemmte mir der Anblick des „dunklen Weltteils“ das Herz. Welche Schrecken umschließt dieses unermeßliche Ländergebiet! Nur hier und da an seinen Ufern, besonders wo Europäer sich angesiedelt, hat die Kultur die ursprüngliche Roheit der Menschen einigermaßen bewältigt. Aber weiterhin in den grenzenlosen Erdstrichen, die er in seinem Schoße birgt, wetteifern die Bewohner in ihrer Wildheit und Grausamkeit mit den Schrecknissen der Natur, um ein furchtbares Bild herzustellen, vor dem wir, wenn es sich uns ganz enthüllte, den Blick entsetzt abwenden würden. Wir wissen von den endlosen Wüsten, wo alles Leben erstirbt und seit dem Beginn der Geschichte tausende von Karawanen in den glühenden Sandwogen begraben worden; von wilden Negerhorden, die, in ewigem Kampf begriffen, das Blut ihrer Feinde aus deren Schädeln zechen, und bei ihren Kriegszügen die Besiegten gräßlich verstümmelt auf dem Schlachtfelde liegen lassen, damit sie sich langsam verbluten; von Anderen, die so sehr alles menschlichen Gefühles bar sind, daß sie die wildesten Tiere, die doch ihre Jungen lieben, an Hartherzigkeit übertreffend, ihre Säuglinge als Köder in die Fallen legen, in welchen sie Löwen fangen wollen. Wir hören mit Grauen von den großen Mordfesten, bei denen einzelne Stämme Tausende ihren Götzen

opfern. Das jedoch sind nur die Greuel, die wirklich zu unserer Kunde gelangten; welche anderen mag der Weltteil noch in seinem verborgenen, vom Schleier des Geheimnisses bedeckten Innern verschließen? Und wird es je gelingen, die ursprüngliche Wildheit der Menschennatur in diesen Völkerrassen zu bezwingen? Das ist eine verhängnisvolle Frage, deren Verneinung einen finstern Schatten über unsere Hoffnungen auf die weiteren Fortschritte der Menschheit werfen müßte. Doch wird selbst der größte Optimist sie nicht zuversichtlich bejahen wollen. Sicher haben die jetzt höher gebildeten Völkerfamilien sich aus unteren Stufen entwickelt; auch ihre Vorfahren sind vielleicht Kannibalen gewesen, wie das die ältesten Sagen, zum Beispiel der Griechen, andeuten. Aber ihre Rassen hatten eine Bildungsfähigkeit. Diesen Afrikanern dagegen, wenn auch keineswegs allen unter ihnen, soll nach der Behauptung von Naturforschern eine solche Fähigkeit abgehen; sie sollen von einem Stumpfsinn sondergleichen, und jedem Gefühl von Mitleid, Dankbarkeit, Liebe unzugänglich sein. Wenn dies Wahrheit ist, so weiß ich das tief Niederschlagende, was darin liegt, nur durch den Gedanken zu mildern, wenn auch nicht völlig aufzuheben, daß ein Teil der Menschen, immer auf seine untere tierische Stufe gebannt, untergehen wird, wie schon so viele Rassen und Völker spurlos von der Erde verschwunden sind, so daß die bevorzugten Geschlechter, die sich aus einem niederen Zustande zu der Höhe emporgeschwungen haben, auf welcher wir sie heute sehen, auf ihrem weiteren Siegesgange kein Hemmnis mehr finden.

Ein anderer Gedanke, der bei dem Hinüberblicken nach der afrikanischen Küste mich ängstigte, war der an die Sklavenjagden, welche dort auf verschiedenen Punkten noch immer fortwähren, und den damit zusammenhängenden Sklavenhandel. Das in bester Absicht ergangene Verbot des letzteren scheint ihn nur noch schrecklicher gemacht zu haben. Denn da er

nun heimlich getrieben werden muß, packt man möglichst viele Unglückliche in den untersten engsten Raum der Schiffe zusammen, und wenn dringende Gefahr der Entdeckung vorhanden ist, versenken die erbarmungslosen Händler ihre Menschenware in das Meer. Ein englischer Marineoffizier, der mehrfach den atlantischen Ozean überschifft hat, erzählte mir, wie der Kapitän seiner Fregatte ein solches Sklavenschiff angehalten und es, nachdem er die Gefangenen in Freiheit gesetzt, nach einer der englischen Besitzungen mit sich fortgeschleppt habe. Die Details, die er davon gab, waren himmelschreiend. Die Sklaven, mehr als hundert an der Zahl, lagen in den Schiffskerkern in wirren Massen übereinander getürmt, viele Leichen zwischen den Lebenden. Noch tagelang, nachdem die Unglücklichen aus ihrem höllengleichen Zwinger aufs Verdeck gebracht waren, blieb unten in den Räumen, die sie verlassen, die Luft so verpestet und von so erstickender Dumpfheit, daß der Offizier sich darin kaum aufzuhalten vermochte. Mit den Jagden, durch welche die Sklavenfänger sich ihrer Beute bemächtigen, sind gleiche Greuel verbunden, und ich habe fürchterliche Erzählungen gehört, wie dabei die Dörfer in Brand gesteckt, Kinder den Eltern, Gatten ihren Weibern entrissen und unter unerhörten Mißhandlungen durch weite Wüsten und Länderstrecken an die Hafenplätze getrieben werden.

Der Felsen von Gibraltar ist in formidabler Weise befestigt und könnte noch verteidigt werden, wenn sein Fuß und die an ihm liegende Stadt in Feindeshand wäre. Denn überall starren aus den Oeffnungen des Gesteins Kanonenmündungen, und in dessen Innerem befinden sich weite Gänge, in denen ein kleines Heer Platz hat, und Magazine mit Proviant, der für einen langen Kampf ausreicht. Ich stimme immer freudig ein, wenn ich britische Matrosen oder Marinesoldaten das Lied „Rule Britannia" singen höre. Da, als der selige Bundestag wieder seinen Sitz in der Eschenheimergasse einnahm, die schon

angeschafften Materialien zu einer deutschen Flotte öffentlich an den Meistbietenden versteigert worden sind und wir kaum Aussicht haben, daß eine solche so bald in See stechen werde, so sollten wir den Engländern bis dahin ihre Meerherrschaft von Herzen gönnen. Möge man auch über ihre Krämerpolitik spotten, möge bei derselben der Absatz ihrer Baumwolle eine große Rolle spielen, im Wesentlichen wird mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft doch die Humanität gefördert, und ich wünsche darum lebhaft, daß sie zunächst in Marokko Fuß faßten. Auch dieses Reich ist, wie ich mich auf meinem früheren Streifzug an dessen Küsten überzeugte und weiter aus manchen Berichten entnommen habe, noch die Heimat arger Barbarei, die freilich nur als ein schwaches Vorspiel zu derjenigen gelten kann, welche weiter im Innern von Afrika herrscht. Mögen die Briten es sich zur Aufgabe machen, von hier aus, sowie von den anderen Küstenpunkten her, die sie schon im Besitz haben, immer mehr vorzudringen, um das Reich des Bösen, das in jenem Weltteil seinen Sitz aufgeschlagen hat, zu bekämpfen: die Menschheit wird ihnen zujauchzen!

44.

Damaskus, im Februar 1870.

Den Orientalen gilt Damaskus und seine Umgebung als ein irdisches Paradies. Seit Alters her haben sich die arabischen Schriftsteller und Dichter in enthusiastischen Lobeserhebungen des grünenden und blühenden Thals am Fuße des Antilibanon ergossen, in dessen Mitte die ehemalige Hauptstadt der ersten Nachfolger Muhammed's liegt. Als nach dem Sturze der Omajjaden ihre Besieger, die Abbassiden, den Sitz des Chalifats nach Bagdad verlegten, sehnten sich die Sänger des neuen Hofes von den anfänglich öden, erst nach und nach

durch Gartenanlagen verschönten Ufern des Tigris und aus der dort herrschenden, fast unerträglichen Sommerglut nach ihrem, durch kühle Bergwinde erfrischten früheren Aufenthalt und seinem schattigen Baumdickicht zurück und gaben diesem Gefühl in ihren Versen Ausdruck. So hat Damaskus den Ruf einer unvergleichlich gelegenen Stadt, eines wahren Eden in der arabischen Poesie behauptet, und aus ihr ist dieser Ruf in den Volksmund übergegangen. Auch als das Chalifat sich in den fernen Westen ausgedehnt hatte und dort Gegenden von weit höherer Naturschönheit in Besitz nahm, trugen die Ansiedler des neuen Landes diese Vorstellung mit sich hinüber und vererbten sie auf ihre Nachkommen, so daß die Bewohner des herrlichen Cintra, des prächtig gelegenen Granada doch noch immer von der syrischen Stadt als von einer weitaus schöneren träumten. Um zu begreifen, wie letztere einen solchen Ruf erhalten, muß man denken, daß dieselbe am Saum der trostlosen, weitgedehnten Wüste liegt, und daß für diejenigen, die vom Euphrat her wochenlang durch die öden, wasserlosen Sandstrecken gezogen sind, die reiche Vegetation, die Menge der durch Gärten und Wiesen hinrauschenden Bäche in der Ghauta oder Ebene von Damaskus einen entzückenden Eindruck machen muß. Der Europäer, der von der entgegengesetzten Seite, vom Meer her und mit hochgespannter Erwartung kommt, wird einigermaßen enttäuscht sein. Ich finde die Gegend freundlich, durch sorgfältige Kultur des Bodens und durch die vielen Fruchtbaumpflanzungen ansprechend, auch durch die nahen Hügel nicht ohne malerischen Reiz. Allein sie blieb doch schon, als ich das erste Mal hierher kam, hinter dem Bilde zurück, das ich mir nach den Schilderungen der Araber von ihr entworfen. Dichter sind, wie ein Sprichwort lautet, Betrüger, und es ist nicht rätlich, sich auf sie zu verlassen. Wenn wir die von Hafis so viel gerühmten Rosengärten von Schiras besuchten, würden wir sie auch vielleicht nicht so reizend

finden, wie wir gedacht, und wer weiß, ob uns der gefeierte Schiraswein nicht geringer bedünkte, als der Grüneberger.

Ich mache an jedem Morgen einen Ritt durch die Ghauta, die eben jetzt im ersten Frühlingsgrün und mit den weißen Blüten zahlloser Obstbäume prangt. Dann begebe ich mich in einen hübschgelegenen öffentlichen Garten am Flusse Barada, um Kaffee zu trinken und, wenn ich auch kein eigentlicher Raucher bin, ein paar Züge aus einer Wasserpfeife zu thun. Hierauf beginnen meine Wanderungen durch die Stadt, die ebenso wie ihre Bevölkerung echt morgenländischen Charakter an sich trägt. Es ist ein ungeheures Labyrinth von Gassen, und ich würde mich ohne einen Führer nicht zurechtfinden können. Durch sie hin wogt vom Morgen bis zum Abend ein unabsehbares Menschengewühl, besonders in den Bazaren und auf den Märkten, und das Rufen der Landleute, die ihre zur Stadt gebrachten Früchte und Gemüse zum Kauf ausbieten, betäubt in der Frühe die Ohren. Ein gleicher Lärm scholl mir aus den Höfen verschiedener Häuser entgegen, in denen Koranschule gehalten wurde, und wo zahlreiche Kinder, mit untergeschlagenen Füßen auf Strohmatten am Boden sitzend, die Suren des heiligen Buches auswendig lernten. Es geschieht dies, indem sie unaufhörlich, halb singend, halb sprechend, in einem gewissen Takt die Worte wiederholen. Man begreift, da mit solchem Korangeplapper schon in zartester Jugend angefangen wird und dies die Grundlage der muhammedanischen Erziehung ausmacht, wie so bei den Anhängern des Islam schon früh jene Gehirnlähmung eintritt, von welcher Schopenhauer behauptet, sie mache allein erklärlich, daß die Bekenner der verschiedenen Religionen so unverbrüchlich an den ihnen frühe beigebrachten Dogmen festhalten. Die Trachten sind äußerst bunt und zum Teil pittoresk; man begegnet dem europäischen Kostüm weit seltener als in Kairo, und schon dies macht jeden Gang durch die Straßen interessant. Ich

sah zwischen Beduinen der Wüste, gravitätisch daherschreitenden Arabern mit Turban und langem Kaftan und verschleierten Frauen, mehrmals völlig nackte sogenannte Heilige, die vom Volke hoch verehrt werden. Sie sollen selbst im Winter, der hier wegen der Nähe des Gebirges recht kalt ist, in dieser adamitischen Tracht verharren.

Das von einem Griechen gehaltene Gasthaus, wo ich wohne, hat einen inneren Hof mit einem Wasserbecken und bietet deshalb einen angenehmen Aufenthalt, welcher mir im Kleinen eine Vorstellung der Wonnen gewährt, deren die normannischen Herrscher in ihren sarazenischen Schlössern genossen. Privathäuser mit ähnlicher Einrichtung und mit marmoreingefaßten Wasserbehältern, die hier, wie das Mare Dolce zu Palermo, Bahar oder Meere genannt werden, gibt es in der Stadt sehr viele. An merkwürdigen Bauwerken hat sonst Damaskus eben keinen Reichtum. Die große Moschee ist in der ganzen muhammedanischen Welt berühmt und gilt nach der von Mekka für die heiligste des Islam; allein das ursprüngliche Gebäude, das als Weltwunder gepriesen wurde, ist — es läßt sich schwer sagen, ob in allen seinen Teilen und wie weit — von dem Weltdurchstürmer Timur zerstört worden, und das an seine Stelle getretene steht jedenfalls bedeutend hinter ihm zurück. Bis vor einigen Jahren war der Eintritt in diese Moschee den Ungläubigen aufs strengste verboten, und als ich mich das erste Mal in Damaskus befand, warf ich von ferneher oft verlangende Blicke nach dem Heiligtum und brütete sogar verwegene Pläne, um mir in Verkleidung den Eintritt zu ermöglichen. Glücklicherweise hielten mich die Vorstellungen eines Mitreisenden von diesem Wagnis ab, das jedenfalls mit Lebensgefahr verbunden gewesen wäre. Es soll für Den, der nicht von Kindheit auf die religiösen Gebräuche der Moslimen geübt hat, völlig unmöglich sein, dieselben so zu erlernen, daß er nicht augenblicklich erkannt

würde. Sogar die Art, wie sie den Turban schlingen, geschweige denn die verschiedenen Stellungen bei den Gebeten würde der Nichtmuhammedaner kaum je vollkommen täuschend nachahmen können. Der jetzt hier residirende englische Konsul Burke, wohl der einzige Europäer, der in unserem Jahrhundert die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht, hatte das Nötige schon in früher Jugend in Indien gelernt und war doch mehrfach der Gefahr ausgesetzt, entlarvt zu werden. Was die Sprache anlangt, so ist hier wegen der außerordentlichen Verschiedenheit der Dialekte die Schwierigkeit nicht gleich groß; das klassische Arabisch ist todt oder lebt höchstens noch unter einigen Beduinenstämmen in der Nähe von Mekka. Die in Marokko, Algier, Aegypten und Syrien gesprochenen Mundarten aber unterscheiden sich so erstaunlich von einander, daß die Bewohner jener Gegenden sich gegenseitig nur mit Mühe verstehen. Wenn daher ein Europäer auch nur unvollkommen arabisch spricht, so können die Eingeborenen immer glauben, er sei aus einer entlegenen Provinz. — Was ich damals vergebens gewünscht, sollte ich jetzt mit leichter Mühe erreichen. Weniger dem Erlöschen des Fanatismus unter den Muhammedanern, als der bestrickenden Macht der von reisenden Engländern bezahlten Trinkgelder an die Aufseher ist es gelungen, die Thore der Moschee auch den Christenhunden zu öffnen. So trat ich denn, begleitet von mehreren Kawassen des preußischen Konsulats, allerdings verfolgt von den grimmigen Blicken einiger Glaubenseiferer, durch den geräumigen, blumengeschmückten Vorhof in das Heiligtum. Ich erfuhr auch hier, wie bei so manchen anderen Gelegenheiten, daß allzu gespannte Erwartungen vom Uebel seien. In arabischen Schriftstellern hatte ich Schilderungen gelesen, welche diesen Bau als ein Wunderwerk darstellten. Wie sollte die Wirklichkeit ihr entsprechen! Ich kann nur annehmen, daß das ältere Gebäude vor Timur's Zerstörung, sowie seine berühmte „Adlerkuppel" ungleich groß-

artiger gewesen, als was ich vor mir sah. Mit der jetzigen Kathedrale von Cordova, die einst ein Tempel des Islam war, kann gar kein Vergleich stattfinden. Die orientalische Phantasie früherer Zeiten hat diese Moschee mit einem märchenhaften Schimmer umgeben. Aeltere Autoren erzählen zum Beispiel, Moses verrichte noch jeden Morgen in ihr seine Andacht; auch werde Allah darin noch einige Monate lang nach dem Untergang der Welt verehrt werden. Solche Vorstellungen würden zu dem geheimnisvollen Halbdunkel stimmen, das unter dem von neunhundert Säulen getragenen Dach der Omajjadenmoschee am Guadalquivir herrscht, und in welche der phantastisch geschmückte Mihrab mit zauberhaftem Glanze hineinschaut, nicht aber zu der Nüchternheit, die im Innern dieser vier Wände waltet. Am interessantesten war mir eine charakteristische Scene, deren Zeuge ich wurde. An einer Säule stand, umgeben von einer zahlreichen Zuhörerschaft, ein Scheich, der mit lebhaften Gestikulationen einen Vortrag hielt. Wie mein Führer sagte, war es kein Geistlicher, sondern ein Mann aus dem Volke, der den Andächtigen erbauliche Predigten vortrug und dafür Geld einsammelte. Das erinnerte mich sogleich an den alten Abu Seid von Serug, den Helden von Hariri's Makamen. Solche Landstreicher und Gelehrte zu gleicher Zeit scheinen sich, wenn auch in starker Dekadenz begriffen, im Orient bis auf unsere Tage erhalten zu haben. Wer weiß, ob dieser Scheich nicht gleich dem des Hariri, nachdem er am Morgen die Gläubigen durch seine Reden zu frommer Inbrunst entflammt, sich am Abend in Weinkneipen oder liederlichen Häusern umhertrieb, ob er nicht in vielfachen Verwandlungen vagabundirte und bald, um seinen Lebensunterhalt zu fristen, als Arzt, bald als Rechtsanwalt, als Ausleger des Koran, als Grammatiker oder als Bettler auftrat. Für solches Metier bieten diese Länder noch immer das Lokal; ich selbst würde, wenn ich nur die Geschicklichkeit dazu besessen hätte, auf meinen

Reisen Gelegenheit gehabt haben, eine ähnliche Rolle wie Abu Seid zu spielen. In den kleineren Städten Syriens und Kleinasiens herrscht unter dem Volk die Vorstellung, jeder Europäer sei ein Tausendkünstler, besonders aber verstehe er die Arzneikunde. So wurde ich mehrmals bei meiner Ankunft in den Nachtquartieren von Kranken umringt, die stürmisch Medizin von mir begehrten. Ich half mir dann dadurch aus der Not, daß ich den Patienten Seydlitzpulver reichte, die sie begierig einnahmen und wonach sie mir gewöhnlich versicherten, das Mittel habe eine große Besserung ihres Leidens bewirkt. Freilich, auf die anderen Künste des Alten von Serug konnte ich mich nicht einlassen.

Nach dem Besuch der Moschee bestieg ich noch die große Minaret und genoß von oben die Aussicht über die weitgedehnte Stadt und ihre grünende Umgebung. Als ich, in den Anblick versenkt, mich an die Brüstung lehnte, wurde ich auf einmal durch die Donnerstimme des Muezzin erschreckt, der neben mir stand und so laut, daß ich mehr das Gebrüll eines Ochsen, als einen menschlichen Ruf zu vernehmen glaubte, in die Welt hinauskündete, es sei kein Gott außer Allah und Muhammed sei sein Prophet. Der Gebetausrufer war von riesiger Statur, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mich einen Augenblick Angst ergriff, er könne mich Ungläubigen, der ich dort oben ganz in seine Gewalt gegeben war (denn auch mein Führer war ein Moslem) mit seiner riesigen Faust packen und zu Ehren seines Gottes in die Tiefe schleudern. Ganz beruhigt fühlte ich mich erst, als ich den Turm verlassen und unten wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte.

Unlängst ritt ich Nachmittags auf eine Wiese in der Nähe der Stadt, um dem Dscherrid oder Lanzenstechen, dem Lieblingsspiele der Araber, zuzuschauen. Es ist dies, so oft ich es auch schon gesehen, wegen der pittoresken Trachten der

Reiter und ihrer Geschicklichkeit sowohl im Tummeln der wilden Rosse, als in der Handhabung der langen Speere ein hübsches Schauspiel. Zu Seiten eines niederen Steinsitzes, auf dem ich Platz genommen, saßen viele Zuschauer nach Landesart mit untergeschlagenen Füßen. Unfern von mir bemerkte ich einen Jüngling in Beduinentracht, der, in sich versunken, dasaß und kaum einen Blick nach den Reitern hinwarf. Die Schönheit seiner Gesichtszüge und seiner großen schwarzen Augen zog meine Aufmerksamkeit auf sich, und als ich dann meinen Führer zu ihm hintreten und mehrmals Worte an ihn richten gesehen hatte, auf die er kaum Antwort erteilte, erfuhr ich, den jungen Menschen hätten seine Verwandten zum Dscherrid geführt, um ihn in seinem Trübsinn zu zerstreuen, da er vor unglücklicher Liebe medschnun, das heißt von Sinnen sei, und man fürchte, daß er seinem Grame erliegen werde. Das Geschlecht, zu welchem der durch seine Liebe für Leila in Raserei verfallene Wüstensohn Medschnun gehörte, ist also noch nicht ausgestorben. Wenn dieses unglückliche Paar besonders von den persischen Poeten gefeiert worden ist, so haben die arabischen Schriftsteller uns die Namen und Schicksale vieler anderen Verliebten aufbewahrt, die infolge ihrer Leidenschaft in Wahnsinn verfallen oder den Tod gefunden. Es gibt verschiedene eigene Werke, die sich nur mit diesem Thema beschäftigen. Ich dachte, wie ich den schmachtenden und so schwärmerisch vor sich hinblickenden Jüngling neben mir betrachtete, an den berühmten Stamm der Beni Usra, von denen das Sprichwort ging, daß sie stürben, wenn sie liebten. Das bei uns mit so vielem Beifall aufgenommene Gedicht von Heine, der Asra, ist nicht viel mehr, als die Versifizirung einer Anekdote, die er in dem Buche seines Freundes Stendhal, „De l'amour“, gefunden hatte; allerdings hat Heine die spezielle Situation ersonnen. In deutschen Journalen sind vielfach Hypothesen aufgestellt worden, welchem Volke der

Stamm Asra oder richtiger Usra angehöre, und man hat ihn meistens bei den Hebräern gesucht. Wenn man darüber einen Orientalisten befragt hätte, so würde dieser leicht Auskunft erteilt haben; denn in Kosegarten's Chrestomathie, die fast jeder im Beginne seiner arabischen Studien liest, befindet sich ein langer und sehr interessanter Abschnitt über die Verliebtheit der Usra, und ebendort steht auch die Anekdote, welche Stendhal der Mitteilung eines gelehrten Freundes verdankt.

Da ich bei meinen Reisen gewöhnlich Bücher in der Sprache des jedesmal besuchten Landes zur Lektüre wähle, so habe ich hier die genannte Chrestomathie von neuem durchlesen und mich an ihrem reichen Inhalte erfreut. Sie führt uns so lebendig in den Geist und in das Leben der Araber ein, wie wenig andere Bücher, und verdiente deshalb eine Uebersetzung. Man preist oft die Blüte der orientalischen Studien in unserer Zeit, und es ist nicht zu leugnen, daß sich viele tüchtige Kräfte denselben mit Eifer widmen. Leider jedoch geschieht viel zu wenig, um die Kenntnis der morgenländischen Literatur in weitere Kreise zu verbreiten; vielmehr betreiben die meisten unserer Orientalisten ihr Fach als eine Art von Geheimwissenschaft. Die Herausgabe arabischer Texte, deren sie uns so viele geschenkt haben und fortwährend schenken, würde doppelt und dreifach dankenswert sein, wenn sie dieselben mit einer Uebersetzung begleiteten. Denn ohne diese können die Werke nur von sehr Wenigen benützt werden. Fast keiner unserer Historiker versteht Arabisch, und gerade für die Geschichte des Mittelalters sind die Masudi, Tabari, Ibn al Athir von höchster Wichtigkeit. Eine dem Text beigefügte Uebersetzung würde zugleich eine sehr wünschenswerte Kontrole darüber liefern, ob der Herausgeber sein Original wirklich verstanden. In manchen der neueren Editionen arabischer Werke habe ich Stellen gefunden, die mir heillos korrumpirt schienen, und in Betreff deren auch berühmte Gelehrte mir den Bescheid gaben,

sie vermöchten keinen Sinn darin zu entdecken, und deshalb hielten sie den Wortlaut für verderbt. In diesen Fällen hätten die Herausgeber, wenn sie nicht aus anderen Manuskripten eine Emendation beibringen konnten, zum mindesten auf die Korruption aufmerksam machen müssen. Sicher wäre die griechische Literatur zur Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften nicht so erfreulich von den Todten erstanden, wenn die früheren Philologen sich damit begnügt hätten, griechische Texte herauszugeben. Erst indem sie lateinische Uebersetzungen hinzufügten, machten sie dieselben zum Gemeingut der Gebildeten. In ihre Fußstapfen traten auch die früheren Arabisten, wie Erpenius, Reiske, und in sehr erfreulicher Weise hat jetzt die asiatische Gesellschaft in Paris, ihrem Beispiele folgend, eine Sammlung morgenländischer Schriftsteller zu ediren begonnen, die auf Verbreitung in noch weiteren Kreisen berechnet ist, indem den Text eine französische Uebersetzung begleitet. Ich lese das erste der in dieser Sammlung erschienenen Werke hier mit lebhaftem Vergnügen. Es sind die Reisen des Ibn Batuta, eines Arabers des vierzehnten Jahrhunderts aus Tanger, der die ganze muhammedanische Welt durchwandert hat. Dies Werk scheint mir von allen mir bekannten Reisebeschreibungen des Mittelalters das merkwürdigste zu sein, und nirgends sonst erhält man ein so lebendiges Bild vom Leben und Treiben der Völker auf dem unermeßlichen Ländergebiete, das in jener Zeit dem Gesetz des Propheten unterthan war. Viele Jahrhunderte hindurch herrschte ein lebhafter Reisetrieb unter den Arabern, und es war für die Bewohner des fernsten Ostens nichts Seltenes, von der chinesischen Grenze oder aus Delhi bis an den Atlantischen Ozean zu wandern, wie denn umgekehrt Andalusier oder Marokkaner Nordafrika bis in den Sudan hinein, sodann Aegypten, Syrien, Mesopotamien, Persien durchschweiften und erst am Himalaja Halt machten. Die von allen Orientalen geübte Gastfreundschaft und der Umstand,

daß sämmtliche Bekenner des Koran einigermaßen Arabisch verstanden, begünstigte diese Wanderlust, welcher teils der Drang, Neues zu sehen, teils Wissensdurst, teils auch Erwerbstrieb zu Grunde lag. Es scheint uns, daß sich heute die Welt in eine Weite aufgeschlossen habe wie nie zuvor. Auch ist dies wahr; und durch die erleichterten Verkehrsmittel gelangt man ungleich schneller als ehemals von einem Punkte der Erde zu dem anderen. Dennoch kommt es wohl heute nicht vor, daß deutsche, französische oder englische Studenten zum Zweck ihrer wissenschaftlichen Ausbildung etwa erst die hohe Schule von Bologna, dann diejenige von Athen, hierauf die von Kasan besuchen und schließlich in Benares oder Calcutta absolviren. Im Bereiche des Islam aber war es etwas ganz Gewöhnliches, daß ein Andalusier zuerst in Marokko, hierauf in Kufa oder Bassora, zuletzt in Samarkand studirte, und daß umgekehrt die wißbegierige Jugend des fernsten Ostens ihren Zug von Hochschule zu Hochschule in entgegengesetzter Richtung nahm. Auch, wie groß der Weltverkehr gegenwärtig sein mag, ist doch die Bevölkerung der verschiedenen Länder schwerlich so durcheinander gewürfelt, wie diejenige zur Zeit des Ibn Batuta, nach dessen Erzählung es uns vorkommt, als sei die ganze muhammedanische Welt damals von einem einzigen Volke bewohnt gewesen, indem er Perser in amtlichen Stellen in Granada und ebenso Marokkaner oder Andalusier am Oxus oder Ganges trifft. Seine Reisebeschreibung bildet einen Roman, der ungleich abenteuerlicher ist, als Gil Blas. Bald als bloßer Vergnügling durchschweift er kreuz und quer den Erdboden, soweit er von Moslimen bewohnt ist, besucht das südliche Spanien, dringt in das Innere von Afrika bis nach Timbuktu vor, durchwandert ganz Vorderasien, sieht Konstantinopel und schifft nach Südrußland hinüber, begibt sich dann nach Persien und immer weiter nach Osten, wo erst China seinen Wanderungen eine Grenze setzt. Dazwischen aber, wenn er des Vagabun-

direns müde ist, läßt er sich bald hier, bald dort nieder, betreibt dies und jenes Geschäft, wird Kadi oder tritt in die Dienste muhammedanischer Herrscher, verheiratet sich und greift hierauf, des ruhigen Lebens überdrüssig, mit Zurücklassung der Frau, von neuem zum Wanderstabe. Bei dem, was er berichtet — wie seltsam und erstaunlich es auch bisweilen ist — gewinnt er uns doch immer die Ueberzeugung ab, daß er die Wahrheit erzählt, und hierdurch unterscheidet sich sein Buch sehr vorteilhaft von denen des Mandeville und anderer europäischen Reisenden, die ziemlich gleichzeitig mit ihm Asien durchstreiften.

Von dem Herrscherpalaste, der in den ersten Jahrhunderten des Islam, als Damaskus die Hauptstadt des ganzen arabischen Reiches war, den Chalifen zur Wohnung diente, sind höchstens noch die unteren Mauern vorhanden, und auch diese wohl nicht mehr mit Sicherheit nachzuweisen. Damaskus ist, wie fast alle Städte des Morgenlandes, wiederholt auf furchtbare Weise verwüstet und mit seiner Bevölkerung nahezu vom Erdboden vertilgt worden. Am entsetzlichsten war seine Verheerung durch die Mongolen, als der schreckliche Timur auf seinem Eroberungszug von Städten zu Städten die Brandfackel in deren Prachtgebäude schleuderte, die Leichen von ihren Bewohnern zu Türmen emporschichtete und die Kinder von den Hufen seiner wilden Kriegsrosse zerstampfen ließ. Von früh an hat, durch Missethaten heraufbeschworen, die fast so alt sind wie die muhammedanischen Dynastien, ein Rachedämon dieselben verfolgt und ihrer eine der andern nachgestürzt. So waren auch im Hause der Omajjaden, des ersten dieser Geschlechter, schon arge Frevelthaten verübt worden, so daß der Untergang sie nicht unverdient traf. Dennoch war derselbe so fürchterlich, daß das Grausen, mit dem uns der Bericht davon erfüllt, das Mitleid wachruft. Diese Schreckensscene begab sich hier im Palaste. Alle Verwandten des letzten omajjadischen

Chalifen, der von den Abassiden gestürzt und umgebracht worden war, wurden in einer Halle des Schlosses von Damaskus bei einem Gastmahl verräterisch ermordet, und die Mörder setzten in dem von Blut qualmenden Saal über den Leichen der Erschlagenen unter jubelnden Gesängen das Bacchanal fort. Ein Jüngling, Abdurrhaman, entging allein dem Gemetzel, entfloh und gelangte unter tausendfältigen Gefahren, immer von den Schergen des neuen Herrschergeschlechts verfolgt, längs der Nordküste von Afrika nach Spanien, wo er eine von dem östlichen Chalifat unabhängige Dynastie gründete. Besäßen die Araber eine andere Poesie als die lyrische (die übrigen Gattungen der Dichtkunst haben sich bei ihnen nicht über die ersten Anfänge erhoben), so würde sich aus den Schicksalen dieses Abdurrahman ein gewaltiges Epos gestaltet haben. Meine Gedanken schweifen oft von hier hinüber nach Andalusien, dessen Blüte unter den Arabern mich so lange beschäftigt hat; ich versetze mich dann im Geist nach Cordova, auf jenen von Unkraut und wildem Kaktus überwucherten Hügel am Guadalquivir, wo einst der Prachtpalast der westlichen Omajjaden, von Abdurrahman III. mit allem Luxus des Orients ausgestattet, gestanden, wo aber nun dessen Trümmer ebensowenig mehr sicher zu erkennen sind, wie hier die Ruinen des Schlosses der östlichen.

An Behaglichkeit und Sicherheit des Aufenthalts steht Damaskus weit hinter Kairo zurück. Schon der Fanatismus der Bewohner, der nur von der Regierung gebändigt wird, indes unter der Asche glimmt und jeden Augenblick in helle Flammen ausbrechen kann, macht es nicht eben angenehm, hier zu weilen. Noch sind nicht zehn Jahre verschwunden, daß in Damaskus ein großes Gemetzel der Christen stattfand. Die Pforte hat ein schweres Gericht an den Uebelthätern vollstreckt; man zeigte mir auf einem Platze der Stadt lange Reihen von Bäumen, deren Zweige als Galgen für die

hingerichteten Mörder gedient haben. Allein wenn dies auch einen heilsamen Schrecken unter der Bevölkerung verbreitet hat, so ist doch die Militärmacht hier weitaus zu gering für die große Stadt, um die Bevölkerung, wenn der Christenhaß bei irgend einem Anlasse von neuem auflodern sollte, sicher im Zaum zu halten.

Mehrmals wurde mir auf meinen Wanderungen durch die Stadt als eine der größten Merkwürdigkeiten von Damaskus eine orientalisch gekleidete, halb verschleierte Frau gezeigt, die, begleitet von einigen Dienern, auf stattlichem arabischem Rosse daherritt. Es war dies die einem vornehmen Geschlechte Großbritanniens entstammte, nun bejahrte, ehemals durch ihre Schönheit berühmte Lady Ellenborough. Wenn einer unserer vielen Novellisten ihre Lebensschicksale zu einem Roman benützen wollte, so würde letzterer dem Vorwurfe allzu ausschweifender Phantasie schwerlich entgehen. Miß Digby, die sich ebenso durch Geist und Talent, wie durch Körperreize ausgezeichnet haben soll, wurde in früher Jugend durch den Willen ihres Vaters und gegen ihre Neigung an den alten Lord Ellenborough vermählt. Unbefriedigt in dieser Ehe, verschloß sie sich nicht den Huldigungen, die ihr der später als Staatsmann berühmt gewordene Attaché einer Gesandtschaft in London, Fürst S., darbrachte, und entfloh mit ihm nach einer großen Hauptstadt des Kontinents. Doch dieser Liebhaber scheint ihre Neigung nur auf kurze Zeit gefesselt zu haben; denn nicht lange darauf begegnete man ihr in München an der Seite eines neuen, sehr achtbaren Gemahls. Sie spielte eine bedeutende Rolle in der vornehmen Gesellschaft der bayerischen Hauptstadt, und das Kennerauge des kunstsinnigen Monarchen erachtete sie für würdig, in die Galerie weiblicher Schönheiten, mit deren Porträts er ein Gemach seiner Residenz schmückte, aufgenommen zu werden. Von sehr langer Dauer war jedoch der Aufenthalt der vielumworbenen Britin

auch am Isarstrande nicht. Bei dem fortwährenden Verkehr, der zwischen dem neugegründeten Königreich Griechenland und Bayern stattfand, weilten häufig griechische Offiziere in München, und einer darunter hatte sich so sehr der Gunst der holden Insulanerin zu erfreuen, daß sie, ihren Gatten im Stich lassend, Jenem nach Athen folgte und ihm die Hand reichte. Auch in der wiedererstandenen Stadt des Perikles war sie eine gefeierte Persönlichkeit, zeigte indes abermals, daß Treue nicht zu ihren Tugenden gehörte. Ein Palikare gewann ihre Neigung, und sie gesellte sich demselben, indem sie in seinem Standquartier in den nördlichen Bergen Griechenlands mit ihm ein wildes Naturleben genoß; dann wieder brachte sie einige Monate in ihrem eleganten Hause am Ilissus zu, das, von der Diplomatie und den angesehensten Bewohnern der Hauptstadt besucht, durch sie ein Mittelpunkt heiterer Gesellschaft wurde. Wie lange sie durch den romantischen Reiz der Verbindung mit dem durch seine malerische albanesische Tracht imponirenden Krieger gefesselt geblieben ist und ob ihr Leben hierauf noch weitere Episoden ähnlicher Art aufzuweisen hat, vermag ich nicht zu sagen. Eine Reihe von Jahren später taucht Lady Digby, Ellenborough, oder welche Namen sie sonst führen mag, wieder in Syrien auf, wo sie ausgedehnte Reisen unternimmt und einen Sohn der Wüste zu ihrem Führer hat. Nach so vielem schon Erlebten konnte nur der Eintritt in ganz ungewöhnliche Verhältnisse für ihren immer nach Neuem begehrenden Sinn etwas Verlockendes haben, und so vermählte sie sich mit ihrem arabischen Führer, der als Häuptling eines zwischen Damaskus und Palmyra herrschenden Stammes einer großen Autorität in der ganzen Gegend genoß. In dieser letzten Situation scheint sie denn endlich die gewünschte Befriedigung gefunden zu haben. Sie soll ihrem Gatten mit leidenschaftlicher Liebe nun schon seit geraumer Zeit anhängen; einen großen Teil des Jahres verbringt sie mit ihm in der

Wüste, indem sie sich gleich den übrigen Beduinenfrauen kleidet, mit ihnen die Kameele melkt und von Ort zu Ort streift. Ein Brite, der sie hier besucht hat und von ihrer Liebenswürdigkeit ganz entzückt ist, erzählt mir, sie habe ihm begeistert von dem Reiz dieses Nomadenlebens gesprochen und hinzugefügt, es gebe kein größeres Vergnügen, als zu plündern. Ganz jedoch hat der Hang zu Abenteuern und die Liebe zu dem Natursohn sie noch nicht an sich gerissen; der Abwechslung wegen kehrt sie von Zeit zu Zeit in die Stadt zurück, um sich in ihrem hübschen Wohnhause mit Malerei und der Lektüre der neuesten englischen Romane zu beschäftigen. Obgleich sie die Sitten der Muhammedanerinnen angenommen, hat sie die Religion ihrer Väter nicht abgeschworen und soll sogar eine eifrige Anhängerin der englischen Hochkirche sein, ohne sich freilich der Hoffnung hinzugeben, daß sie ihren Gatten, der ein ebenso strenger Moslem ist, zu ihrem Glauben werde bekehren können.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch aufzeichnen, daß in dem gegenwärtig wenig besuchten Gasthof ein Missionar der englischen Bibelgesellschaft mein Gefährte ist, und daß ich oft Spaziergänge und Ausflüge mit ihm mache. Er hat im Dienst der genannten Societät, um die Bibel zu verbreiten, früher Spanien und Indien bereist und setzt nun dieses Geschäft in den muhammedanischen Ländern fort. Sein Umgang ist mir recht interessant; denn er weiß viel von den Sitten und Gebräuchen der Völker, mit denen er verkehrt hat, zu erzählen, besitzt auch ansehnliche historische und Sprachkenntnisse. Bei ihm jedoch, wie dies auch schon bei manchen anderen Briten der Fall gewesen, ist es mir fast unerklärlich, wie sich eine auffallende religiöse Beschränktheit mit vielem Geist und Verstande verbinden kann. Er ergießt sich mehr noch, als in Angriffen auf den Islam und das Brahmanentum, in die heftigsten Invektiven gegen den Katholizismus. Ich bin kein

Bekenner des letzteren, kann aber sehr wohl begreifen, wie er so viele Millionen Anhänger hat. Denn die katholische Kirche ist jedenfalls die älteste und steigt in sehr frühe, wenn auch keineswegs so frühe Zeiten hinauf, wie sie behauptet; sie hat in dieser Hinsicht einen ungeheuren Vorsprung vor allen den Konfessionen, die sich später von ihr getrennt. Schon das Luthertum und der Calvinismus stehen auf einem sehr bedenklichen Boden, ja haben jeden Halt verloren, indem sie das Ansehen der älteren Kirche verwarfen. Sie meinten, den reinen Glauben für sich zu haben, indem sie sich auf die Bibel, als auf die von Gott selbst inspirirte Offenbarung gründeten. Nun aber ist die Bibel eine von der katholischen Kirche ausgewählte und canonisirte Sammlung von Schriften aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Es existirten und existiren noch jetzt deren eine große Menge anderer, die ganz dasselbe Recht auf Geltung für sich in Anspruch nehmen könnten; allein nur jene wurden von den Konzilien gebilligt und für maßgebend erachtet. Wenn nun Luther und Calvin so entschieden, wie sie es wirklich gethan haben, die Autorität der katholischen Kirche verwarfen, so wurden auch gegen die Grundlage ihres ganzen Baues — das Neue Testament — schwere Zweifel heraufbeschworen. Jetzt wenigstens war kein Grund vorhanden, nicht alle jene anderen alten Evangelien und Briefe gleichfalls in das Testament aufzunehmen. Schon hierdurch und durch die so eintretende Mehrung des bereits im Neuen Testament herrschenden Wirrwarrs der Berichte und Glaubensmeinungen würde das ganze Dogmengebäude ins Wanken gekommen sein; denn unmöglich ließen sich nun alle die widersprechenden Stellen, die doch gleiches Ansehen behaupten konnten, in Uebereinstimmung bringen. Man hätte ferner erkennen müssen, es sei keinerlei Bürgschaft vorhanden, daß nicht selbst in diejenigen Bücher, die bisher für canonisch gegolten, sich Fälschungen eingeschlichen, wie schon die ältesten Kirchenväter so

viel hierüber klagen. Derartige Bedenken schlägt der Katholizismus mit dem Ansehen der Konzilien nieder; aber der Protestantismus steht denselben ratlos gegenüber. Trotz alledem können Lutheraner und Calvinisten mit Verehrung zu den Begründern ihres Bekenntnisses aufblicken, denn dieselben waren Männer, die mit Begeisterung nach Wahrheit strebten und mit redlichem Eifer einzelne Mißbräuche des Katholizismus abzuschaffen suchten. Nichts von dem jedoch läßt sich zu Gunsten der anglikanischen Kirche anführen. Während sie auf ebenso unterhöhltem Boden steht, wie die übrigen protestantischen Konfessionen, leitet sie ihren Ursprung auf die denkbar trübsten Quellen, auf den Eigensinn und die despotischen Gelüste eines liederlichen und grausamen Königs zurück und hat überdies das Schlimmste des Katholizismus, das Pfaffentum, zu sich hinübergenommen. Man kann wahrlich doch noch eher zu den Gregoren und Innozenzen, sowie zu den Konzilienvätern mit Zutrauen und Verehrung aufblicken, als zu Heinrich VIII. und den feilen Werkzeugen seines tyrannischen Willens. Daß eine so hochgebildete Nation wie die englische sich den Banden dieser hassenswürdigen Hochkirche mit Behagen fügt und in stumpfsinniger Bigotterie auf die anderen ungleich höher stehenden Formen der christlichen Kirche hinabzublicken wagt, ist eine traurige und beklemmende Erscheinung. Mein Bibelgesellschaftsagent gestand mir übrigens aufrichtig, daß er in sämmtlichen von ihm durchwanderten Ländern sehr schlechte Geschäfte gemacht habe. Da diese Herren große Ladungen von Bibeln in den verschiedenen Sprachen mit sich herumführen und sie dieselben gratis verteilen, fällt es ihnen freilich nicht schwer, eine Menge von Exemplaren abzusetzen. Daß sich jedoch Bekehrungen hieran knüpften, kommt wohl, außer wenn unlautere Motive dabei mitwirken, niemals vor. Am wenigsten wollte meinem Missionär sein Werk in Spanien glücken, und er eiferte in wirklich fanatischen Reden gegen das götzendienerische Volk,

das nicht von der Anbetung der Jungfrau Maria und der Heiligen ablassen wolle. Ich konnte einmal die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir solche Heiligenverehrung ziemlich harmlos und überhaupt der katholische Kultus erhebender erscheine, als die langweiligen Predigten der englischen Reverends. Seitdem hielt er denn auch mich für einen unrettbar Verlorenen, und ich konnte nun, da ich ihm doch einmal als Heide galt, freier mit der Sprache gegen ihn herausrücken. Er kannte den Muhammedanismus so wenig, daß er auch seine Bekenner der Idolatrie beschuldigte. Da führte ich ihm zu Gemüt, daß keine Religion so rigoristisch die Einheit Gottes behaupte, wie der Islam, und daß gerade dessen Anhänger die Christen wegen der Dreieinigkeitslehre der Vielgötterei beschuldigten. Wenn weiter mein Britte von Allah als einem von den Moslimen angebeteten Götzen sprach, so entgegnete ich, Allah sei nur der arabische Name für Gott, und man müsse es Thorheit schelten, wenn die verschiedenen Völker sich deshalb befeindeten, weil sie ein über alle menschliche Fassungskraft erhabenes Wesen, von dessen Eigenschaften keines einen Begriff haben könne, je nach den verschiedenen Sprachen so oder so nennten. Uebrigens war ich recht froh, wenn derartige Gespräche zu Ende gingen und die Unterredung sich einem andern Thema zuwendete. Sobald dies geschah, erkannte ich in dem frommen Manne manche treffliche Eigenschaften und eine scharfe Beobachtungsgabe. Von seinen Abenteuern in Spanien, wo er von der Regierung verfolgt und schließlich ausgewiesen wurde, wußte er mit vielem Humor zu erzählen.

45.

Konstantinopel, März 1870.

Obgleich ich jetzt zum vierten Male in Konstantinopel bin, habe ich doch von neuem dieselben berauschenden Eindrücke empfangen wie früher. Man pflegt Neapel, Lissabon und dieses Byzanz als die drei am herrlichsten gelegenen Städte Europas zu preisen und dann wohl noch Rio de Janeiro als die vierte hinzuzufügen. Ueber die letzte kann ich nicht urteilen; unter den drei erstgenannten aber scheint mir die Sultansstadt den Vorrang zu behaupten. Ihre Lage, wie sie sich hier auf dem europäischen, dort auf dem asiatischen Ufer über Höhen und Thäler hinzieht und dann, an beiden Gestaden des schön gewundenen goldenen Horns, noch nach einer dritten Seite sich weithin erstreckt, verleiht ihr einen Reichtum malerischer Reize, in welchem keine ihrer Nebenbuhlerinnen, trotz aller sonstigen Vorzüge, mit ihr wetteifern kann. Das Wunderbare, ja Zauberhafte des Anblicks, den sie gewährt, wird aber noch bedeutend erhöht durch ihre eigentümliche Bauart, durch die zahlreichen, meist auf Anhöhen gelegenen prachtvollen Moscheen mit ihren Gebetswarten, und das viele, zwischen die Gebäude verstreute Laubgrün.

Als ich am Abend nach meiner Ankunft, in ein leichtes Kaik zurückgelehnt, zwischen den beiden Weltteilen dahinfuhr, dann um die Spitze des Serail in das goldene Horn einbog und die sinkende Sonne ringsum die bleigedeckten Kuppeln, die Minarete mit ihren goldenen Halbmonden, die aus hochstämmigem Platanendickicht und dunklem Zedernwald aufragenden Paläste, Türme und Säulen mit ihrem Purpurlicht überströmen sah, gestand ich mir, daß die Erde, soweit ich sie kenne, nichts gleich Prachtvolles biete. Freilich erhöht die Abendbeleuchtung die Magie dieses Anblicks. Indessen er ist herrlich zu allen Stunden, und man kann sich nicht an ihm

ersättigen. Wenn man sich von dieser Flut wiegen läßt und in die ätherklaren Wellen hinabblickt, während der Kiel des Nachens bald eine Cypresse, bald eine schlanke Minaret, die sich in ihnen spiegelt, durchschneidet, glaubt man sich in ein Märchenreich versetzt. Dann landet man am grünenden Ufer, wo die Moslimen mit ihren Weibern an den „süßen Wassern" der Frühlingsluft genießen. In baldachinbehängten Wagen nahen die verschleierten Schönen aus den Harems oder sind schon, sich an Lautenspiel ergötzend, um den kühlen Brunnen gelagert. Weiterhin sieht man Männer gruppenweise auf den Rasen hingestreckt und Rauch aus ihren Wasserpfeifen blasen. Flöte und Tamburin ertönen, Neugierige drängen sich um Märchenerzähler — ein Bild echt orientalischen Lebens, wie man es nirgends im Morgenlande schöner sieht. Als ich von den süßen Wassern heimfuhr und das Zitterlicht des Mondes auf den leise plätschernden Wogen tanzte, während die Ufer sich in einen leichten Nebelduft gehüllt hatten, durch den nur hie und da ein Halbmond von der Spitze eines Moscheenturms wie ein Stern herabblinkte, ließ ich mich noch lange bald hierhin, bald dorthin rudern, weil ich mich schwer entschließen konnte, aus diesem Wunderreich in die Welt der Wirklichkeit zurückzukehren. So erscheint mir Konstantinopel immer sinnberückend, unvergleichlich, so oft ich den Kaik bestiegen und zwischen seinen Häuserreihen hingleite. Aber sobald ich ans Ufer trete, versinkt das entzückende Bild und ein anderes von häßlichen Zügen grinst mich an. Es gibt nichts Widrigeres, als diese schmutzigen Gassen mit mehrenteils elenden Häusern zu beiden Seiten. Nur wenn man an einen der größeren Plätze, der vielen öffentlichen Brunnen kommt oder von einem erhöhten Punkt die cypressenbesetzten Friedhöfe sich an den Abhängen hinziehen, die Moscheentürme über hohe Baumwipfel emporragen sieht, wird man wieder mit der Stadt versöhnt. Die schönsten Aussichtspunkte bieten der Turm von

Galata und besonders der des Seraskiers. Letzteren besteige ich fast jeden Tag und sehe über die tausende von Dächern, Gärten, Kuppeln und Minareten hinweg auf die weithin gebreitete Flut, wie sie vom Schwarzen Meer und den blauen Symplegaden an den mit Villen und Kiosken übersäten Ufern des Bosporus vorbei sich in das Becken der Marmorasee ergießt, dann durch den Hellespont dem Mittelmeer entgegenwallt, wie besegelte Schiffe und tausende von Ruderbooten zwischen Gestade und Gestade gleiten und ferne die schneebekrönten Gipfel des Olymp das reiche Panorama begrenzen.

Wenn dieses Byzanz so in Momenten alle Sinne gefesselt hält, so könnte mir doch nie der Gedanke kommen, mich in ihm zu dauerndem Aufenthalte niederzulassen. Blendende, berauschende Pracht vermag mich wohl auf Augenblicke zu berücken, nicht aber für länger zu befriedigen. Konstantinopel besitzt bei aller Herrlichkeit seiner äußeren Erscheinung nichts von jener höheren Weihe, mit der große Männer durch von ihnen hervorgebrachte Geisteswerke andere von der Natur minder reich bedachte Städte umkleiden. Auch wenn Florenz zu einem ärmlichen Dorf herabgesunken wäre, der Nachglanz aus der Mediceerzeit, die Erinnerung an Dante und Michel Angelo könnten mich noch an die zerbröckelnden Trümmer seines Doms, an den letzten einstürzenden Bogen seines Ponte Vecchio fesseln. Wären alle Ruinen Athens vom Erdboden verschwunden, der letzte Stein der Akropolis und des Dionysostheaters in Staub zerfallen, die über ihnen schwebenden Schatten des Perikles und Aeschylus würden die Schutthaufen am Ilissusufer noch mit einer Glorie umstrahlen, wie sie Konstantinopel trotz aller seiner Sultansschlösser und Prachtgebäude fremd ist. Es ist seltsam, wie der Mensch hier, wo Erde, Meer und Himmel vereint alle ihre Schönheiten in einen Punkt zusammendrängen, sich von jeher in seiner häßlichsten Gestalt gezeigt hat. Das byzantinische Kaiserreich, das

mit seinen Palastrevolutionen, Metzeleien, Blendungen und Verstümmelungen, seinen Bilderstürmen, Volksaufläufen und Zirkusparteien mehr als ein Jahrtausend erfüllt, ist eine der scheußlichsten Erscheinungen in der Geschichte. Es empört die Seele, nur von ihm zu lesen, um so mehr, als ein vorgebliches Christentum mit Dogmenstreitigkeiten und dumpfer Bigotterie durch diese ganze Geschichte sich hindurchzieht. Die heidnischen Greuel im alten Rom unter seinen verworfensten Cäsaren, die Zeiten der Nero, Caracalla und Heliogabal stehen, damit verglichen, vor meinem Auge in einem günstigen Lichte da. Inmitten des wüsten Schauspiels, das ein entartetes Geschlecht in der Stadt des Konstantin aufgeführt hat, muß es noch als eine erfreuliche Episode angesehen werden, wenn hie und da ein Heer aus dem Abendland einen Widerschein von der Romantik des Rittertums auf die Zinnen des Blachernenschlosses wirft, wenn Gottfried von Bouillon mit seinen Kreuzfahrern auf den Höhen hinter Scutari lagert, bevor er die frommen Waffen nach Jerusalem trägt, um das Grab des Heilands zu befreien, wenn der neunzigjährige Heinrich Dandolo die Flotte der Venetianer und Franken in das Meer von Marmora führt, die Stadt erstürmt und das verräterische Kaiserhaus stürzt. Dieser Dandolo ist eine der grandiosesten Gestalten des Mittelalters und wohl der größte Bürger, den die Lagunenstadt, die Wiege so vieler bedeutenden Männer, hervorgebracht. In seiner Jugend wegen der Energie, mit der er Venedigs Rechte verteidigte, durch byzantinische Tücke geblendet, wirkte er mehrere Menschenalter hindurch mit Anstrengung aller seiner Kräfte für die Machterhöhung des Vaterlandes und führte das Markuslöwenbanner von Sieg zu Sieg. Aber erst im hohen Greisenalter, dem hundertsten Jahre nahe, zeigte er sich in seiner ganzen Größe, indem er Venedig zur Herrscherin des Morgenlandes machte und, selbst dem Heere voranziehend, den byzantinischen Thron in den

Staub warf, dann aber, die Krone für sich verschmähend, an die Adria zurückkehrte, um der erste Bürger des Freistaates zu bleiben. Freilich ward Konstantinopel bei dieser Eroberung fürchterlich verwüstet; viele, seine Plätze schmückende Kunstwerke, die es noch mit einer Reminiscenz an das alte Griechenland verherrlichten, gingen zu Grunde, und die vier berühmten ehernen Rosse, die Arbeit des Lysippos, wurden nach Venedig entführt. Nachdem auch das so gegründete Frankenreich wieder in Trümmer gegangen, setzten die Paläologen die arge Wirtschaft der Komnenen fort und erfüllten zwei Jahrhunderte mit tumultuarischen Scenen, indem die Mitglieder derselben Regentenfamilie einander vom Thron zu reißen suchten. Nur Eines vermag mich einigermaßen mit diesem byzantinischen Reich auszusöhnen, nämlich daß sich in ihm von Generation zu Generation Gelehrte erhielten, welche die Schätze der griechischen Literatur aufbewahrten. So wenig uns auch Kunde von großen Geistern und bedeutenden Schriftstellern unter denselben geworden ist, so nehmen wir doch gerne an, daß inmitten des tiefen Verfalls, der im byzantinischen Staate herrschte, einzelne Männer gelebt haben, die, mit dem Mark des griechischen Altertums genährt, voll Schmerz und Unwillen auf die Entartung um sich her hinblickten und eifrig bemüht waren, wieder eine bessere Zeit heraufzuführen. Diesen Männern denn wird verdankt, daß dem ungeheuren Schiffbruch, in welchem die meisten Werke der griechischen Weisen, Geschichtschreiber und Dichter zu Grunde gegangen, doch noch manche bedeutende entronnen sind. Die byzantinischen Gelehrten scheinen allerdings nicht darauf Bedacht genommen zu haben, die ganze Verlassenschaft der großen Zeit zu retten. Sie veranstalteten eine Auswahl daraus, die dann immer von neuem abgeschrieben wurde. So erklärt es sich, daß uns von Aeschylus und Sophokles nur sieben Stücke übrig geblieben

sind. Immerhin ist die Nachwelt den Byzantinern auch für den Bruchteil herrlicher Werke, den sie ihnen verdankt, hoch verpflichtet, und wenn wir hieran denken, vermögen wir auch dem Untergang des byzantinischen Reiches nicht ohne Rührung zuzuschauen. Denn durch die Wissenschaft, die darin gepflegt wurde, ruhen auf ihm noch die letzten sterbenden Strahlen der Sonne, welche das Zeitalter des Perikles verklärt. Auch dem jungen Kaiser, der auf dem Thron des Konstantin saß, als die wilden Osmanen, welche längst den größten Teil des Reiches an sich gerissen, die Hauptstadt eroberten, vermögen wir bei seinem heroischen Tode eine gerührte Teilnahme nicht zu versagen. Man zeigt noch — ich weiß nicht, ob auf guten historischen Grund hin — die Stellen der verwitterten und halbzerfallenen Stadtmauern, wo der letzte der Paläologen sich zu Roß den eindringenden Türken entgegenwarf und in verzweifeltem Kampf zu Boden sank. Nachdem die Osmanen nicht minder verheerend in der Stadt gewütet, als früher Venetianer und Franken, und der Sultan Muhammed vergebens gesucht, ihrer Zerstörungswut Einhalt zu thun, hielt Letzterer einen Umritt durch die Straßen und recitirte, als er den verödeten Palast der Blachernen, der so vielen Herrschergeschlechtern als Wohnsitz gedient hatte, erblickte, die Verse eines persischen Dichters: „Die Eule singt ihr Lied im Schloß des Afrasiab und die Spinne webt ihr Netz in dessen Fensterbogen.“ Fortan war denn das alte Byzanz Hauptstadt des osmanischen Reichs und Residenz seiner Padischah, die sich als Nachfolger der Chalifen und Herrscher über alle Moslimen betrachteten. Die Griechen aber, so vielen von ihnen es gelang, sich dem Joch der Eroberer zu entziehen, entflohen in das Abendland, mehrenteils nach Italien, und wenn wir das Eindringen der asiatischen Horden in Europa beklagen, so müssen wir dasselbe doch auf der andern Seite segnen. Denn die Flüchtlinge, das heißt die Gebildeten und Gelehrten unter

ihnen, trugen den befruchtenden Blütenstaub griechischer Bildung zunächst nach Sicilien und Italien, von wo er sich nach und nach in die anderen Länder des Westens verbreitete. So sprießt in den Geschicken der Völker aus anscheinendem Verderben bisweilen unerwartetes Heil. Es ist wahrscheinlich, daß ohne den Fall von Konstantinopel, das freilich schon seit Petrarca's Zeit vorbereitete Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften nicht in diesem Umfange und Glanz erfolgt wäre. Nun aber vom Bosporus an die Küste des Mittelmeers und der Adria entführt, begann der Funke griechischer Kultur auch im Abendlande mit verdoppelter Macht bald hell und heller aufzuflammen. Am Fuß des Aetna sammelte der greise Laskaris, der sich dorthin gerettet, eine Schar lernbegieriger Jünglinge um sich, welche er in der Sprache und Weisheit der Griechen unterrichtete, und seine Schüler trugen das neue Wissen in verschiedene Städte, unter denen ihm Florenz und Venedig ein besonders günstiges Terrain boten. Die Paläste der Mediceer, die statuengeschmückten Gärten unterhalb Fiesole's, und selbst die Kirchen und Klöster von Dante's Vaterstadt leuchteten im Schimmer der aufgehenden Sonne der Renaissance. Aus den Pressen von Venedig traten die Meisterwerke der griechischen Literatur ans Licht und verbreiteten sich in ganz anderer Weise, als es durch Handschriften der Fall sein konnte, über das Abendland. Die hageren Madonnen auf den Altären blühten zu himmlischer Schönheit auf, als wollten sie mit der Aphrodite wetteifern, und auf den Terrassen der Paläste, die sich im Canal Grande spiegeln, sammelten sich die Nobili und edlen Frauen, um von den Lippen der Gelehrten die Weisheit und Poesie der Alten zu schlürfen. Selbst in Rom drang der neue Geist ein; durch die Lorbeer- und Myrtenhaine seiner Villen wehte ein Hauch aus Hellas hin. Der Papst und die Kardinäle meinten, den Glauben der katholischen Kirche mit dem an die Götterwelt der Alten vereinen zu können und

feierten olympische Festgelage. Das entzückte Erstaunen, das die Welt beim ersten Wiederaufstehen des Altertums befiel, war vielfach mit einem Sinnentaumel verbunden, welchem Ernüchterung folgen mußte, und der dann wieder den Mächten der Finsternis, die so lange die Erde beherrscht hatten, den Weg zum Siege bahnte. Von neuem führte der Stuhl St. Peter's, im Bunde mit der spanischen Gewaltherrschaft, dunkle Jahrhunderte über die Welt herauf, und nur langsam konnte das Licht, das im Osten aufgegangen, weiter vordringen. Allein in unserem Zeitalter flammt es hell und heller empor, und man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß es in Zukunft, gereinigt von dem trüben Dunst, der es hier und da umhüllt hat, die ganze Welt erleuchten werde. So haben die osmanischen Eroberer der Menschheit die höchste Segnung bereitet, ohne daß je einer der Ihren eine Ahnung davon gehabt. Es ist dies wohl der einzige Dienst, den die Türken je der Civilisation geleistet. Seit der Zeit, als sie Konstantinopel und die ehemals dem byzantinischen Reich unterworfenen Provinzen in Besitz nahmen, erlosch in den letzteren auch der Rest griechischer Bildung der sich noch in ihnen erhalten hatte. Sie verwilderten und verödeten zusehends. Die Türken sind, wie Solche, die lange unter ihnen gelebt, versichern, im Durchschnitt gutmütig und ehrlich, aber ein rohes, wahrer Kultur unfähiges Volk und stehen an geistigen Fähigkeiten unendlich hinter Arabern und Persern zurück. Unter ihren Sultanen waren einige, die sich durch Herrschergaben und Charaktergröße auszeichneten, jedoch auch ebensoviele blutdürstige Tyrannen. Verwandtenmord und Palastrevolutionen erfüllen deren Annalen wie die des byzantinischen Kaiserhauses. Es ist dies ein Schandfleck, der allerdings nicht allein auf der osmanischen, sondern auf allen morgenländischen Dynastien ruht und dadurch hervorgerufen wird, daß bei der Erbfolge nicht die Primogenitur eingeführt ist. Da nach der

geltenden Regel nicht der älteste Sohn des jeweiligen Regenten zur Nachfolge berufen ist, sondern der älteste unter den nächsten Verwandten, und es in der Natur des Menschen liegt, daß er seine Kinder vor allen anderen bevorzugt sehen will, so ist der Brudermord im Serail zu Stambul fast zur Regel geworden, wie er dies schon in den Chalifenschlössern war.

Das berühmte Bauwerk des Justinian, die Sophienkirche, wurde vom Sultan Muhammed alsbald nach der Einnahme der Stadt in eine Moschee verwandelt. Wie schon mehr als sechs Jahrhunderte früher die herrlichste Moschee des Islam zu Cordova zu einer christlichen Kirche umgeschaffen worden war, wie auf dieser das Kreuz prangt, so weht auf jener die Fahne des Propheten. Aber bei den Muhammedanern selbst ist die Tradition verbreitet, daß durch eine sorgfältig von ihnen vermauerte Thür dereinst die Christen wieder in den St. Sophiendom eindringen werden, während sogar die heißblütigsten Moslimen wohl den Glauben aufgegeben haben, sie würden je die Omajjadenmoschee am Guadalquivir wieder in Besitz nehmen. Hoffen wir, daß wenn das Kreuz von neuem auf die Kuppel der Hagia Sophia gepflanzt wird, ein Christentum des Geistes und der Wahrheit seinen Einzug in deren Hallen halten werde. Wäre es diejenige Religion, die bisher diesen Namen usurpirt hat, so ließe sich zweifeln, ob man das als ein Glück ansehen könnte. Wie furchtbar diese entstellt worden, das fiel mir hier schwer aufs Herz, als ich einen Stadtteil besuchte, der von spanischen Juden bewohnt ist, und in ein Haus eintrat, dessen Insassen ziemlich gut kastilianisch sprachen. Dieselben wußten nur zu sagen, ihre Vorfahren seien seit Jahrhunderten in Stambul ansässig; sie stammten aber aus Spanien. Meine Frage, ob sie von den Türken Mißhandlungen zu erleiden hätten oder ob ihre Vorfahren von den Moslimen verfolgt worden wären, verneinten sie. Mir war sogleich klar, daß sie Nachkommen jener

Juden seien, die von Ferdinand und Isabella aus der pyrenäischen Halbinsel vertrieben wurden und die Barmherzigkeit der Muhammedaner gegen christliche Glaubensbarbarei anflehen mußten. Hiermit trat mir die ganze grause Leidensgeschichte des unglücklichen Volkes vor die Seele, und ich fühlte, indem ich mir sagte, daß auch ich ein Christ sei, ein Brandmal auf meiner Stirne glühen; denn wenn die Schuld der Vorväter noch an den spätesten Enkeln gerächt wird, so war auch ich verantwortlich für die Verfolgungen, Marterungen und Ermordungen der Juden, die alle Jahrhunderte des Christentums erfüllen. Wann wird die Zeit kommen, wo die Christen sämmtlicher Konfessionen sich Asche auf das Haupt streuen und sich vor dem göttlichen Stifter unserer so schmachvoll entstellten Religion in den Staub werfen, um ihn wegen der in seinem Namen verübten Frevel um Vergebung zu bitten? Es sollte jährlich ein allgemeiner Bußtag zu diesem Zwecke gehalten werden.

Einer der schönsten Punkte von Konstantinopel, den ich mehrfach besuche, ist der Begräbnisplatz in Pera. Von dem sich längs des Abhanges hinunterziehenden, mit uralten Cypressen besetzten Friedhof genießt man eines wundervollen Ausblicks auf das Meer und die gegenüberliegenden Stadtteile. Die dicht aneinander gedrängten Grabsteine tragen sämmtlich als Zeichen, daß Muhammedaner darunter ruhen, einen steinernen Turban. Viel sieht man dort über den Ruhestätten ihrer Angehörigen fromme Moslimen knieen, und der Ernst und die Andacht, in welche sie so versunken sind, daß sie nichts um sich her gewahren, hat mich immer überrascht. Sicher regt sich in den Seelen dieser glaubensstarken Männer nie auch nur der mindeste Zweifel an der Wahrheit ihrer Religion, sicher hegen sie die felsenfeste Ueberzeugung, daß ihre Teuren, deren Reste drunten ruhen, in das Paradies des Propheten eingegangen sind, und daß auch sie dereinst, wenn

ihnen der Weckruf des Israfil erschallt, sich an rieselnden Bächen in die Arme der Huris betten werden. Bisweilen, wenn ich sie betrachte, möchte ich sie um diese unerschütterliche Zuversicht in Bezug auf die letzten Dinge beneiden; bald aber gestehe ich mir dann, sogar der trostloseste Skepticismus sei einer solchen, durch Verzichtleistung auf alles Denken erkauften Seelenruhe vorzuziehen.

46.

Smyrna, Ende März 1870.

Es ist derselbe Monat, in dem ich vor mehr als zwanzig Jahren weite Exkursionen von hier aus in das unvergleichliche Land machte, und ich freue mich, daß die Begeisterung, mit der ich damals diese von Natur, Dichtung und Geschichte verherrlichten Gegenden betrachtete, noch ebenso lebendig in mir ist, wie früher. Ich mußte diesmal, da die Umstände mir keinen so langen Aufenthalt vergönnten, mich mit kleineren Ausflügen begnügen. Doch auch sie reichten hin, um mir die Ueberzeugung zu geben, daß Jonien das schönste der Länder sei. Die Alten träumten sich im fernen Westen auf den seligen Inseln, dem Eiland der Circe und bei den Lotophagen eine Zauberregion, ein Märchenreich, das Alles böte, was die Phantasie sich nur wünschen kann. Aber sie hätten sich nicht in die Ferne zu sehnen gebraucht; sie besaßen es hier; und herrlich, wie zur Zeit des Homer, ist es seitdem geblieben. Es weht da noch ein Hauch aus der Erdenfrühe, der Jugend der Menschheit. — Als ich heute Morgen einen Spaziergang auf den Höhen hinter der Stadt machte und über blühende Pfirsichbäume hinweg die leichten Nebel, die aus den Thälern aufstiegen, sich wie Opferflammen röten sah, glaubte ich im alten Jonien zu wandern und den Rauch zu sehen, der von

den Altären der Tempel emporwirbelte. Vergebens sind hier Kirchen und Kapellen gebaut worden, vergebens haben hier Konzilien getagt; umsonst verkünden seit Jahrhunderten die Imams und Muezzin die Lehre des Propheten von den Moscheen und Minareten herab. Ionien ist seinen alten Göttern treu geblieben. Noch wohnen hier Nymphen in dämmernden Grotten, noch kühlen Faune und Satyrn zur Mittagszeit ihre Stirn im feuchten Moose der Bergschluchten, und die Gipfel sind von einem lichten Duft umflossen, in welchem sich die Unsterblichen dem Blicke der Ungeweihten verbergen.

Wenn in anderen Gegenden der erste Besuch einen überwältigenden Eindruck auf mich machte, dieser aber später erblich und ich mir beim Wiedersehen gestehen mußte, die Phantasie habe mir Reize gezeigt, die in Wahrheit nicht vorhanden, so erscheint mir dieser Teil Kleinasiens jetzt noch schöner als einst. Anemonen, Narzissen und Hyazinthen prangen auf den Hügeln und füllen die Luft mit berauschendem Wohlgeruch; der Sturzbach schäumt unter überhängenden Lorbeerrosen hervor und in seinem Bette sprießt das Rohr, aus dem Pan sich die erste Flöte geschnitzt. Agnus-Castus und Myrten schlingen einen grünenden Kranz um die Höhen und das Rot der Granate und des Rhododendron leuchtet aus dem Gebüsch hervor. An den Ackersleuten, die hinter ihrem Pfluge daher gehen, den Hirtenknaben, die an den Bergeshalden ihre Herden weiden, scheinen die Jahrhunderte ohne Spur vorübergezogen zu sein; sie sind noch dieselben, wie Homer sie geschildert, und ich glaube, sie werden sich am Abend um den Rhapsoden drängen, den Heldenliedern von Troja zu lauschen. Und nun diese hallenden Buchten längs der Gestade, diese Vorgebirge, um welche das Meer noch mit derselben Melodie brandet, wie da der alte Sänger von Chios auf ihnen gesessen und im Kreise der Horchenden von den Wanderfahrten des Mannes

von Ithaka, von Nausikaa und dem Lande der Phäaken erzählt! Auf die Wunderlandschaft aber schauen fernher die Gipfel des Tmolus und des Sipylus herab, jener Berge, die ich in meiner Jugend durchschweift und in deren Schluchten, an deren rauschenden Quellen mir die schwärmenden Mänaden den Becher voll schäumenden Mostes gereicht, dessen Feuer, so hoffe ich, für immer in meiner Seele glühen soll.

Die modernen Städte mit ihrer muhammedanischen Bevölkerung haben hier kein Interesse für mich; vielmehr betrachte ich sie als Schandflecken auf dem klassischen Boden. Ich war in Magnesia, einer schöngelegenen volkreichen Stadt, floh jedoch bald wieder entsetzt vor diesen Moslimen, die nie etwas von der großen Vergangenheit gehört, welche einst auf dem von ihnen bewohnten Boden geblüht — nichts von den Griechen und ihren hohen Geisteswerken. Allein sind denn die Christen, die jetzt in diesem Wiegenlande der Kultur hausen, besser? Ich weiß sehr gut die Wohlthaten zu schätzen, welche die Religion Jesu der Welt gebracht hat; doch schon bei den ersten Christen und den Aposteln verletzt mich der rohe Sinn, mit dem sie sich gegen das Größte, was des Menschen Geist und Hand geschaffen, gegen die Dicht- und Kunstwerke der Griechen abschlossen, ja dieselben für Erzeugnisse des Teufels erklärten. In der Apokalypse wird von Pergamum als einem Sitz des Satans geredet, vermutlich wegen der prächtigen Götterstatuen, die dort aufgestellt waren. In den ersten Jahrhunderten, ja bis tief in das Mittelalter hinein, hielten die Christen die Götter des Olymp nicht etwa für Geschöpfe der Einbildungskraft, sondern für Dämonen, die eine schöne Gestalt angenommen, um die Menschen zu verführen. Der Rauch der Höhle von Delphi sollte aus der Hölle emporgestiegen sein und die Pythia begeistert haben. Die Gothen und sonstigen nordischen Barbaren, welche das Christentum mit Feuer und Schwert in Hellas verbreiteten, zertrümmerten mit fanatischer

Wut die Tempel, Altäre und Bildsäulen, weil sie, nach ihrer Ansicht, dem Götzendienst Vorschub leisteten; und wenn manche Schriften der alten Griechen in den Klöstern ein Asyl gefunden haben und für uns gerettet worden sind, so verdanken sie dies nur dem Umstande, daß die Mönche sie nicht verstanden, sonst würden sie von ihnen verbrannt worden sein.

Ein Ausflug nach Ephesus, den ich unternahm, war sehr lohnend. Schon bei meinem früheren Aufenthalte hatte ich die Stätte der alten Prachtstadt besucht, aber vergebens auch nur nach dem Platze geforscht, wo der berühmte Tempel der Artemis gestanden. Jetzt sah ich denselben und noch andere Bauten der griechischen Zeit halb aus dem Boden emporgestiegen. In der Nacht von Alexander's Geburt war dieses Heiligtum, eines der größten in der alten Welt, in Flammen aufgegangen. Nach mehr als zwei Jahrtausenden erhebt es sich jetzt wieder, in eine völlig veränderte Welt hineinschauend, aus seiner Asche. Allerdings war der Tempel nach jener ersten Zerstörung von neuem wieder aufgebaut worden, und so werden sich neben seinen, vom Feuer unversehrt gebliebenen Teilen auch manche finden, die dem späteren Bau angehören. An einem Mauerstückchen, das ich inmitten der Trümmer auflas, glaubte ich noch Spuren des Brandes und Rauches, der es geschwärzt, zu sehen; ich werde es an mich nehmen, damit es mich immer an die That des Herostratus gemahne und mich vor falscher Ruhmsucht bewahre. Besser ist es, im stillen Segen zu schaffen und dann ungenannt zu Grabe zu gehen, als mit einem Flecken auf dem Namen, einem Brandmal auf der Stirn durch die Jahrtausende zu schreiten. Das Gute, was wir insgeheim gethan, wird sicher Frucht auch noch für die folgenden Geschlechter tragen, und das muß uns genügen, auch wenn keiner den Urheber kennt.

Während ich das Trümmerfeld von Ephesus, das stundenweit den Boden bedeckt, durchritt, konnte ich nicht umhin, mit

tiefer Trauer auch an alle die anderen herrlichen Städte zu denken, welche einst in diesem Wiegenland der alten Kultur geblüht und nun fast spurlos von der Erde verschwunden sind. Vielleicht in keiner Gegend der Welt drängten sich deren so viele wie in Jonien, Lydien, Phrygien, ja in ganz Kleinasien, bis nach Syrien hinein. Das prachtvolle Sardes, die Residenz des Krösus, das reiche Milet, um dessen Zerstörung durch die Perser in ganz Griechenland bis zu den fernen Kolonien am Euxinus und an den Säulen des Herkules Wehklagen erschollen — Thyatira, Laodicea und das stolze Halikarnaß mit seinem Weltwunder, dem Mausoleum, Syriens Stolz Antiochia, der Sitz der Ueppigkeit mit seinem Hain der Daphne, zu dem von den entlegensten Ländern her Alle strömten, die nach schwelgerischem Lebensgenuß begehrten — wo sind sie und noch so viele andere hin mit ihren Agoren und Säulenhallen, ihren Tempeln und Thermen, ihren Sängerschulen und Theatern, ihren Gymnasien, in denen sich die Jünglinge zu Thaten der Vaterlandsliebe stählten? Was ward aus dem fröhlichen Leben und Treiben, das einst ihre Straßen durchwogte? Wenn man diese Gegenden bereist, trifft man bald hier, bald dort, unter wucherndem Gesträuch verborgen, einen Säulensturz, ein Mauerstück, die zerbrochenen Glieder einer Marmorstatue. Indessen die Gelehrten sind oft im Streit darüber, mit welchem Namen sie die Stadt bezeichnen sollen, die sich einst dort erhoben. Und doch standen die meisten der genannten Städte viele Jahrhunderte nach Christus hindurch noch aufrecht, mit Prachtgebäuden geschmückt und als Mittelpunkte regsten Lebens! Wie sie nachher so gänzlich untergehen konnten, ob nur die Verheerungen der Muhammedaner oder vielleicht große Erdbeben die Ursache davon gewesen, das sind Rätselfragen, auf die ich nirgends eine befriedigende Antwort gefunden habe.

Ich hatte, von der Gegend und den Trümmern von Ephesus gefesselt, mein Nachtquartier in einem Chan oder

Wirtshause aufgeschlagen und durfte so noch bis spät Abends mich an dem wundervollen Anblick erfreuen. Ueber die Säulenreihen des Tempels dahin sah ich das unendliche Meer, und während die untergehende Sonne Wogen und Ufer und den halbzerbröckelten Marmorsitz, auf dem ich ruhte, mit dunkelroten Strahlen übergoß, dachte ich, wie kurze Dauer den Ländern, Reichen und Völkern für ihre Blüte vergönnt ist, in wie raschem Wandel das Leben über die Erde hinzieht und nun nach Jonien und Griechenland andere Länder, die damals noch in kimmerischer Finsternis begraben waren, zum Wohnsitze erkoren hat. Es schwebt mir oft als ein schöner Traum vor, einst werde bei größerer Vervollkommnung die Menschheit es dahin bringen, daß alle Gegenden der Erde in gleichem Zustande der Kultur von freien, rege schaffenden Völkern bewohnt sein werden. Allein wenn ich den bisherigen Gang der Geschichte betrachte, muß ich mir wieder gestehen, daß nach aller Wahrscheinlichkeit, ebenso wie es früher gewesen, auch in Zukunft immer nur einzelne Regionen dafür auserlesen sein werden, daß einst auch Europa mit allen seinen Städten veröden und die Zivilisation von seinen verlassenen Ufern nach anderen Küsten fliehen wird.

Zu noch trüberen Erwägungen gab mir der Gedanke Anlaß, daß nicht nur die ganze hellenische Welt mit ihren Städten, Rennbahnen, Akademien und Tempeln untergegangen sei, sondern ebenso zum großen Teil auch ihre Geisteswerke. Denn wie wenig ist im Grunde übrig geblieben von den Schriften ihrer Weisen, Geschichtschreiber und vor Allem ihrer Dichter? Nur eben so viel, um uns den Verlust des Restes betrauern zu lassen. Was wir besitzen, ist zum großen Teil Bruchstück — weit dürftiger als die Reste altgriechischer Bildsäulen, die man in Jonien, Hellas, Sicilien ausgegraben hat. Die letzteren lassen sich oft nach den Ueberbleibseln mit ziemlicher Sicherheit ergänzen; unsere Philologen jedoch mühen

sich umsonst, aus den Fragmenten verlorengegangener Stücke der Tragiker auch nur die Komposition des Ganzen zu deuten.

Oft schweife ich hier am Gestade des Flüßchens Meles, der durch die Erinnerung an Homer geheiligt ist und in dessen Nähe er nach einer der verschiedenen Sagen, die über seine Geburt gehen, in einer Grotte geboren sein soll. — Ein anderer Lieblingsplatz, den ich fast an jedem Abend besuche, ist ein türkisches Café an der sogenannten Karawanenbrücke. Hier freilich werde ich aus der Welt des Altertums mit Gewalt in den neueren Orient zurückgeführt. Schwerbeladene Dromedare, auch ganze Karawanen, aus dem Innern Asiens kommend, ziehen vorüber. Bald sprengt ein beturbanter türkischer Reiter mit kurzen Schaufelbügeln, bald ein Grieche in der kleidsamen albanesischen Tracht daher, und ich, ein Glas voll kühlenden, aus dem Safte des Granatapfels bereiteten Scherbets vor mir, die Bernsteinspitze der Wasserpfeife im Munde, lasse das Auge über das bunte Treiben hinweg auf Meer, Stadt und die prächtigen, sie umgebenden Berge gleiten. Smyrna gewährt, wie viele andere morgenländische Städte, wenn uns auch das Gewirr und Gewinkel seiner endlosen Gassen im Innern zur Verzweiflung bringen kann, von außen gesehen, einen höchst reizenden Anblick. Die vielen Bäume, die inmitten der dichten Häusergruppen emporragen, besonders aber die zahlreichen schlanken Minarete, üben eine malerische Wirkung, wie keine Stadt des Abendlandes sie darbietet.

Einer freundlichen Erscheinung von echt orientalischem Charakter bin ich in der Umgegend von Smyrna begegnet. Ich machte, da für die Sicherheit in der Nähe dieser großen Handelsstadt nichts zu befürchten ist, oft weite Spaziergänge in das Land hinein, von denen ich, wenn auch Morgens früh ausgegangen, erst am späten Nachmittag zurückkehrte. Ein solcher führte mich einst an einem Feigenwäldchen vorbei, in dessen Mitte ein kleines Gebäude lag, das man in christlichen

Ländern als Kapelle bezeichnen würde. Neben dem Häuschen rieselte ein Bach, und als ich vorbeischreiten wollte, trat mir ein Greis in langem weißem Kaftan, den Turban auf dem Haupte, entgegen, um mir einen Becher voll frischen Wassers zu bieten, das er eben aus der Quelle geschöpft. Eremiten, die sich solchem Liebesdienst widmen, findet man in den muhammedanischen Ländern nicht selten; es sind das fromme Moslimen, die auf eine Zeit lang oder für ihr ganzes Leben das Gelübde thun, sich an solche einsame Stätten zurückzuziehen und die Wanderer durch Darreichung eines kühlenden Trankes zu erquicken.

Die Insel Chios, die ich von den Höhen bei Smyrna im Duft der Ferne vor mir blauen sah, lockte mich zu einem Besuche. Sie ist von allen griechischen Eilanden, die ich betreten, das lachendste und zeichnet sich durch die üppigste Vegetation aus. Alle Thäler und Höhen prangen in Blüten, deren Kelchen die Bienen die Fülle des Honigs entsaugen. Lavendel, Thymian und Rosmarin erfüllen die Luft mit sinnberauschendem Wohlgeruch, und die Steineiche, der Lorbeerbaum, die hochstämmige Pinie breiten ihre wonnigen Schatten über die Felsenbuchten und den Goldsand der vom Wogenschlag sanft widerhallenden Gestade. Ein gleich heiteres Bild, wie die Natur, bot mir das Treiben der Bewohner. Es war der Tag eines Heiligen; die Häuser der kleinen Stadt hatten sich mit grünen Gewinden geschmückt und durch das Geläut der Glocken hindurch ertönten Freudenschüsse.

Später fand ich vor dem Thor das Volk auf dem Rasen gelagert, wie es sich am feurigen Weine von Chios erlabte. Cymbeln und Flöten erklangen und Jünglinge und Mädchen schwangen sich im muntern Tanz. Aber alle heitere Pracht der Landschaft, dieser Jubel der Menschen beklemmten mir die Brust. Nur wenige Punkte der Erde sind von so zerstörenden Katastrophen heimgesucht worden wie diese Insel, und einzig

die Vergeßlichkeit und Kurzsichtigkeit, die den Sterblichen eigen, machen es möglich, daß ihre Bewohner sich auch nur für einen Augenblick sorgloser Freude hingeben. Noch leben Manche, die das furchtbare Blutbad mit angesehen, welches die Türken hier im griechischen Befreiungskriege angerichtet; ich sprach mehrere, jetzt bejahrte Männer, welche die meisten ihrer Verwandten und Freunde unter dem Würgerschwert der Osmanen hatten umkommen sehen und den Mordwaffen nur entkommen waren, weil sie von den empfangenen Wunden wie entseelt am Boden gelegen. Sie erzählten mir Greuel von so haarsträubender Beschaffenheit, daß kein Geschichtschreiber es gewagt hat, sie zu berichten. Fast die ganze Insel wurde damals ausgemordet, und nun tanzen und zechen die Söhne und Enkel Derer, die eines so grausen Todes gestorben, schon wieder fröhlich, als ob nichts geschehen wäre. Und doch — so lange die Türken Chios unter ihrer Oberherrschaft haben, ist durch nichts verbürgt, daß sich nicht ähnliche Schrecknisse auf ihm wiederholen werden. Es ist uns noch Allen in lebhafter Erinnerung, wie die Barbaren auf Candia gewütet haben. Indessen zu den von Menschen verübten Missethaten, unter denen die armen Chioten geblutet, haben sich noch die furchtbarsten Naturereignisse gesellt. Wiederholt ist die Insel von zerstörenden Erderschütterungen heimgesucht worden, die ganze Ortschaften verschlungen haben. Es scheint unter ihr ein vulkanischer Herd zu lodern, der Tag für Tag neue Ausbrüche droht. Man nehme an, der Krater des Vesuv hätte sich mit einer Kruste bedeckt und über dieser hätten sich Menschen angesiedelt, die nun, nur vom Tag zum Tage denkend, ein fröhliches Leben führten — das ist buchstäblich das Schauspiel, welches diese Inselbewohner darbieten. Während ich sie zum Schalle der gellenden Instrumente jauchzen hörte, während ich auf den Gefilden umher Blüte an Blüte sich drängen sah, dachte ich, daß diese Lust und Herrlichkeit, wie sie sorglos sich

über Tod und Verwesung entfaltet, bald ein grauenvolles Ende nehmen könne. Wer weiß, ob Chios nicht durch ein neues gewaltiges Erdbeben völlig zerstört und in den Schoß des Meeres begraben werden wird? Dann wird nur die Sage noch berichten, daß dort, wo der Fischer seine Netze auswirft, eine blühende Insel, die Wohnstadt des ältesten und größten Sängers der Welt, aus den Fluten geragt habe.

47.

Athen, 16. April 1870.

So viele herrliche Orte der Erde ich auch schon besucht habe, an keinem von ihnen hat sich noch so, wie in Athen, der Wunsch in mir geregt, ihn nie wieder zu verlassen. Als ich zuerst, vom Piräus herkommend, die Akropolis vor mir aufsteigen sah, als ich dann den Theseustempel und die Säulen des Olympion erblickte, als ich die Wellen des von Frühlingsregen höher geschwollenen Ilyssos rauschen hörte, war mir, als sei ich in meine Heimat zurückgekehrt, aus der ich mich als Kind in die weite Welt verirrt. War ich doch im Geist hier so viel umhergewandert, daß mich alle Plätze wie alte Bekannte grüßten. Ich ward nicht müde, zu den Propyläen emporzusteigen und von den Stufen des Pallastempels das Auge über das himmlische Land nach dem Meer und den ferne dämmernden Bergen hingleiten zu lassen, an der Nymphengrotte und der Quelle Kallirrhoë stundenlang zu träumen. Herrlich ist dieses Attika unter der strahlenden Klarheit seines Himmels, mit seinen vom Morgen- und Abendschein vergoldeten Bergspitzen, seinem über das Silbergrün der Olivenhaine heraufschimmernden Ozean, und es wird wenige Landschaften geben, welche Grandiosität mit Lieblichkeit in gleich hohem Maße vereinigen. Aber die höchste, unvergleichliche

Schönheit haben der Stadt des Perikles und ihrer Umgebung doch die großen Männer verliehen, die in ihr gelebt; sie haben den Himmel, der sich über ihnen ausspannt, in diesen nie erblassenden Glanz gekleidet, den Fluren das nie welkende Frühlingsgewand gewoben, in dem sie prangen. Kein Gedanke kann uns mit mehr Stolz erfüllen als derjenige, daß der Menschengeist die Natur, so göttlich schön sie auch sei, doch noch auf eine höhere Stufe zu heben und ihr erst die wahre Weihe zu verleihen vermag. Hätten hier am Kephissos und Ilissos nicht die größten Helden, Dichter, Weisen und Künstler der Welt gelebt, diese von hochragenden Felshöhen umkränzte, in flutumrauschte Vorgebirge auslaufende Ebene würde manche Nebenbuhlerinnen auf der Erde haben. Allein der Gedanke, daß hier Sophokles gedichtet, hier Phidias dem Marmor göttliche Gestalten entlockt, hier in Munichion und im Piräus Themistokles die Trieren gerüstet, auf denen die größte Freiheitsschlacht der Welt gestritten wurde, entrückt die Gegend von Athen sofort allen Vergleichen. Die Erinnerung an die großen Thaten des Schwertes und des Geistes, die hier geschehen, verklärt die Lüfte über unserem Haupt zu reinerem Kristallglanz, breitet tieferes Blau über die Wogen, umstrahlt die Berggipfel mit einem überirdischen Licht. Der Eindruck, den Athen auf mich machte, als ich es vor vielen Jahren zuerst besuchte, hat sich mir jetzt wiederholt und verstärkt, da ich zum vierten Male hergekommen. Während der ersten Tage befand ich mich in einem wahren Rausche, der mich bald zu dem steilen Haupt des Lykabettos emportrieb, um der weitesten Aussicht über das ganze Gebiet zu genießen, bald ruhelos durch das Thal des Kephissos und Ilissos, durch die Stadt und von dort an das Meer hinjagte. Ich konnte diese Hast nicht bezähmen, als fürchtete ich, ich möchte eine der geliebten Stätten nicht wiederfinden. Erst als ich mir zu sagen vermochte, ich hätte sie alle beisammen, keine sei mir verloren gegangen, fand

ich wieder Ruhe und freute mich jeder einzelnen. Ich wanderte in der Frühe nach dem Kloster Sirjani am Hange des Hymettos und durchirrte die Schluchten des Gebirges, um dem Summen der berühmten Bienen zu lauschen, wie sie dem duftigen Rosmarin und Lavendel Honig entsogen. Die Abhänge dieses, mit aromatischen Kräutern und Stauden aller Art überdeckten Berges waren sicher noch ganz so, wie sie in der Blütezeit der Hellenen gewesen, und es hätte mich nicht erstaunt, wenn zwischen den Ziegen, die an den jähen Felsenzacken kletterten, ein Schwarm junger Faune sich, an ihren Pfeifen fingernd, gezeigt hätte, wenn aus einer Höhle hervor Silen mit seiner Amphora an mir vorübergetaumelt wäre. Eine Platane unten am Berge bot mir unter ihrem breiten Schattendache während der Mittagshitze einen willkommenen Sitz. Ihr Wipfel erscholl von dem Chor der Cikaden, und ich dachte, dies sei der Baum, unter welchem nach Plato's Erzählung Sokrates mit Phädon gesessen. An einem anderen Morgen wanderte ich nach Kolonos und überblickte von der Höhe des Hügels die vom Frühling begrünte Landschaft. Aber vergebens horchte ich auf, ob ich nicht die Stimmen der Nachtigallen vernähme, die einst hier ihren Wettgesang gehalten; sie sind mit den hochstämmigen Bäumen verschwunden, in deren Laubdach sie genistet. Sodann lenkte ich die Schritte an die Ufer des Kephissos hinab zu der Stelle, an welcher einst, wie verschiedene dort gefundene Marmorstücke mit Inschriften wahrscheinlich machen, die Akademie gestanden hat. Ich baute mir ihre Säulenhallen wieder auf und sah die weisheitdürstenden Jünglinge sich in ihnen um die Lehrer drängen, oder Arm in Arm, die Stirne mit Kränzen von Schilf umflochten, in den kühlen Platanengängen am Flusse lustwandeln; in der Stadt ließ ich die Agora von den lärmenden Rufen des Volkes, die Pnyx von der Stimme des Demosthenes widerhallen. Mein Lieblingsplatz jedoch war auf einer der Stufen im Theater des Dionysos, das seit

meinem ersten Besuche von Athen wieder zum größten Teil bloßgelegt ist, und nun den Zuschauerraum, die Orchestra, sowie die Scene deutlich erkennen läßt. Nach diesem Punkt sollten die Völker von heute, die sich so viel auf ihre Zivilisation einbilden, blicken und sich beschämt bekennen, wie weit sie hinter dem Volke der Griechen an wahrer Geistesbildung zurückstehen. Wenn selbst die altenglische und die spanische Bühne, wie große Werke der Poesie auch über sie hingeschritten, doch neben derjenigen des Aeschylos und des Sophokles schon halb barbarisch erscheinen, welch ein trauriges Zeugnis stellen im Vergleich mit ihr erst die Theater des jetzigen Paris, Wien und Berlin dem Bildungszustande ihrer Besucher aus! Auf meinen Sitz zurückgelehnt, glaubte ich in dem Flüstern des Windes durch das wilde Gesträuch, das aus den Spalten zwischen den Steinen hervorsproßt, das Echo von Aeschylos', Sophokles' und Euripides' Versen zu vernehmen, die einst hier erklungen. Die Scene vor mir belebte sich wieder mit den langhinwallenden Gewändern des Chors, der, die Thyrsosstäbe schwingend, um die Thymele schritt; ich sah den verwegenen Pentheus dem Gotte und seinen bekränzten Scharen auf ihrem Siegeszug Halt gebieten, und Agave im dionysischen Taumel, den Becher hoch in der Hand erhoben, die Bacchantinnen wider den eigenen Sohn führen, um den Lästerer zu zerreißen. Ein anderes Mal gewahrte ich den Titanen an den scythischen Felsen geschmiedet und die Töchter des Ozeans zu seinen Füßen, um den Dulder in seinem Weh zu trösten.

Seltsamerweise hatte sich mir in das Entzücken der ersten Tage kein Gedanke gemischt, daß ich mich doch nur auf einem trümmerbedeckten Boden über einer versunkenen Welt befände, daß eine Flut der Zerstörung, wie sie nur wenige Länder betroffen, über Attika dahingegangen, und daß nur noch wenige dürftige Ruinen aus ihr hervorragten. Als mir dies lebendig zum Bewußtsein kam, wandelten sich alle meine frohen

Empfindungen in Trauer um und es trieb mich von neuem zu den schon zuvor besuchten Oertlichkeiten, um allem dem Großen, das dort versunken, heiße Thränen nachzuweinen. Ach, konnten denn die herrlichen Gaben des Genius, die Athen der Welt geschenkt, das unerbittliche Schicksal nicht milde stimmen, um es zu verschonen, mußte es im Donnergang über die Stadt hinschreiten, welche Blumenkränze des Schönen geflochten hat, deren Duft über alle Länder hingestoben ist, die mit dem unsterblichen Gelächter ihres Aristophanes noch die spätesten Geschlechter erquickt, eine Stadt, die durch die kleinsten Fragmente der Werke ihrer Bildhauer die Künstler selbst der spätesten Zeiten zwingen wird, zu ihnen als zu etwas unerreichbar Hohem aufzublicken, eine Stadt, deren Weise schon einen Geistesflug gewagt, auf welchem sie einzuholen selbst denen kommender Jahrtausende die Flügel erlahmen werden?

Während meiner verschiedenen Aufenthalte in Athen habe ich wiederholte Ausflüge nach den durch Natur oder Geschichte interessantesten Punkten des Landes gemacht. Ich stand auf dem Schlachtfelde von Marathon und hörte in den Wogen, wie sie sich am Gestade brachen, noch Feierhymnen zum Siege des Miltiades und seiner Zehntausend erklingen; ich blickte unter den Säulen von Kap Sunium hervor auf den dunkelblauen Ozean hinab, wie er mit seinen weißen Wogenkämmen heranrollte und sich schäumend an den Klippen zu meinen Füßen brach. Gestern führte mich die heilige Straße, auf der einst die zur Feier der Mysterien Wallfahrenden gezogen, nach Eleusis, und ich sah eine Anzahl von Säulen seines geweihten Tempels, den der Wüterich Alarich zerstört, aus dem Schutt emporgestiegen. Es war mir ein erhebendes Gefühl, mich an dem Orte zu befinden, wo Aeschylos geboren worden und seine erste Jugend verbracht hatte; ich stellte mir den Knaben vor, wie er andachtsvoll an den Pforten des Heiligtums gekniet, während aus dem Innern die Gesänge der Eingeweihten an

sein Ohr drangen, wie er auf den Klippen am Meer gesessen und von großen, künftig zu vollführenden Thaten geträumt, bis er hinausgezogen in die Männerschlacht und dann, nachdem er den Sieg für das Vaterland mit erstritten, den Kranz im Wettkampf der Tragiker auf sein Haupt herabgezogen. So wie hier die Wiege, hatte ich früher zu Gela bei Terranuova in Sicilien die letzte Zufluchtsstatt des größten der Dichter gegrüßt, wo der „lorbeermüde" Greis, als er sich bei einem Spaziergange zum Ausruhen hingestreckt, durch eine Schildkröte getödtet wurde, die ein über ihn hinfliegender Adler auf sein Haupt niederfallen ließ. — An einem Abend, als sich günstiger Fahrwind erhoben, schiffte ich in einem leichten Boot nach Aegina hinüber, und ich werde nie den Anblick vergessen, als ich gegen Ende der Nacht am felsigen Ufer der Insel landete. Beim Schein der Mondessichel blickten die Säulen des Tempels so ernst, so majestätisch auf mich herab, daß es mir fast wie eine Entweihung erschien, wenn ich den geheiligten Boden, wo einst Priester am Altar ihr Opfer gebracht, betreten hätte. Dennoch klomm ich zuletzt empor und saß lange an einem Säulensturz in unendlicher Einsamkeit. Selbst das Meer lag regungslos wie im Traum. Während mein Auge längs des alten Gemäuers hinschweifte, das der Mondstrahl mit gleitenden Schatten erfüllte, hörte ich hie und da das Fallen eines bröckelnden Steines, der sich von den halbgestürzten Architraven trennte, und bei dem Tone war mir, als sei ich noch Zeuge des Vergehens des alten Hellas. Ich pries mich glücklich, daß ich wenigstens diese Reste noch gesehen; unseren späten Enkeln wird auch das nicht mehr zu Teil werden und selbst der Schutt der letzten Bauten, die Griechenland errichtet, wird sich in Atome aufgelöst haben.

Wenn an den genannten Punkten wenigstens einige halb zerfallene Denkmale noch Kunde von der großen Vorzeit geben, so hat auf der Höhe, die einst das stolze Korinth getragen,

die Vernichtung ihren Herrscherstuhl errichtet. Hier hatten schon die Römer, welche man überhaupt als die ersten Zerstörer Griechenlands brandmarken muß, dem Schwert der Gothen wenig zum Verheeren mehr übrig gelassen. Kaum furchtbarer konnten die Letzteren hausen, als der wilde Mummius mit seinen raubsüchtigen Legionen, der die prächtige Stadt, nachdem er sie der Plünderung seiner Soldaten preisgegeben, bei Drommetenschall in Brand stecken ließ. Das Erz der vielen kostbaren Gefässe und Statuen, welche die dortigen Tempel füllten, soll, von der Feuerglut geschmolzen, sich als breiter Strom durch die Straßen ergossen haben. Die Gebäude, die den Flammen entgangen, wurden von den grimmen Eroberern mit Brechwerkzeugen aus ihren Fundamenten gehoben und dem Boden gleich gemacht. Ich erstieg das Felsenhaupt, auf dem die reichste und üppigste der griechischen Städte gethront, und ein grandioser Anblick bot sich mir oben. Zu meinen Füßen brandete das Meer an beide Seiten des Isthmus; hinter mir lag, weit gedehnt, die Pelopsinsel. Vor mir zog sich die felsige Küste des Festlandes hin, über welche Berggipfel emporragen, bei deren Namen die Seele vor Entzücken erbebt — der Parnaß und der Cithäron. Allein die Verödung auf diesem Landstrich, welcher einst der Mittelpunkt der zivilisirten Menschheit gewesen, macht einen tieftragischen Eindruck. Dieses meerbeherrschende Korinth, dessen Handelsschiffe alle Gewässer bedeckten, dessen Aphroditetempel alle Jünglinge von Hellas zu frohem Lebensgenusse einlud, in dessen Palästen Becherschall und Skoliengesang bei festlichen Gelagen nie verstummte, hat auf Erden keine Spur zurückgelassen, als einige halb gebrochene Säulen, von denen auch wahrscheinlich ist, daß sie nicht der alten Stadt, sondern dem, auf den Trümmern dieser errichteten späteren ärmlichen Korinth angehören. — Zu zwei Malen bin ich die steilen Abhänge des Parnaß emporgeklommen, habe auf der Stätte des alten Delphi gerastet und meine Lippen

an der kastalischen Quelle genetzt. Doch wie ich das geweihte Naß zum Munde führte, konnte ich ein Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit nicht unterdrücken, daß ich, wie alle die Spätgeborenen unserer Zeit, unwert sei, von dem heiligen Trank zu schlürfen. Jener leuchtende Morgen der Welt, wo die Muse ihren Lieblingen die Leier stimmte, ist erloschen. Zu viele Jahrhunderte des Grams sind über die Erde geschritten und haben uns ihre Trauer vererbt, als daß wir noch zu singen vermöchten wie die Hellenen. Eine solche Empfindung der Melancholie begleitete mich auf meiner weiteren Wanderung, die mir den Kontrast des Einst und Jetzt auf erschütternde Weise zeigte. Der Peloponnes ist gegenwärtig eine Stätte entsetzlicher Verödung, und nur die Natur, die hier und da ihr frisches Grün über die Trümmer breitet, reißt die Betrachtung bisweilen von dem niederdrückenden Schauspiel des Untergangs und der Verwüstung los, das sich dem Auge zu allen Seiten bietet. In dem Hirtenland Arkadien, dessen Name so melodisch klingt und uns schweizerische Thäler voll von Almengrün, weidende Herden mit Hirten, die im Schatten einer Pinie Wettgesänge anstimmen, erwarten läßt, fand ich nicht einmal einen solchen Naturreiz. Kein Wald, ja kein frisches Wiesengrün ist mehr zu erblicken; nur hier und da gewahrt das Auge noch eine sonnenversengte Terebinthe, in der die dürstende Cicade schmettert, und kahle Felsen mit Rinnsalen, durch welche spärlich ein fast vertrocknetes Bächlein hinsickert. Die Hauptstadt Arkadiens, Tripolizza, bietet ein trostloses Bild menschlichen Elends dar. Hier haben die Türken im Befreiungskrieg der Griechen so entsetzlich gehaust, wie es nur die Gothen vermocht, und ich habe aus dem Munde eines alten Offiziers Schreckensberichte von den dort verübten Greuelthaten gehört, die mich noch jetzt, nach fast fünfzig Jahren, mit Schauder erfüllen. — Ein freundlicher und zugleich großartiger Eindruck war mir schon bei meiner ersten Reise, als

ich länger dort geweilt, durch das Eurotasthal geworden. Hier am Fuße des Taygetos, der dasselbe mit seinen Schneegipfeln überragt, ist das wuchernde Laubgrün, sind die mächtigen Bäume, die aus dem Schutt des altberühmten Sparta emporsprießen, so zur alleinigen Herrschaft gelangt, daß man zweifeln möchte, auf diesem Boden habe einst die Stadt des Leonidas gestanden. Es drängt sich mir als befremdend auf, daß die fruchtbare, vom Eurotas durchströmte, bergumschlossene Niederung nicht vielmehr ein Hirtenvolk erzeugt habe, als jene rauhen und strengen Lacedämonier, die furchtbaren Krieger, vor denen ganz Hellas zitterte. — Wenn Griechenland manche Plätze aufweist, welche die Seele durch den Gedanken an verschwundene Herrlichkeit fast erdrücken, so ist doch Olympia derjenige, wo dies auf die überwältigendste Weise statthat. Welchen Jüngling, der nicht völlig in den Staub des Alltagslebens versunken ist, hätte nicht einmal die Sehnsucht erfaßt, den großen Festspielen, die alle vier Jahre die Hellenen am Alpheusstrande versammelten, beizuwohnen und sich die Stirne mit einem Zweig des heiligen Oelbaums kränzen zu lassen, zur Bildsäule des olympischen Zeus von Phidias, dem größten Wunderwerk hellenischer Kunst, in andachtsvoller Begeisterung emporzublicken? In mir war während meiner Jugendjahre dieses Verlangen oft mächtig rege geworden und ich hatte gedacht, wenn ich nur eine Stunde Zeuge jener Feier in Elis gewesen, würde ich gern sterben; Höheres könne mir dann das Leben doch nicht mehr bieten. Und wie ich nun mich in dem Stromthal befand, das jenes wundervollste aller, je von Menschen begangenen Feste gesehen, welcher Wandel zwischen ehemals und heute! Kaum die Stätte, wo der Tempel gestanden, vermag der Blick noch zu erkennen. Von der Altis, der Rennbahn, von den zahllosen Siegesdenkmalen, die sich in langer Reihe hingezogen, ist auch die letzte Spur verschwunden! Wie verstummt sind die heiligen Hymnen und Päane und die

jauchzenden Stimmen des Volkes, als es den Faustkämpfern, den Diskusschleuderern, den an das Ziel stürmenden Wagenlenkern zujubelte! Der goldene Adler, der, sich zum Himmel schwingend, den Beginn der Spiele verkündete und über ihnen sein glänzendes Gefieder schüttelte, liegt mit gebrochenen Flügeln unter der Erddecke begraben, die zwei Jahrtausende über die Kampfbahn von Olympia aufgehäuft haben.

48.

Athen, den 25. April 1870.

Der Gedanke an den Untergang der Hellenenwelt und aller ihrer Herrlichkeit ist wohl geeignet, das Gemüt aufs tiefste zu umdüstern und uns nur mit Zagen in die Zukunft der Menschheit blicken zu lassen. Wenn ein solches Gefühl mich übermannen will, nehme ich zu einer Betrachtung meine Zuflucht, und diese schützt mich, daß ich nicht der Verzweiflung verfalle. Die hohe Kultur der Griechen entfaltete sich, was nur zu oft vergessen wird, auf dem dunklen Hintergrunde der Sklaverei. Es ist dies der schwarze Fleck in der ganzen Geschichte des Altertums. Die Sklaverei war allerdings bei den Griechen, wenigstens bei den Athenern, nicht so hart und grausam, wie bei den Römern. Immerhin jedoch befand sich die ungeheure Mehrzahl des Volkes in einem Zustand der Knechtschaft, war ausgeschlossen von der Teilnahme am höheren Staatsleben und, bei Hartherzigkeit ihrer Herren, den schlimmsten Mißhandlungen ausgesetzt. Daß Einer sich aus diesem niederen Zustande emporzuringen vermochte, war ihm aufs äußerste erschwert. Nur einem kleinen Teil der Bevölkerung blieben die größten Güter des Lebens: Freiheit, Geistesbildung vorbehalten. Von wahrer Freiheit kann natürlich bei einem solchen Zustand nicht die Rede sein. Die Bürger Athens

haßten schon den Namen eines Tyrannen aufs äußerste, und die Ermordung eines solchen galt ihnen als eine heilige That. Allein sie dachten dabei nicht entfernt daran, daß sie selber Hunderttausende in einem schwereren Joche der Knechtschaft hielten, als Pisistratus es ihnen auferlegt hatte. Wenn wir nun die erhabenen Thaten der Vaterlandsliebe, die gewaltigen Werke der Poesie und Kunst bewundern, die von den freien Griechen vollbracht wurden, wenn wir entzückt den Worten ihrer begeisterten Seher, ihrer Redner und Geschichtschreiber lauschen, so muß die Kultur dieser untergegangenen Welt uns doch sofort in einem minder glänzenden Licht erscheinen, sobald wir an die unzähligen Sklaven denken, die neben jenen Bevorzugten ein trübseliges, kaum menschenwürdiges Dasein hinschleppten. Und in diesem Betracht ist die Aufhebung der Sklaverei als ein ungeheurer Fortschritt anzusehen. Noch ward dieselbe freilich nicht zur vollen Wahrheit; noch klirren viele Ketten auf Erden, noch ächzen die Massen unter der dumpfen Last der materiellen Verhältnisse, die ihren Geist zu Boden drückt. Doch das Prinzip der Freiheit für Alle, von dem die Alten keine Ahnung hatten, ringt sich immer mehr zu allgemeiner Anerkennung durch, und auf dieser Grundlage wird die Zukunft sich eine Kultur entfalten sehen, welche diejenige der Griechen weit hinter sich zurücklassen wird. Dann wird ein neues, unendlich herrlicheres Athen erstehen und ein größerer Perikles sein Lenker sein. Also verzweifeln wir nicht an der Zukunft! — Eine zweite nicht außer Acht zu lassende Schattenseite neben dem Licht, in welchem das alte Griechenland so einzig hell strahlt, ist die Zersplitterung desselben in so viele kleine Staaten und deren Rivalität und Feindseligkeit gegen einander. Nur auf ganz kurze Zeit vereinigten sich diese in einer großen patriotischen Erhebung gegen die Perser, gleich nachher jedoch kamen die alten Zwistigkeiten wieder zum Ausbruch. Athen, Sparta, Theben erzeugten Helden, deren

Hochsinn und Thatkraft wir immerhin bewundern dürfen, wobei wir uns aber stets erinnern sollten, daß sie als Griechen gegen Griechen kämpften und nur das Wohl ihrer kleinen Freistaaten, dagegen die Vernichtung der anderen erstrebten. So rieben sich diese Republiken gegenseitig auf und bereiteten einander wie sich selbst den Untergang. Mögen daher die Nationen der neueren Zeit in manchen Punkten auch die Griechen so bald nicht erreichen, so werden sie dieselben schließlich doch weit hinter sich zurücklassen, indem sie kleinliche Zwistigkeiten aufgeben, indem alle vereint nach Einem hohen Ziel ringen und jede durch die Erfolge der anderen ihr eigenes Streben gefördert sieht.

Zu Mykene fand ich mich auf den mythischen und heroischen Boden der alten Hellenen geführt. Am Löwenthor und vor dem Schatzhause des Atreus stehend, hatte ich jene Lokalität vor mir, welche Sophokles zu Anfang der Elektra schildert. Wenn auch nicht mit den Augen — ich weiß nicht, ob dies der Schwäche meines Gesichtes zuzuschreiben ist — sah ich doch im Geist das alte Argos, den Hain der wutgestachelten Io und den Sumpf der lernäischen Schlange. Die Entfernungen sind hier nicht groß; in einigen Stunden lassen sich die beiden Königreiche des Agamemnon und des Menelaos bequem durchreiten. Die unfern gelegenen, aus ungeheuren Blöcken aufgetürmten Mauern von Tiryns reichen in eine graue Urzeit hinauf. Wie man die ähnlichen Bauten bei Volterra, Cortona, Fiesole cyklopische nennt, so belegt man diese mit dem Namen von pelasgischen, ohne daß jedoch in beiden Fällen viel damit gesagt wäre. Man pflegt sich dabei Ueberreste von Mauerwerken vorzustellen, die etwa einige hundert Jahre vor der historischen Zeit Griechenlands und Italiens von den älteren Bewohnern dieser Länder aufgeführt wären. Aber durch die erstaunlichen Entdeckungen unserer Tage hat sich unser Zeitbegriff erweitert, indem dargethan worden ist,

daß das Alter des Menschengeschlechts auf unserem Planeten nach Jahrhunderttausenden zählt. So muß denn auch die Altertumswissenschaft fortan mit größeren Zeiträumen rechnen. Die Mauern von Tiryns lassen sich freilich nicht in die unvordenkliche Vergangenheit der Steinzeit setzen. Indessen, können sie nicht um Jahrtausende älter als die Stadt des Agamemnon, nicht die einzigen Reste sein, die von einem früher hier angesiedelten namenlosen und völlig verschollenen Volke Zeugnis geben? Da diese wie von Giganten übereinander gewälzten Steinmassen auf felsigem Grunde liegen und sich der Boden der Erde keineswegs überall gleichförmig erhöht hat, so ist übrigens schwer eine Zeitgrenze anzugeben, bis wohin sie nicht hinaufgerückt werden könnten.

Während der letzten Jahre sind in Athen manche erhebliche Ausgrabungen gemacht worden. Es ist immer interessant, einen Säulenschaft wieder der Erde entstiegen zu wissen, an welchen vielleicht Aristides sich gelehnt hat. Daher habe ich alle neu zu Tage gekommenen Reste des Altertums besichtigt, mich aber um die Bestimmungen oder Mutmaßungen der Archäologen darüber nicht viel gekümmert. Nachdem ich in der Zeit seit meinem ersten Besuch Roms fast alle dortigen Ruinen mit verschiedenen, mehrfach wechselnden Namen bezeichnet gesehen habe, wollte ich hier nicht ähnliche Erfahrungen machen. Der Theseustempel, die mächtigen Säulen des Olympion und die Heiligtümer auf der Akropolis befinden sich in Betracht der Verwüstungen, die über diesen Boden hingegangen, noch immer in einem verhältnismäßig guten Zustand. Schmückte der große Fries des Phidias, der von Lord Elgin nach England geschleppt worden ist und sich nun im Britischen Museum befindet, noch das Parthenon, so würde dasselbe freilich in doppeltem Glanze strahlen. Allein ehe man diesen Raub beklagt, sollte man bedenken, daß jenes Werk des großen athenischen Meisters, wenn es an Ort und Stelle geblieben wäre,

wahrscheinlich bei der Beschießung der im griechischen Freiheitskriege zur Festung umgewandelten Akropolis zu Grunde gegangen sein würde.

Seit ich hier bin, führe ich stets bald diesen, bald jenen Band einer Taschenausgabe des Plutarch bei mir, um hier oder dort, an der Quelle Kallirrhoë oder in dem kleinen Café, das sich unter den Säulen des Jupitertempels befindet, darin zu lesen. Ich schätze mich glücklich, Griechisch jetzt wieder so geläufig zu können, wie da ich als Primaner meinen Stolz darin setzte, in diesem Fach meine besondere Stärke zu haben. Nachdem ich, wie fast Alle, mich während vieler Jahre den hellenischen Musen abgewandt, fühlte ich später den lebhaften Drang, zu ihnen zurückzukehren, und es war überraschend, in welcher kurzen Zeit das Verständnis der alten Sprache, die ich ganz verlernt zu haben glaubte, wieder in mir erwachte. Plutarch war schon frühe mein Lieblingsschriftsteller gewesen, und hier habe ich ihn wie einen alten Freund, dessen Freundschaft sich mit den Jahren als echt bewährt, noch fester in mein Herz geschlossen. Kein Autor macht uns so vertraut mit den großen Männern des Altertums, legt uns deren hohe Eigenschaften so warm ans Herz und läßt uns so ganz in ihrer Mitte leben. Seine vergleichenden Biographien und ebenso auch seine Tischreden und moralischen Schriften sollten von unseren Jünglingen Tag und Nacht gelesen werden, daß sie Lebensweisheit, edle Grundsätze und Drang zu großen Thaten aus ihnen schöpfen. Plutarch schrieb zu einer Zeit, als die Sonne Griechenlands längst versunken war; allein es ist, als ob noch ihr letztes glühendstes Rot am Himmel geblieben wäre und einen Widerschein auf seine Schriften gebreitet hätte. Die Erinnerung an eine unwiederbringlich verlorene Welt, die Sehnsucht nach ihrer Rückkehr und dabei doch das Bewußtsein, daß sie nie wiederkommen könne, gab den Schilderungen des Mannes von Chäronea jene ergreifende

und die Herzen bewältigende Macht, wie sie den sonst größeren Schriftstellern aus der Zeit des Perikles, die noch inmitten der Glanzepoche standen, abging.

So sehr ich auch hier mit meinen Gedanken im Altertum weile, schließe ich mich doch nicht ganz gegen die Gegenwart ab. Nachdem die Erhebung der Neugriechen gegen das türkische Joch vor mehr als einem Menschenalter im ganzen christlichen Europa mit Enthusiasmus begrüßt worden, ihre Kämpfe alle Herzen bewegt und zahlreiche Philhellenen aus allen Ländern herbeigeeilt waren, um für ihre Befreiung mitzustreiten, ist die frühere Begeisterung einer starken Ernüchterung, ja Abneigung gewichen. Die sich mehr und mehr Bahn brechende Erkenntnis, daß die Kämpfer von Missolunghi nicht Nachkommen der Helden von Salamis, daß sie die Enkel nordischer Eindringlinge und zum Teil slavischen Stammes seien, hat der herrschenden Stimmung noch entschiedener eine solche Richtung gegeben. Ich muß nun dies für durchaus ungerecht halten. Auch die Italiener sind keine reinen Abkömmlinge der alten Römer; auch auf der apenninischen Halbinsel ist das fremde Blut stark mit dem von früheren Bewohnern vermischt worden. Trotzdem hat das Volk der Dante, Macchiavelli und Columbus während der neueren Jahrhunderte nahezu an der Spitze der Nationen gestanden; es hat in den letzten Jahrzehnten einen aufopfernden Patriotismus gezeigt, der über alles Lob erhaben ist. Bei den Neugriechen verhält es sich nun freilich etwas anders. Unter ihren Stammvätern mögen die Hellenen in verschwindender Minderzahl gewesen sein; allein wenn auch alle ihre Vorfahren Barbaren gewesen wären, so würden sie dies mit vielen Völkern der Erde gemein haben; nur daß bei anderen jene Zeit der Barbarei schon weiter zurückliegt. Daß die gegenwärtig Griechenland bewohnende Bevölkerung nicht auf der Stufe sittlicher Bildung stehen kann, wie wenn sie seit lange der Freiheit genossen hätte, ist die natürliche Folge des

Jochs der Türken, welches durch Jahrhunderte auf ihr gelastet hat. Indessen in seinem Unabhängigkeitskampfe hat es sich der Freiheit wert gezeigt, und Europa sollte seine Entwicklung in dem neuen Staat statt mit gehässiger Mißgunst vielmehr mit Sympathie begleiten. Mich selbst hat alles Parteitreiben, welches der Krebsschaden des jungen Königreichs ist, hat sogar die unverantwortliche Verjagung des so wohlwollenden Königs Otto nicht an dieser Sympathie irre gemacht. Der griechische Freiheitskampf fiel in meine frühen Knabenjahre; doch schon damals hörte ich mit lebhafter Teilnahme von den kühnen Thaten der Ypsilanti, Botzaris, Miaulis, Kanaris, die damals auf Aller Lippen lebten, erzählen; und diese Eindrücke sind mir unvergeßlich geblieben. Die Gleichgiltigkeit der christlichen Regierungen gegen die heldenhafte Erhebung einer von den Osmanen grausam geknechteten Nation erfüllte mich mit Haß, und als die Schlacht von Navarin endlich die Unterdrücker zu Boden warf, jubelte ich hoch auf. Solche Erinnerungen aus der ersten Jugendzeit erlöschen nicht leicht; allein das Feuer der Begeisterung für die Griechen ward auch später noch durch die herrlichen Lieder von Wilhelm Müller und einige der Orientalen von Victor Hugo in mir erhalten. So war ich hocherfreut, als mir jüngst ein höherer Offizier anbot, mich bei dem greisen Seehelden Kanaris einzuführen. Derselbe hatte fast wie der Held eines alten Rittergedichts vor meinem Geiste gestanden, und wenn mir Jemand vorgeschlagen hätte, mich dem Cid oder Roland vorzustellen, es würde mich kaum mehr überrascht haben. Ich fuhr mit dem Offizier nach einem kleinen, auf dem Wege nach Kephissia ziemlich weit von der Stadt gelegenen Landhause und trat mit klopfendem Herzen vor den einst so berühmten Mann, der mich in einem einfachen Gemach empfing. Seine Erscheinung zeigte die Spuren hohen Alters und großer Anstrengungen, aber in seinem Blick loderte noch jugendliches Feuer. Sein ganzes Wesen ließ die

Würde und zugleich die Bescheidenheit erkennen, die dem wahren Helden eigen ist. Da ich nicht geläufig genug griechisch spreche, bat ich nach den ersten Begrüßungsworten um die Erlaubnis, italienisch reden zu dürfen, und fand bald, daß Kanaris dieser Sprache vollkommen mächtig war. Nun schilderte ich, welchen gewaltigen Eindruck schon in früher Jugend auf mich seine Thaten gemacht, namentlich jene erstaunliche und fast romanhafte, wie er mit seinem Brander durch die dichtgedrängte türkische Flotte hindurchgesegelt sei und das Admiralschiff in Brand gesteckt habe. Kanaris erwiderte lächelnd, das sei ein Jugendstreich von ihm gewesen, von dem man nicht viel Aufhebens machen müsse. Er war übrigens erstaunt über die Bewunderung, die ich ihm zollte und in lebhaften Worten aussprach. „Es thut mir wohl," fügte er hinzu, „von Ihnen zu erfahren, daß man mich wenigstens im Ausland noch nicht vergessen hat. Bei uns in Griechenland bringt jeder Tag neue politische Kämpfe, daß man nicht viel Zeit hat, an mich alten Mann zu denken." Während er so sprach, reichte er mir mehrmals mit warmem Druck die Rechte, wurde nach und nach beredter und erzählte mancherlei von seinen Kriegs- und Seeabenteuern. Ich versicherte ihm schließlich, wenn es wahr sein sollte, daß sein Bild und das der anderen großen Männer des Befreiungskrieges in den Hintergrund geschwunden sei, bei der kommenden Generation werde es sicher in leuchtenden Farben wieder hervortreten, und in Deutschland sei ihm durch die Gesänge unserer Dichter Unsterblichkeit des Ruhmes gesichert. Daß aber die Verdienste des Kanaris auch von seiner Regierung gewürdigt worden waren, zeigte der Stern des Erlöserordens auf seiner Brust.

Mein Aufenthalt in Athen ist zu Ende; doch je näher die Stunde der Abreise rückt, desto schwerer wird die Trennung. Ich sage mir, daß es nichts Schöneres geben könne, als jahraus, jahrein an jedem Morgen die Sonne von Asien her

aufsteigen und den Lykabettos mit ihren ersten Strahlen röten zu sehen, am Hang des Hymettos und am Kephissosufer die ersten Frühlingsblumen zu pflücken und im Herbst mit dem frohen Volk beim Schall der Cymbeln und Flöten Olivenernte zu halten oder die Trauben zu keltern; doch ich bin nicht Herr mehr über mein Schicksal, und die Pflicht ruft mich nach Hause. Gestern Abend saß ich noch einmal auf den Stufen des Parthenon und sah das Spätrot hinter Salamis verglühen. Vor mir der Theseustempel, das Grab des Philoppapus — die Pnyx, weiterhin die Vorgebirge und Inseln und rings um mich die Ebene mit den Felshöhen, die sie einschließen, waren von einem fast überirdischen Glanz umstrahlt. Da fiel mir der Gedanke besonders drückend aufs Herz, daß ich diesen Anblick vielleicht nie wieder genießen sollte. Und wie alle die großen Thaten und Werke der Hellenen, die der kleine, hier von mir überschaute Umkreis hervorgebracht, recht lebhaft vor meine Seele traten, befiel mich eine Empfindung gleich jener, wenn man zum Sternenhimmel aufschaut und sich in dessen Unermeßlichkeit zu verlieren glaubt.

Heute hängen schwere Regenwolken vom Himmel herab und verhüllen die Akropolis; ich betrachte dies als ein Glück für mich, weil es mir das Scheiden erleichtert. Wenn der Abend, wo ich aufs Dampfschiff gehen muß, so herrlich wäre wie der gestrige, das Herz würde mir bei der Trennung brechen.

49.

Neapel, im Januar 1871.

So oft ich nach Neapel komme, vergehen mir die ersten Tage in einem wahren Rausch. Schon das Gewühl, das selbst von demjenigen Londons kaum übertroffen wird, läßt mich nicht zur Besinnung kommen. Der „lauthallende

Toledo, wo so furchtlos trotz des Gerolls der Wagen auf dem Korbe, den sie voll zum Markte gebracht, die wegemüden Knaben des Landvolks schlummern," dann der langgedehnte Hafen mit dem Treiben der Marinari betäuben fast die Sinne, doch in einer Weise, die immer Genuß bietet; denn mit welchem malerischen Reiz, wie ihn die nordischen Länder nicht kennen, sind hier selbst die Scenen des gewöhnlichen Lebens umkleidet! Aber wie interessant auch die Stadt Neapel selbst ist — das Höchste, was sie bietet, zeigt sie doch erst, sobald wir, ihre Plätze und vielgewundenen Gassen verlassend, eine Höhe erreichen und nun über das unermessene Häusergewimmel hinweg das leuchtende Meer mit der Insel Capri, den schöngeformten, von unzähligen Ortschaften übersäten Gestaden und dem rauchenden Vesuv sich vor uns aufthut. Wenn, wie es eben jetzt der Fall ist, ein lachender Frühlingshimmel sich über diese Gegend ausbreitet und uns bei dem Gedanken, daß es eben Januar sei, mit doppeltem Entzücken erfüllt, so kann man sich des Anblicks gar nicht ersättigen, und wird von Ort zu Ort getrieben, um ihn von allen Seiten zu genießen. Diese blühende, üppige Natur, die Vereinigung der Reize einer reichen Küstenlandschaft und eines wogenden Meers mit den dicht daneben sich öffnenden lachenden Thälern und vielgeformten, zu steilen Höhen ansteigenden Hügeln hat keine andere Stadt in ihrer Umgebung. Wer könnte den längs des Golfes sich hinziehenden Weg über den Posilip wandern, ohne daß sich ihm in tiefster Brust der Wunsch regte, sich hier für immer niederzulassen, um sich täglich an der Aussicht über die strahlenden, im Halbrund hingelagerten Häusermassen, auf die schaumgekrönten dunkelblauen, unten an den Klippen brandenden Wogen, dann empor zu den pinienbekränzten Felsen und wieder an den mit Villen und Gärten bedeckten Abhängen hinab in die moosbewachsenen Schluchten zu laben? Schon ist auf dieser Wanderung die Seele fast überwältigt von der

Fülle der sie bestürmenden Eindrücke einer bald lieblichen, bald gewaltigen Natur. Da verschwindet die frühere Scenerie, und vor uns erschließt sich eine andere Bucht mit dem weitvorspringenden Kap Misen, den Inseln Ischia, Procida und Nisida und den Tempeltrümmern von Pozzuoli und Bajä. An sich ist dieser Blick nach der anderen Seite von minderer Schönheit, die Gegend unten entbehrt der Vegetation. Allein wenn sie von den Strahlen der untergehenden Sonne übergossen ist, leuchtet sie, wie das bei einem kahlen Boden mehr der Fall ist als bei einem wohlbewachsenen, in einer überirdischen Glorie, und ich habe das Spiel des Lichts sich kaum irgendwo so zauberisch entfalten sehen, wie eben dort. — Glücklich, wem es vergönnt ist, da, wo sich der Posilip an das Meer hinabsenkt, auf steilen Felsvorsprüngen oder grünen Matten, unter den Mandelbäumen, die sich schon jetzt im Januar mit weißen Blüten schmücken, nach Behagen zu ruhen, während der Blick bald über die Flut mit ihren fernhin gleitenden Segeln, bald längs der Küste hinschweift, wo noch die Tritonen durch die zitternden Wellen den scheuen Nereiden nachjagen, während der Widerhall der Brandungen von den Klippen an ihr Ohr schlägt. Aber dieser Bergeszug, welchen schon die Alten, wohlbekannt mit der schmerzenbesänftigenden Macht großer Naturscenen über ein wundes Gemüt, den „kummerstillenden“ nannten, wird womöglich noch übertroffen von jenem andern, der sich im Halbrund um Neapel hinzieht. Auf ihm thront die Villa Floridiana in kaum zu fassender Herrlichkeit. Wer ihre in der üppigsten Vegetation des Südens prangenden Gartenhaine mit den über den Abgründen schwebenden Brücken, ihren kühlen Grotten und ihrem immergrünen Dickicht von Lorbeer, Myrten und Limonen besucht und seinen Blick von dort über die blaue Fläche des Mittelmeeres nach dem Krater des Flammenberges hat irren lassen, der wird bekennen müssen, daß Ariost in seiner berühmten Schilderung

der Zaubergärten der Alcina weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben ist, die sich hier entfaltet. Während er alle Pracht und alle verlockenden Reize der Natur vor uns auszuschütten meint, habe ich bei seiner Beschreibung die Empfindung, als hätte ich einen künstlich gezogenen, schon nahezu im französischen Stil gehaltenen Garten vor mir. Doch der Sitz der großen Fee sollte vielmehr eine auf jähe Felshöhe hingebannte Zauberwildnis sein, wie diese Villa Floridiana. — Ein weiterer Lieblingsplatz von mir ist der Palast der Donna Anna am Posilipp. Derselbe liegt in Trümmern, und das Meer flutet durch die gebrochenen Pfeiler und Bogen herein. Wer diese Ruine bei Nacht betrachtet, während der Mond den Raum inmitten der zerfallenen Mauern mit magischem Licht erfüllt, glaubt sich in das Reich der Märchen versetzt, und wenn er längs der epheubewachsenen Wände wie über die plätschernden Wellen schwankende Schatten hingleiten sieht, fragt er sich, ob Götter und Göttinnen der alten Mythologie hier ein Fest feiern, oder ob es Gebilde aus der romantischen Welt des Mittelalters seien, und die schöne Melusine während der Stunden, daß sie vom Bann befreit ist, sich der balsamischen Luft und des frischen Meerhauchs erfreue.

Die unterirdische Höhle, die vom Golf von Neapel an den von Bajä führt, ist ein Werk grauer Urzeit, und schon die ältesten Nachrichten, die wir von diesen Gegenden besitzen, erwähnen ihrer. Wer sie durchschreitet, glaubt aus dem Land des lachenden Lebens in den Hades gelangt zu sein. Im Altertum war es anders. Denkt man sich alle Belustigungsorte der Welt, Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden, Monte Carlo, vereinigt, so wird man nur ein schwaches Bild von dem haben, was Bajä zur römischen Kaiserzeit gewesen. Verschwendung, Ueppigkeit, Schwelgerei und Wollust herrschten dort in einer Weise, wie sie seitdem die Welt nicht mehr gekannt hat. Aber tiefe Verödung liegt nun über den Stätten,

wo ehemals die reichsten Bewohner Roms und Großgriechenlands zusammenkamen, um einen Wettstreit der Ausschweifungen mit einander zu halten. Im vierzehnten Jahrhundert jedoch scheint Bajä zum Zweck der Bäder noch viel besucht worden zu sein; denn Boccaccio erzählt in seiner Fiammetta von den fröhlichen Gesellschaften, die dort zur Sommerzeit stattfanden. Die ganze Gegend, von hier bis an das Cap Misen, ist mit Trümmern übersät; nur hier und da, wie bei Pozzuoli, ragen Säulen, Mauerstücke, halbgestürzte Tempel und Sitzreihen von Amphitheatern aus dem Schutte hervor. An manchen Stellen aber nimmt die Natur, indem sie das zerbröckelnde Gestein mit ihrem Grün überkleidet, wieder von den Ruinen Besitz. Der Boden rings ist vulkanisch und hallt stellenweise, wie auf der Solfatara, hohl wieder. Auch steigen, wenn man stark mit dem Fuße auf ihn tritt, dichte Dämpfe hervor. Die alte Sage, daß kein Vogel über den Avernersee fliegen könne, ohne erstickt herab zu stürzen, ebenso wie die heißen Quellen, gewöhnlich Bäder des Nero genannt, legen gleichfalls Zeugnis von der vulkanischen Beschaffenheit der Gegend ab. Die meisten Reisenden widmen einen Tag dem Zwecke, dasselbe zu besichtigen, und auch ich habe das früher gethan. Doch lüstet es mich nicht, den Besuch zu wiederholen. Es liegt eine dumpfbrütende Fieberluft über jenem Landstriche, und ich hatte das Gefühl, als sei ein Strafgericht über die ehemals begangenen Frevel dort gehalten worden. Die Ufer des Toten Meeres, wo Sodom und Gomorrha gestanden, tragen noch mehr das Gepräge der Verödung, denn kein Grashalm sprießt auf ihnen; aber das ängstigende, beklemmende Gefühl, das ich dort empfand, war nicht stärker als dasjenige, das in Bajä auf mir lastete.

In schnellerer Zeit, als man braucht, um von einem Thor von Paris zum anderen zu fahren, führt uns die Eisenbahn aus dem lärmenden Menschengewühl und zugleich aus dem Treiben der Gegenwart in das erste Jahrhundert nach

Christus und in die stumme, regungslose Welt von ehedem. Der Wagen rollt über die versunkenen, unter einer dichten Lavakruste ruhenden Städte Herkulanum und Stabiä dahin. Alsdann gelangt man in die jetzt wohl zur Hälfte ausgegrabenen Straßen von Pompeji. Der erste Eindruck, der mich dort jedesmal überfällt, ist der, als sei ich in das Reich des Todes eingetreten, als seien die Häuser nur Gespenster von solchen, die eben da früher gestanden; allein nach und nach belebt sich das Ganze. Wenn ich die Spuren sehe, welche die Räder der Wagen in das Pflaster eingedrückt, meine ich das Rollen der Fuhrwerke zu hören, das noch durch zwei Jahrtausende nachhallt. Die Inschriften an den Gebäuden bringen die Illusion hervor, als ob dort noch die Handwerke von einst betrieben würden, als ob die Haushunde, vor denen wir beim Ueberschreiten der Schwelle gewarnt werden, uns noch anbellen müßten. Es ist gewiß höchst merkwürdig, hier das Altertum und auch dessen Alltagsleben gleichsam mit den Händen berühren zu können. Doch das Entzücken, mit dem viele Reisende von Pompeji sprechen, habe ich nie zu teilen vermocht. Die begeisterte Erwartung, mit welcher Schiller das Wiedererstehen dieser griechischen Stadt (denn es war eine solche, nicht eine römische) begrüßte, als werde sich hier die ganze Herrlichkeit von Hellas neu erschließen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Das Wertvollste, was die Ausgrabungen zu Tage gefördert, sind unstreitig die Wandgemälde. Diese geben uns einen, wenn auch nur höchst matten Begriff von der griechischen Malerei, wie er uns sonst wohl nie zu teil geworden wäre. Einige der Fresken, jetzt im Museum zu Neapel, bekunden durch die Trefflichkeit der Komposition, daß sie Kopien von Meisterwerken sind, und dies gibt ihnen ihre große Bedeutung. Wenn man denkt, daß Pompeji nur ein kleines Landstädtchen war, und seine Bewohner ihre Gemächer doch so vielfach mit Bildern edlen Stils ausschmückten, so

erhält man eine hohe Meinung von der Kunstliebe jener Zeit. Sollte eine Provinzialstadt unserer Tage in irgend einem Lande Europa's verschüttet und später wieder ausgegraben werden, würde man in den Wohnungen ihrer Bürger auch nur irgend Etwas finden, was mit der schlechtesten dieser Fresken verglichen werden könnte? Wenn dergleichen noch in der späten Periode des Verfalls an einem unbedeutenden Orte und von Künstlern untersten Ranges gemalt werden konnte, in welcher gar nicht mehr zu ahnenden Herrlichkeit müssen da die Häuser Athens zur Zeit des Perikles geprangt haben! — Mit dem hohen Werte dieser Funde vermag sich keiner der übrigen zu messen. Die Erwartung, in Pompeji würden sich einzelne, bisher vergebens gesuchte Werke der griechischen Literatur wiederfinden, hat sich nicht erfüllt; indessen ist die Hoffnung wohl noch nicht aufzugeben, daß an irgend einer, vor der Wirkung des Feuers und der glühenden Asche geschützten Stelle gut erhaltene Manuskripte verloren geglaubter Meisterwerke verborgen sein mögen. Die Utensilien, das Hausgerät und die Schmucksachen, welche jetzt ganze Säle des bourbonischen Museums füllen, gewähren uns ein deutlicheres Bild von dem Leben der Alten, als wir bisher hatten, bieten aber doch mehr nur ein Interesse der Kuriosität. In der That halte ich es für kein Glück, daß uns durch diese Gegenstände, wie auch durch die zu Tage geförderten Wohngebäude das Alltagsleben der Griechen, und noch dazu in einer Winkelstadt, so nahe getreten ist. Das alte Hellas hat von Jugend an so hoch und hehr vor unserem Geist gestanden, daß es nicht erfreulich sein kann, es hier seines idealen Glanzes entkleidet zu sehen, hier sich zu überzeugen, daß die Hellenen doch auch Menschen wie wir waren, Menschen mit kleinlichen Neigungen und Bedürfnissen, gleich uns. Daß dies in Wahrheit der Fall gewesen, weiß zwar Jeder; indessen in der Literatur, aus der wir bisher unsere Kenntnis geschöpft, weichen solche Züge der

gemeinen Wirklichkeit zurück. Sie zeigt uns das Bild jenes untergegangenen Volkes nur in den großen Umrissen, in denen seine Herrlichkeit besteht, und ich möchte wünschen, damit mir dieses Bild nie zerstört worden wäre, ich hätte Pompeji nie gesehen, nie vor seinen Krämerläden und liederlichen Häusern gestanden, nie auch die Tafelaufsätze und Lampen mit dem obligaten Phallus im Neapolitanischen Museum betrachtet. Das ist das Hohe in der griechischen Poesie, daß sie uns, im geraden Gegensatz zu dem Hange der modernen, über alles Niedrige des Alltagslebens emporhebt. Selbst Aristophanes verletzt mich nicht im mindesten; denn wenn er auch in die ordinärste Wirklichkeit hinabsteigt, im Zotenreißen keine Grenze kennt und uns die verworfensten Menschenklassen naturwahr schildert, verklärt er das Alles im nächsten Augenblick wieder, indem er uns in den höchsten Himmel der Dichtung hinaufträgt. Er ist der schroffste Gegensatz zu den Realisten unserer Zeit, die sich behaglich in den unteren Regionen bewegen und dieselben auf das Genaueste auszumalen wissen, allein keine Flügel besitzen, um sich von ihnen loszureißen und nach oben zu schwingen. Vielleicht haben wir das Schicksal zu preisen, daß es die mittlere und neuere Komödie der Griechen hat untergehen lassen. Denn in ihr wäre uns vermutlich die Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens viel mehr entgegengetreten. Das zeigen die Lustspiele des Terenz, denen hellenische Muster zu Grunde liegen. Vielleicht sind sie in dem Theater von Pompeji aufgeführt worden; denn neben der griechischen war dort natürlich auch eine starke lateinisch redende Bevölkerung. Die Terenzianischen Komödien passen sehr gut in diese Landstadt hinein, und mir war auf ihren Straßen und Plätzen oft, als müßte ich den Kupplerinnen, verschmitzten Sklaven und betrogenen Alten des römischen Komikers begegnen. Das eine der Theater von Pompeji wird das tragische genannt; allein ich kann mir gar nicht vorstellen, daß der entfesselte

Prometheus oder der Oedipus auf Kolonos dort aufgeführt worden sei; die ganze Umgebung paßt nicht dazu. Wenn übrigens die Spießbürger von Pompeji (denn als solche stelle ich mir die meisten Bewohner der kleinen Stadt vor) im Leben Rollen gespielt haben, die mehr für die Atellanen als für den Kothurn der Tragödie paßten, so wurden sie doch unfreiwillig in einen furchtbar tragischen Untergang hineingerissen. Man kann sich die Scenen bei dem verheerenden Ausbruch des Vesuv, welcher eine ganze Anzahl von Städten mit ihrer Bevölkerung teils unter einem Aschenregen, teils unter feurigen Lavaströmen begrub, nicht entsetzlich genug denken. Die Glücklichsten waren noch Diejenigen, welche sogleich den Erstickungstod fanden. Andere scheinen in Wohnräumen oder Kellern, die nun durch die Aschenschichten überdeckt waren, noch lange qualvoll gelebt zu haben, bis die Dächer unter der Wucht, die der Orkan über sie entlud, zusammenbrachen. Sehr merkwürdig ist der Brief des jüngeren Plinius, in welchem dieser berichtet, wie sein Oheim, der große Naturforscher, vom Kap Misen aus die Eruption des Feuerbergs beobachtete, die ein um so außerordentlicheres Phänomen war, als der Vesuv für einen längst erloschenen Vulkan galt. Der ältere Plinius, um das Schauspiel näher in Augenschein zu nehmen, bestieg ein Schiff, wagte sich zu weit vor und erlitt dabei den Tod, den er wahrscheinlich als ein gütiges Geschenk der Natur ansah, da er früher ausgesprochen hatte, die kostbarste Gabe, welche diese dem Menschen verliehen, und der größte Vorzug, den sie ihm vor dem Tiere eingeräumt, sei, daß er sich selbst das Leben nehmen könne. Schwerlich ist die pessimistische Weltanschauung je düsterer ausgesprochen worden, als in diesen Worten; allein dieselben haben etwas Erhabenes, und man begreift, wie ein höher denkender und fühlender Geist in der Zeit der Neronen dazu kommen konnte, ein solches Glaubensbekenntnis abzulegen.

50.

Neapel, im Februar 1871.

Parthenope oder Neapolis war eine alte griechische Stadt, doch nicht von hervorragender Bedeutung. Sie übertraf an Umfang und Volksmenge schwerlich die anderen zahlreichen, am Golfe gelegenen Städte. Erst im Mittelalter scheint sie gewachsen zu sein. Aus arabischen Schriftstellern geht hervor, daß Neapel einen lebhaften Handelsverkehr mit den sicilianischen Moslimen hatte und daß sich auch manche Muhammedaner daselbst niederließen, wovon verschiedene arabische Grabinschriften zeugen, die hier gefunden worden sind. Mehr noch als im übrigen Italien müssen sich Gebräuche des heidnischen Altertums hier erhalten haben. Noch im vierzehnten Jahrhundert wurden Gladiatorenspiele gehalten. Petrarca, der einige Zeit am Hof der Königin Johanna zubrachte, erzählt in einem seiner Briefe, er habe eine große Menschenmenge sich in einer bestimmten Richtung durch die Straßen hinwälzen sehen und, als er derselben gefolgt, sich plötzlich in einem geschlossenen Raum befunden, wo Fechterspiele gehalten worden seien und Männer wie Jünglinge zum Ergötzen der Zuschauer mit einander gekämpft hätten. Der feinfühlende Dichter, der eine lebhafte Entrüstung über solch ein barbarisches Vergnügen ausspricht, sah dicht neben sich einen bildschönen jungen Mann, von tödtlichem Schwertstoß getroffen, blutend zu Boden sinken. Er fügt hinzu, den Kämpfern gelte es für die größte Schande, auch bei den empfangenen schweren Wunden ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Man muß es zur Ehre der Griechen sagen, daß die scheußlichen Gladiatorenkämpfe selbst in der Kaiserzeit nie rechten Eingang bei ihnen gefunden haben. Die, welche Petrarca gesehen, sind daher kein Ueberbleibsel aus dem hellenischen Altertum, sondern ein Rest derjenigen

gewesen, welche die Römer zur Belustigung der lateinischen Bevölkerung hierher verpflanzt hatten.

Die Königin Johanna war eine Freundin der Dichtkunst und ebenso wie Petrarca weilte auch Boccaccio in ihrer Nähe. Die Männer von literarischer oder künstlerischer Bedeutung, deren Name durch längeren Aufenthalt an Neapel geknüpft ist, sind von jeher meistens von auswärts gekommen. Dort geboren sind ihrer weniger, als in vielen anderen, weit kleineren Städten Italiens. Es ist, als ob die Natur eine Kompensation eintreten lassen wollte. Den Gegenden, auf welche sie allen Segen der Vegetation, alle Reize der Landschaft in überschwenglichster Fülle ausschüttet, schenkt sie selten Männer von hoher geistiger Begabung, während sie in den Erdstrichen, die sie in jener Hinsicht karger bedacht hat, deren desto mehr geboren werden läßt.

Der größte literarische Name, der sich an Neapel knüpft, ist der des Virgil. Wenn man den Weltruhm, den dieser Dichter durch anderthalb Jahrtausende genossen, die überschwängliche Bewunderung, die ihm gezollt worden, ins Auge faßt, müßte man glauben, er sei der erste Dichter der Welt. Nicht ein Mensch, nur ein Wesen höherer Art, so meinte man viele Generationen hindurch, könne Werke von so göttlicher Vollendung wie die seinigen hervorgebracht haben. Die älteren Christen waren wegen einer seiner Eklogen, in der sie eine Prophezeiung des neuen christlichen Weltalters sahen, des Glaubens, er sei einer himmlischen Offenbarung gewürdigt worden. Der große Dante, der sich ihn als Führer durch die Unterwelt erkoren, spricht von ihm, indem er ihn seinen Meister nennt, mit einer an Anbetung grenzenden Verehrung. Diesen Ruhm, der erste aller Dichter zu sein, hat Virgil bis tief in das vorige Jahrhundert hinein bewahrt, und noch Johannes von Müller sprach die Meinung aus, das größte Verdienst des Homer bestehe darin, daß durch seine Ilias die

Aeneide hervorgerufen worden sei. Nicht leicht hat nun eine stärkere Wandlung des Urteils stattgefunden, als die ist, welche Virgil seitdem erfahren hat. Der ungemessenen Hochschätzung von siebenzehn Jahrhunderten ist auf höchst ungerechte Weise nahezu Geringachtung gefolgt, ja der Sänger der Aeneis kann sich glücklich preisen, wenn unsere Zeit ihn nicht als einen bloßen Rhetoriker vom Parnasse herabstürzt. — Wiederholt habe ich das Grab des römischen Sängers besucht, das auf einem Hügel am Fuß des Posilipp, nicht fern dem Eingang in die unterirdische Grotte, gelegen ist. Historische Gewißheit darüber, daß hier wirklich seine Ruhestätte sei, besitzen wir zwar nicht; allein der Platz scheint schon seit sehr früher Zeit als dieser Ort angesehen worden zu sein. Unzweifelhaft ist, daß er in Neapel beigesetzt wurde; davon zeugt seine Grabschrift: „Mantua gebar mich, Kalabrien machte mich der Heimat ungetreu; jetzt umfängt mich Parthenope; ich sang Triften, Fluren, Helden.“ Die Aussicht von oben über Stadt und Meer ist von entzückender Schönheit. Ja, ich möchte diesen Platz einen der herrlichsten der Erde nennen; selbst in der Umgegend Neapels hat er kaum seinesgleichen. Unten sieht man das unermeßliche Straßen- und Häusergewirr, am Fuß der wonnigen Hügel in beinahe unendliche Ferne hingedehnt, und doch dringt von dem rastlos brausenden Lärm der Stadt nur ein leises Gemurmel bis hieher. Man findet sich in ländlicher Einsamkeit. Sicher hätte kein passenderer Ort gewählt werden können, um die Aschenreste des Dichters zu umschließen. Am Hang des Hügels sieht man weidende Ziegen, und man glaubt die Hirtenflöten des Tityrus und des Meliböus zu hören. Zur Seite aber flutet das Meer, welches die Flotte des Aeneas nach Campanien trug. Ueber dasselbe hinaus erblickt man den rauchenden Vesuv und das mit weißen, leuchtenden Häusern übersäte Klippenufer von Sorrent. Indes nicht bloß um der Aussicht willen habe ich oft die Höhe

erklommen, sondern um den Manen des Dichters meine Huldigung zu bezeigen. Ich habe ihn von Jugend auf geliebt und ihn für den weitaus größten Repräsentanten der römischen Poesie gehalten. Auch wird mich kein Geschwätz der Aesthetiker hieran irre machen. Mag früher eine starke Ueberschätzung gewaltet haben, man müßte doch an der menschlichen Urteilskraft irre werden, wenn dasjenige, was so viele Generationen aufs höchste bewundert, in Wahrheit etwas ganz Geringfügiges und bloße Schönrednerei sein sollte. Wenn man derartige Machtsprüche, wie sie von den Lehrstühlen dünkelhafter, vom Dunst ihrer eigenen leeren Phrasen betäubter Professoren erschallen, hört, so möchte man oft meinen, erst unsere Zeit habe die Entdeckung gemacht, was Poesie sei. Doch einer Periode, die für das in ihr erscheinende Gute kein Organ besitzt, dagegen Romane, wie sie jedes Dezennium hervorbringt und dem folgenden zur Todtenbestattung überläßt, für große Dichtwerke hält, dürfte am wenigsten Beruf haben, die früheren Zeiten hierüber zu belehren. Weil Virgil als Sohn eines anderen Zeitalters eine andere Sprache redet als Homer, weil er in seiner Dido tiefe verzehrende Glut der Leidenschaft so geschildert hat, wie dies selbst dem Euripides noch nicht gelungen, darum wird er jetzt Rhetoriker gescholten. In der einfachen Ausdrucksweise eines primitiven Menschenalters, welche im Homer herrscht, hätte sich ein derartiger Sturm des die tiefste Seele durchwühlenden Gefühls betrogener Liebe nicht entfesseln lassen. Freilich steht die ganze Aeneide nicht auf der Höhe des vierten Buchs; hier jedoch in der Episode von der karthagischen Königin zeigt sich der Römer als ein wirklich großer Dichter; und wenn Schiller besonders von ihr entzückt war, so zeugt das von seinem echten Kunstgefühl, nicht, wie man heute zu sagen pflegt, von seiner Vorliebe für Rhetorik. Daß übrigens die Aeneide auch außerdem reich an Schönheiten ist, kann Niemand verkennen. Ebenso vermag

man, wenn man auch jetzt mit Recht der didaktischen Poesie abhold ist, den herrlichen Partien in Virgil's Georgica seine bewundernde Anerkennung nicht zu versagen. Es finden sich Naturbeschreibungen und Schilderungen des altitalischen Landlebens vom höchsten Reiz darin. Und es hat mich oft erstaunt, daß der Dichter eines verderbten Zeitalters am Hofe des Augustus sich ein so wahres, inniges Naturgefühl erhalten konnte. Gerade das, was man bei den späteren Bukolikern vermißt, findet sich bei ihm im höchsten Grade.

Im neapolitanischen Volk ist Virgil nicht als Dichter, sondern als Zauberer berühmt, und es wird geglaubt, er habe die unterirdische Grotte, welche schon seit den ältesten Zeiten der Geschichte unfern von seiner Grabstätte durch den Posilipp hindurchführt, mittels seiner Zaubersprüche in den Felsen gesprengt. Wie der Dichter der Aeneis in den Ruf eines Schwarzkünstlers geraten konnte, ist eine schwer zu erklärende Thatsache; allein es steht fest, daß er im Mittelalter als ein solcher galt. Das Volksbuch „Vom Zauberer Virgilius" hat fast bei allen neueren Völkern Verbreitung gefunden. In demselben werden nicht nur allerhand Wunder berichtet, die er vollbracht haben soll, sondern es werden darin auch Fabeln und Märchen von ihm erzählt, die sich aus der Tausend und Einen Nacht schon vor der Zeit der Kreuzzüge über Sicilien und Spanien in das Abendland verbreiteten. In diesem Volksbuche wird unter Anderem von einem Liebeshandel mit einer Sultanstochter berichtet, die er entführt und für welche er die Stadt Neapel auf Eiern erbaut; sodann von einer ehernen Fliege, die er an einem Stadtthor Neapels anbrachte und welche hinderte, daß eine andere Fliege in die Stadt eindringen konnte, und so weiter. Gervasius von Tilbury, der Kanzler Otto's IV., sagt in seinen Otia Imperialia, daß er bei seiner Anwesenheit in Neapel viele dieser Wunderdinge selbst gesehen, von anderen durch seinen Wirt, den Archidiakonus Pinatellus, Nachricht erhalten habe.

Nicht weit von dem Grabe des mantuanischen Sängers sind in dem Kirchlein S. Maria di Piedigrotta die Reste des einst berühmten Dichters Sannazaro beigesetzt. Das sich von hier am Fuße des Posilipp hinziehende Dorf Mergellina, von dem ein Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts sagt, daß die Natur sich dort in ihrer Pracht gefalle und lächle, war sein Geburtsort. Besonders gepriesen wurden seine lateinischen Verse. Für einige Distichen auf die Stadt Venedig erhielt er ein glänzendes Ehrengeschenk von der Republik und, wenn ich nicht irre, das Bürgerrecht dieser Stadt. Die Verse waren nicht besonders, und Platen äußert mit Recht, er habe bessere Gedichte auf die Lagunenstadt verfaßt; indessen statt ihm ein Ehrengeschenk dafür zu erteilen, habe man dieselben dort verboten. — Das italienische Werk des Sannazar, das ihm besonderen Ruhm verschaffte, war seine Arcadia. Dieser Schäferroman gehört zu einer Gattung, welche mindestens ein Jahrhundert lang ebenso beliebt war wie die der Ritterromane. Cervantes scheint solche Hirtengeschichten, von denen auch Geßner's Idyllen eine Art von spätem Nachzügler sind, leise zu verspotten, indem er den Don Quixote wie für den Amadis und den Palmerin de Oliva, auch für Schäferromane schwärmen und auf den Gedanken geraten läßt, Schäfer zu werden. Gleichwohl hatte er selbst in jüngeren Jahren, der Mode folgend, eine Galathea geschrieben, in welcher Hirten und Hirtinnen die Hauptpersonen sind. Gegenwärtig kann sogar der große Name des Cervantes diesem Roman keine Leser mehr zuführen, und so ist auch Sannazar's Arcadia verschollen. Die ganze Gattung ist eben aus der Mode gekommen, und man begreift kaum noch, wie selbst sehr begabte Dichter, zum Beispiel der Portugiese Montemayor und der Engländer Philipp Sidney, sie kultiviren mochten. Da indessen die literarischen Moden immer wechseln, da zum Beispiel die Ritterromane nach jahrhundertlangem Schlaf durch Fouqué wieder

zum Leben geweckt worden sind, so bürgt Niemand, daß nicht auch die Arcadias, Galatheas, Dianas und Estellas noch wieder auferstehen können, während vielleicht dann die jetzt so beliebten Dorfnovellen als ein veraltetes Genre gelten werden.

Auf dem Platz vor der Kirche, wo Sannazar's Gebeine ruhen, findet im Sommer ein großes Volksfest statt, dem ich vor Jahren einmal beigewohnt habe. Es wurde im Freien geschmaust und gezecht; frohe Gruppen lagerten hier und dort bis in die Nacht hinein, rings klapperten die Castagnetten, die den Tanz der Tarantella begleiteten, und das ganze Fest war interessant durch die verschiedenen Trachten sowohl der Städter und Städterinnen aus den unteren Klassen wie auch der Landbevölkerung, welche aus der Umgegend herbeiströmte. Jetzt wird, wie ich fürchte, das Schauspiel viel von seinem früheren Reiz verloren haben. Denn auch in Neapel verschwinden die alten eigentümlichen Kostüme wie fast überall mehr und mehr, um der allgemeinen, in der ganzen Welt vorherrschenden Kleidungsart Platz zu machen. Nur ausnahmsweise sieht man noch Marinari von der Art, wie sie in der Stummen von Portici auf unseren Bühnen erscheinen. Ich bin gewiß in keiner Weise ein Lobredner der früheren bourbonischen Regierung; allein deshalb, daß sie Jedermann sich nach der Sitte der Väter kleiden ließ, muß ich sie loben. Dagegen wenn die heutige Polizei, wie behauptet wird, wirklich darüber wacht, daß die Lazzaroni und Marinari der Prüderie der reisenden Damen durch Entblößung des Körpers keinen Anstoß geben, so scheint mir dies eine Thorheit zu sein. Jahrhundertelang sind die Töchter des Nordens nach Neapel gegangen und haben einen großen Teil der dortigen Bevölkerung in der halbnackten Tracht des Masaniello gesehen, ohne daß ihre Seele hiedurch Schaden erlitten hätte, und so könnte es auch in Zukunft fortdauern. Höchst zu beklagen ist die von Jahr zu Jahr wachsende Zurückdrängung der alten

nationalen Bekleidungsweise in ziemlich allen Ländern Europas. Und welches Kostüm tritt an ihre Stelle? So ziemlich das häßlichste, das sich ersinnen ließe. Was würde ein Venetianer aus Tizian's Tagen denken, wenn er einen Sohn unserer Zeit in Frack und mit einem Cylinder erblicken müßte? Selbst die Rococotracht mit Zopf und Allongeperücke ist ein Muster von Geschmack und malerischem Reiz im Vergleich mit solcher Entstellung des Körpers, durch welche der Europäer sich unter die barbarischen Völker herabwürdigt. Wenn schon der Schönheitssinn eines Jeden durch sie beleidigt wird, so bringt sie den bildenden Künstler erst recht zur Verzweiflung. Der Porträtmaler ist genötigt, durch Drapirung mit einem faltigen Mantel die entsetzlichen Formen unserer Röcke möglichst zu verbergen. Der Bildhauer weiß aber gar nicht, was er thun soll, und man könnte ihm raten, lieber wieder, wie dies im vorigen Jahrhundert Sitte war, zur altrömischen Toga seine Zuflucht zu nehmen. — Doch ich kehre zum Fest von Piedigrotta und zu den Sitten und Trachten der Neapolitaner, wie ich sie noch vor zwanzig Jahren gefunden zu haben glaube, zurück. Ist es eine von den Täuschungen, mit welchen die Phantasie so oft die Vergangenheit ausschmückt, wenn ich meine, ehemals Alles bunter, reicher und mannigfaltiger gesehen zu haben? Von den Improvisatoren oder Märchenerzählern, denen ich früher so oft beim Leuchtturm am Molo zugehört, traf ich keinen mehr. Man soll zwar hie und da noch welche dort erblicken; sicher aber ist dies viel seltener geworden. In Santa Lucia, sowie am Hafen wogt zwar oft noch ein großes Volksgewühl; aber fast allen Gestalten, die sich dort herumtummeln, könnte man ebenso gut in anderen Städten begegnen. Wenn früher die Naivetät so weit ging, daß junge Leute sich im paradiesischen Zustand unseres Urvaters Adam zeigten, so kann man die Behörden freilich nicht tadeln, daß sie dem entgegentreten, mögen auch die Liebhaber

des Pittoresken es beklagen. In diesem ihrem löblichen Streben wird die neapolitanische Polizei werkthätig durch eine edle englische Dame unterstützt; dieselbe hat, eifrig für die öffentliche Moral bemüht, in Santa Lucia ein Bureau etablirt, wo den Schiffern, Fischern und Lazzaroni unentgeltlich Schwimmhosen verabfolgt werden.

51.

Auf dem Nil, im Januar 1872.

Ich habe die Nilfahrt aufs Neue bis zur heiligen Insel Philä gemacht. Aber fast ist es mir, als sei es das erste Mal gewesen; denn seit meinen früheren Reisen haben Entdeckungen über das ungeheure Alter der Kultur im Pharaonenlande stattgefunden, welche mir Aegypten in einem ganz neuen Lichte zeigten und es mir in vollem Sinne als das merkwürdigste Land der Welt erscheinen ließen. Aus der unlängst von dem trefflichen Franzosen Mariette aufgefundenen Tafel von Abydos, welche die Liste der ägyptischen Könige enthält und völlig mit derjenigen des Manetho übereinstimmt, sowie aus der genauen Durchforschung sämmtlicher Monumente des Landes geht nun unzweifelhaft hervor, daß die durch noch vorhandene Denkmale dokumentirte Geschichte des Pharaonenreichs in eine Vorzeit hinaufreicht, von deren beinahe unendlicher Ferne man bis dahin keine Ahnung hatte. Es war früher die Meinung der Gelehrten gewesen, manche der von Manetho verzeichneten Dynastien hätten gleichzeitig in verschiedenen Gegenden am Nil geherrscht, die eine z. B. in Memphis, die andere in Theben. Diese Ansicht jedoch muß jetzt definitiv aufgegeben werden, da aus Inschriften, die sich in den verschiedensten Teilen Aegyptens an dortigen Bauwerken finden, erhellt, daß die Herrschaft der Pharaonen sich

über das ganze Land erstreckte, und daß nur die eine Dynastie ihren Regierungssitz hier, die andere ihn dort hatte. Aus zwingenden Gründen, welche ich hier nicht darlegen kann, die aber in den Werken der neueren Aegyptologen zu finden sind, muß man nun den Beginn der ersten Dynastie der Tafel von Abydos und des Manetho zum mindesten in das Jahr 5000 vor Christus setzen. Die Regierungsperiode des Erbauers der großen Pyramide von Memphis fällt in die Zeit um 4500. Welchem Altertum aber die riesige Sphinx am Fuß dieser Pyramide angehören muß, das zu denken erregt Schwindel. Denn in einer Inschrift, die unlängst aufgefunden worden, ist von den Reparaturen die Rede, welche Cheops an dieser Sphinx vorgenommen habe. Also um die Mitte des fünften Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung war das kolossale Bild des Götzen Hu (nur die Griechen gaben ihm den Namen Sphinx) schon von der Zeit zernagt und in einem Zustande des Verfalles. Wenn man dies erwägt, wenn man die kleinen in dem daneben gelegenen Tempel entdeckten Bildsäulen betrachtet, die den Namenszug des Cephren, Nachfolgers von Cheops und Erbauers der zweiten Pyramide tragen, so ist anzunehmen, daß noch eine Reihe von Jahrtausenden vorhergegangen sein muß, damit sich die Kultur so weit entwickeln konnte, um Arbeiten von der Vollendung hervorzubringen, wie sie sich besonders in den genannten Statuetten zeigt. Als ich jüngst im flutenden Sande der Wüste, welche die Pyramiden umgibt, vor der Sphinx stand und mein Blick an ihren Zügen hing, die wie aus dem ersten grauenden Morgen der Welt auf mich herabblickten, war mir, als würde ich in eine unvordenkliche Vorzeit hinabgeschlungen, als könne ich den Rückweg in die Welt der Mitlebenden nicht wieder finden. Was sind alle Jahre von Menschengedenken gegen die unendliche Vergangenheit, die sich hier vor uns aufthut! Nur um uns nicht in der Unermeßlichkeit zu verlieren, klammern

wir uns an jene Jahreszahl 5000 fest; allein hinter ihr sehen wir noch zahllose Jahrtausende dämmern gleich den Sternennebeln am nächtlichen Himmel, die kein Fernrohr zu zerteilen vermag. Indessen bleiben wir auch bei jenem Jahr 5000 als dem Zeitpunkte stehen, in welches notwendig Menes, der erste von Manetho verzeichnete König, zurückversetzt werden muß, so ist schon dies eine früher völlig ungeahnte und staunenerregende Zeitenferne. Denn von den ersten, noch mit dem Schleier der Mythe umhüllten Anfängen der Geschichte, die wir bisher gekannt, bis auf den heutigen Tag sind nicht so viele Jahre vergangen, wie von Beginn der ägyptischen Königsdynastien bis zum trojanischen Krieg. Bei dem Dorfe Bedreschin hat man eine Pyramide entdeckt, die mit fast positiver Sicherheit als das Grab des vierten Königs der ersten Dynastie erkannt worden ist und somit als das älteste vorhandene Gebäude der Welt angesehen werden muß, während die Bildsäule der Sphinx mutmaßlich in noch frühere Zeiten hinaufragt. Nahe bei der genannten Pyramide, wo sich meilenweit die Stätte des alten Memphis erstreckt, dehnt sich, Grab an Grab, eine Nekropole aus, die dem fünften Jahrtausend angehört. In kleinen Pyramiden haben sich dort die Bewohner jener frühen Welt ihr Todtenhaus bereitet, und zu Häupten der in ewigen Schlaf Hingesunkenen sind die Wände mit Bildern der Tiere und Gerätschaften bedeckt, die sie im Leben umgaben, sowie mit Darstellungen von Tänzen und Festen. Der dabei leitende Gedanke scheint gewesen zu sein: die Seele umschwebe noch ihre irdische Hülle und finde ihr Gefallen an den früheren Beschäftigungen. Es gibt sich hier keine Spur von dem Glauben und Aberglauben kund, wie er sich in den neuen, drei Jahrtausende späteren Königsgräbern bei Theben in fratzenhaften Darstellungen zeigt. Der früheren patriarchalischen Periode gehören auch zwei bei Sakkara gefundene Bildsäulen an, die im Museum zu Bulak aufbewahrt

werden. Sie stellen den Schwiegersohn eines Königs und dessen Gattin vor, sind aus der Zeit des Cheops, also etwa aus dem Jahre 4500 v. Chr., und zeugen von ungewöhnlicher Geschicklichkeit des Künstlers, der sie gefertigt. Als ich sie sah, waren ihre Farben noch so frisch und lebhaft, daß man glauben konnte, sie seien erst vor kurzem bemalt worden. Die Erkenntnis dieser erstaunlichen Entdeckungen in Bezug auf Chronologie, welche neben denen der Naturwissenschaft der Stolz unseres Jahrhunderts sind, macht die Reise auf dem Nil zu einer wahren Wunderfahrt, wie sie es früher noch nicht war. Während ich auf dem Verdeck des Schiffes sitze und die Ufer mit ihren Tempeln, Grabeshöhlen, Pylonen und Pyramiden an mir vorübergleiten, ist mir, als führe ich den Strom der Jahrtausende aufwärts und müßte zu der Quelle gelangen, aus welcher der Zeitstrom fließt. Hinter mir versinken Jahrhunderte auf Jahrhunderte. Ich denke mir, daß als der Vater der Geschichte Herodot das Pharaonenland bereiste, die Priester ihm ihre Heiligtümer schon wie Denkmäler eines grauen Altertums zeigten; daß, als Moses die Juden aus der ägyptischen Gefangenschaft befreite, als Josef nach Memphis kam, das Reich schon längst in Verfall war. Aber weiter aufwärts durch die Zeiten! Als Ninive, als Babylon erst aufblühten, wußten die Weisen am Nil schon von einer erloschenen Herrlichkeit ihres Landes zu erzählen. Als über dem Gipfel des indischen Kaukasus erst die Morgenröte des werdenden Tages dämmernd aufglomm, und lange bevor unsere Urväter, die Arier, von jenen Höhen herabstiegen, gaben die Hieroglyphen in ihrer stummen Sprache auf grauen Riesenmonumenten in Memphis und Elephantine schon Zeugnis von der großen Zeit, die einst gewesen.

Die Ruinen von Theben sind die gewaltigsten in Aegypten und in der Welt; aber neben denen von Memphis sind sie jung zu nennen; denn zwischen der Erbauung der letzteren

und der ihrigen liegt ein fast so großer Zeitraum, wie zwischen jener der hängenden Gärten der Semiramis und der im vorigen Jahre erfolgten Vollendung des Doms von Köln, ein größerer, als zwischen der Errichtung des Salomonischen Tempels und der Grundsteinlegung zu dem neuen Reichstagsgebäude in Berlin. Ein junger französischer Archäolog, den ich in Oberägypten traf, war so berauscht von den Entdeckungen der Aegyptologen, daß er die Trümmer der hunderttthorigen Stadt modernen Plunder nannte, der kaum verdiente angesehen zu werden. Das hieß nun wieder das Kind mit dem Bade ausschütten. Außerhalb Aegyptens würden die Tempel und sonstigen Ruinen von Theben, die etwa in das Jahr 1500 vor Christus zu setzen sind, immer die ältesten gleich gut erhaltenen Bauwerke der Welt sein; denn die Reste von Ninive können sich weder an Alter, noch an Bedeutung mit ihnen messen. Bei dem Dorf Luxor, wo die Schiffe gewöhnlich Halt machen, erstrecken sich die Ueberbleibsel der Stadt des Rhamses meilenweit zu beiden Seiten des Nil. Man kann ganze Tage umherreiten und stößt immer auf neue Tempel, Palastmauern, Obelisken und riesige Bildsäulen. Der große Tempel von Karnak ist durch seine kolossalen Dimensionen, wie durch seine malerische Wirkung sicher das staunenerregendste Bauwerk auf Erden. Steht man in der Mitte dieses halb eingestürzten Gebäudes, so erblickt man zu allen Seiten, bis in fast endlose Fernen, Säulen von einer Höhe und einem Umfang, daß neben ihnen die bewunderten von Selinunt und Agrigent als Zwergwerk erscheinen; die einen ragen noch stolz zum Himmel, wie in den Tagen des Sesostris, die anderen, halb zu Boden gesunken, suchen wie mit letzter Anstrengung noch die ungeheure Wucht des Daches zu tragen, andere hinwiederum decken wie eingestürzte Felsen in kolossalen Massen die Erde, und wenn man sie erklimmt, gewahrt man zwischen ihnen gewaltige Risse, Klüfte und Spalten, halb von den Gräsern und Gesträuchen

überwachsen, die, aus dem Gestein emporsprießend, im Windhauch der Wüste schwanken. Am mächtigsten ist der Eindruck dieser Ruinen bei Nacht, und ich habe, wie schon in früheren Jahren, lange Stunde in ihnen verbracht, während der Mond, der über den libyschen Bergen hing, oder auch der Schein der Sterne, die hier wie Fackeln am tiefblauen Himmel leuchten, sie erhellte. Vor mir im Süden funkelte das Wundergestirn Canopus, das der nördlichen Hemisphäre nie aufgeht, und füllte den heiligen Raum mit geheimnisvollem Lichte. Rings war Todtenstille, nur hier und da unterbrochen von dem Fall zerbröckelnder Steine; und wie ich den Blick an den gewaltigen Mauern und Säulen hingleiten ließ, dünkte mich, die Zeichenschrift löse sich von den Wänden in lebendige Laute, um mir die Mysterien einer lang versunkenen Welt zu vertrauen. Vor mir in der Nische regte sich das Bild der Göttin, der großen Mutter der Natur und alles Lebens, und aus meiner Brust rang sich ein Gebet zu ihr empor, daß sie mir das Rätsel des Daseins aufhelle. Aber noch hing mein Blick spähend an ihrem Mund, als bleich über den Sandhügeln Arabiens der Morgen aufdämmerte und ich mit ungestilltem Wissensdrang den Tempel verlassen mußte, weil ich auf dem Schiffe erwartet wurde.

Das zweite große Wunder von Theben ist die zusammengebrochene Kolossalstatue, welche gewöhnlich die des Osymandias genannt wird. Diese Bildsäule muß, als sie noch aufrecht stand, alle anderen, welche die Welt später gesehen, den Koloß von Rhodos, wie die Bavaria und das neue Hermannsdenkmal, an Größe übertroffen haben. Allein die letzteren können in Bezug auf das Staunenerregende der Arbeit nicht entfernt mit ihr verglichen werden, da sie von Erz und hohl sind, während das ägyptische Bildwerk aus enormen Steinblöcken ausgehauen ist, welche die viele Tagereisen betragenden Strecken, von den Felsgruben bei Assuan herab bis hierher, transportirt werden

mußten. Der Gedanke, zu was für einer Ausbildung die Mechanik in jener frühen Zeit gelangt sein mußte, damit ein solcher Transport bewerkstelligt werden konnte, der selbst für unsere Tage Schwierigkeiten bieten würde, erregt Bewunderung. Unfern von hier, auf einer weiten grünenden Ebene, erheben sich die beiden mächtigen, noch aufrecht stehenden Bildsäulen, von denen die eine, mit dem Namen des Memnon oder Amenophis bezeichnete, schon von den Griechen und Römern als eines der Weltwunder besucht und angestaunt wurde. Der untere Teil dieser Statue ist mit Inschriften in griechischer und noch mehr in römischer Sprache überdeckt, in der Touristen aus dem alten Athen und Rom, welche die Neugier hierher getrieben, bezeugen, sie hätten den Sohn der Eos bei Sonnenaufgang seine Mutter begrüßen gehört. Naturforscher behaupten, das Gestein, aus welchem die Bildsäule besteht, gebe, wenn sie von den ersten Strahlen des Tagesgestirns berührt werde, einen leisen Ton von sich. Auf der andern Seite will man hinter dem Haupte des Memnon eine kleine Kammer gefunden haben, in welcher ein dort versteckter Priester, um die Gläubigen zu befriedigen, jenen Klang hervorgebracht haben könnte. Als ich diesen Amenophis wieder besuchte, erinnerte ich mich lebhaft, wie ich vor mehr als zwanzig Jahren, in einen Beduinenmantel gehüllt und von meinem arabischen Führer bewacht, eine Nacht an dessen Fuße geruht in der Hoffnung, ich würde in der Frühe den Gruß des geheimnisvollen Urweltsohnes an die Morgenröte vernehmen. Ich will keine Unwahrheit sagen und daher offen gestehen, daß ich trotz aller Anstrengung nichts hören konnte. Seltsam ist, wie die Griechen den Helden oder Fürsten der Aegypter, den dieses Denkmal vorstellt, mit dem bei Homer erscheinenden Aethioperfürsten Memnon identifizirten, der seinem Oheim Priamos gegen die Griechen zu Hilfe gekommen und von der Hand des Achilles gefallen sein soll. Die Hellenen hatten eben, wie

alle Völker von starker Eigentümlichkeit, keinen Sinn für die Sagen anderer Nationen und deuteten Alles im Geist der bei ihnen einheimischen Ueberlieferungen um. Herodot, und noch der spätere Diodor von Sicilien, bestaunten zwar Aegypten als ein Wunderland, betrachteten jedoch die Sitten, Institutionen, die Geschichte wie die Religion des dortigen Volkes immer durch die griechische Brille. Noch viel größer aber war die Befangenheit und Unwissenheit der Araber in dieser Hinsicht; man muß darüber lachen, welche tollen Fabeln selbst ihre besten Historiker über die Pyramiden und andere Bauwerke des Pharaonenlandes feilbieten.

Als ich die weite, nur von niedrigen Hügeln unterbrochene Fläche überschaute, die mit dem Schutt des alten Theben bedeckt ist, suchte ich ein Bild der ungeheuren Stadt, wie sie einst gewesen, vor meiner Phantasie hervorzuzaubern. Ich dachte mir ihre endlosen Säulenstraßen durchwogt von langen Karawanenzügen, von Streitwagen und dem Getümmel des Heeres, das sich bei den Eroberungskriegen des großen Rhamses nach dem Euphrat, ja zum Oxus und den Gipfeln des indischen Kaukasus hinwälzt; ich malte mir die weiten Paläste mit mächtigen Dächern über den Palmenwipfeln emporschauend, die hochragenden Obelisken, Pyramiden und Pylonen, die Opfernden, wie sie in langen Reihen zu den Altären ziehen, die Tempel mit dem heiligen Gesang, der aus ihnen erschallt, die brütenden Sphinxe längs des Nil und die festlichen Chöre der Jungfrauen, die der geweihte Strom auf seinen Wellen trägt. Doch ich fühlte bald die Unvollkommenheit des Gemäldes, das meine Einbildungskraft entwarf. Da kam mir der Gedanke, ob die Schilderung, welche das indische Epos Ramajana von der Urweltstadt Ujodhia entwirft, einen annähernden Begriff von dem, was die hunderttorige Residenz des Rhamses gewesen, geben könne. Man muß freilich das, was speziell indisch ist, von dieser Beschreibung abziehen. Die Stelle lautet

etwas abgekürzt: „An den Ufern des Flusses lag die berühmte vom König der Menschen erbaute Stadt, deren Umkreis zwölf Tagereisen betrug. Ihre Häuser erhoben sich bis zu den Wolken; benetzt von sprudelnden Gewässern, mit Wäldchen und Gärten geschmückt, war sie von einer unübersteiglichen Mauer umgeben. Die Klänge musikalischer Instrumente und das Getöse der Waffen wurden beständig in ihr vernommen. Sie war voll von Tänzerinnen; Elephanten und Rosse bewegten sich nach allen Richtungen in ihr; Kaufleute aus jedweder Gegend wimmelten dort, und die Stadt widerhallte beständig von dem Rasseln der Götterwagen. Die Dächer dröhnten von dem Klange der Zinken, Flöten und Harfen. Kein Bewohner dieser Stadt lebte weniger als tausend Jahre. Nie schwiegen in ihr die Stimmen der Betenden. Gastmahle und festliche Versammlungen froher Menschen folgten einander ununterbrochen. Zugleich war die Stadt durchwallt von dem Duft des Weihrauchs, der Kränze, der Blumen- und Opferspenden, so daß das Herz davon berauscht wurde. Die heiligen Feuer der Altäre unterhielt beständig ein Volk von Priestern."

Der Besuch der Königsgräber, etwa eine Meile vom Nil im libyschen Gebirge, muß Jedem unvergeßliche Eindrücke hinterlassen. Es sind vielmehr Felsentempel, tief in das Gestein hineingebrochen. Noch bei weitem nicht alle hat man geöffnet, und dies Unternehmen ist oft nicht ohne Gefahr, da Felsblöcke herabzustürzen drohen und unten nicht selten Abgründe gähnen, in welche der Unbedachte hinabsinken kann. Der Weg in diejenigen Gräber, die sich unbedenklich besuchen lassen, führt erst durch einen engen, finsteren Gang; alsdann öffnet sich eine Halle, und wenn die Araber ein Feuer anzünden, erblickt man beim Schein der auflodernden Flamme das Dach und die Wände ringsum mit Bildern bemalt, deren Farben sich zum Teil wunderbar erhalten haben. Das waren die Grab-

stätten, welche die Särge mit den Mumien der Könige bargen. Wenn man die Sorgfalt betrachtet, mit der dieselben ausgeschmückt sind, so findet man den Ausspruch Diodor's von Sicilien bestätigt, wenn er sagt: „Den Aegyptern gelten die Wohnungen der Lebenden für minder wichtig, als die der Todten, weil jene ihnen nur für kurze Zeit, diese für immer dienen.“ Aber nachdem die Rhamessiden hier durch mehr als drei Jahrtausende geruht, ist ihr Grabesschlummer in unserer Zeit gebrochen worden. Man hat sie in ihren Sarkophagen in ferne Länder des Nordens geschleppt, von deren Dasein selbst im Traum keine Ahnung zu ihnen gelangt war, die damals, von undurchdringlichen Wäldern überdeckt, vielleicht nur auf den Pfahlbauten der Seen den wenigen Bewohnern eine Zufluchtstatt vor reißenden Tieren gewährten. In den Museen von Turin, Paris, Berlin träumen nun, von den Augen der Neugierigen begafft, die Pharaonen dem Tage der Auferstehung entgegen. Oder wird ihr Geist unterdessen durch die Seelenwanderung von Körper zu Körper getrieben, bis er nach vollendetem Kreislauf in die verlassene Hülle zurückkehrt und noch einmal in ihr auf Erden wandeln muß? Wie werden sie staunen, wenn sie in der neuen Umgebung erwachen! Es gibt viele unverständliche Lehren in den Religionen; die von der Seelenwanderung indes kann ich nicht dazu zählen: sie erscheint mir als von geheimnisvoller Tiefe, und ich vermöchte weit eher an sie zu glauben, als an viele andere Dogmen.

Die Tempel von Esne, Edfu, wie auch der von Abydos, sind wegen des viel kleineren Maßstabes, nach dem sie erbaut, minder imposant, als der von Karnak, haben jedoch die bessere Erhaltung vor ihm voraus. Wenn wir sie betreten, weht uns ein mysteriöser Schauer aus ihnen entgegen. Man glaubt, die Priester und die Opferer hätten sie eben erst verlassen, die frommen Gebete seien eben erst im Heiligtume verklungen. Aber verschollen, in ferne Zeitentiefen zurückgesunken ist der

Glaube der frühen Menschen, der hier seinen Kultus gefeiert. Nur die Steine in ihrer unhörbaren Sprache lallen noch unverständliche Worte von ihm. Selbst die Zeichenschrift an den Wänden und die Papyrusrollen, obgleich es endlich gelungen, sie zu entziffern, vermögen uns doch seinen Sinn und sein Verständnis nur unvollkommen zu erschließen. Wenn ich in den Mauern dieser Tempel allein weilte, dachte ich oft, daß eine ernste Weisheit, welche die späteren Geschlechter nur vergessen, dort verborgen sein, daß, vermöchte ich in sie einzudringen, mir Alles klar werden müßte.

Einer der wundervollsten Plätze in Aegypten, schon allein wert, um die Reise dahin zu machen, ist das heilige Eiland Philä. Ich hatte in Assuan ein Kameel bestiegen, das mich längs des Nil gegen Süden trug. Die Ufer des Stromes sind hier grüner und durch größere Erhebung malerischer, als anderswo. Eine Zeit lang ging der Weg landeinwärts. Als ich mich dem Flusse wieder näherte, bot sich mir plötzlich ein Anblick von unvergleichlicher Schönheit. Vor mir lag, zwischen breitblättrigen Bananen hindurchschimmernd, die geweihte Insel mit ihren von Palmenfächern überschatteten Tempeln. Es war eine Scene von traumähnlicher Herrlichkeit, wie aus einem morgenländischen Gedichte in die Wirklichkeit getreten. Und als ich einen Nachen bestieg, um hinüber zu fahren, fürchtete ich, das Bild würde vor mir wie eine Fata Morgana in Luft zerrinnen. Unter den Säulen des Tempels auf der Höhe des Eilands habe ich dann sinnend lange Stunden gesessen. Zu meinen Füßen kreiste und glitzerte im Morgenlicht der Nil, der sich weiter vor mir in wilden Katarakten silberschäumend über die Felsen wälzte. Im Murmeln seiner Wogen glaubte ich Kunde von den fernen Gletschern und Seen am Mondgebirge zu vernehmen, von wo er, gleich der Himmelstochter Ganga, herabstürzt. Ich überdachte in dieser Einsamkeit die neuen Offenbarungen, die mir auf der Reise bis hierher

geworden; auf einmal die Weltgeschichte sich um einen Zeitraum von vier Jahrtausenden weiter rückwärts ausdehnen zu sehen, als man bisher geglaubt, das muß wohl als eines der größten Ereignisse im Leben eines Jeden angesehen werden, der ernster Betrachtungen fähig ist. Wohl wußte ich, wie durch die Forschungen unserer Geologen und durch die Funde tief unter der heutigen Oberfläche der Erde ein unermeßliches, vielleicht auf Jahrhunderttausende zurückgehendes Alter des Menschengeschlechts festgestellt sei. Aber selbst darnach war es mir erstaunlich, hier im Nilthale die Kultur in eine solche Zeitferne hinaufreichen zu sehen, hier Monumente aus dem fünften Jahrtausend vor Christus zu finden, die schon von einem weitvorgerückten Bildungsstadium Derer, welche sie errichtet, zeugen. Allein ist es möglich, dachte ich weiter, daß nur das ägyptische Volk während so langer Zeiträume auf einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe gestanden habe, die ganze übrige Welt jedoch noch von Barbaren, Höhlenmenschen oder höchstens Pfahlbauern bewohnt worden sei? Nein, jene frühe Geschichte muß nur in Vergessenheit gesunken sein; es müssen gleichzeitig mit König Cheops und Cephren in Asien, Afrika, vielleicht auch Europa schon Reiche und Nationen geblüht haben, von denen jede Kunde verschollen ist. Nur über Aegypten hat, was zum Teil seinem günstigen Klima, zum Teil der Massenhaftigkeit und Kolossalität seiner Bauten zuzuschreiben ist, ein Stern des Glücks gewaltet, daß von seinen Denkmalen sich noch so viel erhalten hat. Diejenigen der anderen Länder sind durch die Zeit zu Staub geworden, durch Erdbeben und Kriege zerstört; aber sind sie auch wirklich alle zerstört? Findet man nicht vielfach zerstreut namenlose, unbekannte Ruinen, von denen man nicht weiß, welchen Völkern man sie zuschreiben soll? Wie Kunden großer welthistorischer Ereignisse selbst aus verhältnismäßig späterer Zeit gänzlich verloren gehen können, das läßt sich an manchen Beispielen nachweisen. Hätten die

Griechen uns nicht von den gewaltigen Eroberungszügen der Perser gegen Hellas Nachricht gegeben, wir würden nichts davon wissen, weil die Perser selbst, obgleich der Schrift kundig, uns keine Nachricht darüber hinterlassen haben und Alles, was spätere morgenländische Schriftsteller bringen, nur aus griechischen Quellen geschöpft ist. Ja, eine nähere Kenntnis vom persischen Reich und den Thaten seiner Könige würden wir gleichfalls ohne die Hellenen nicht haben; denn was die Hebräer darüber berichten, ist höchst dürftig und lückenhaft; und wenn man auch in Keilinschriften die Namen des Cyrus und Xerxes endeckt hat, wenn auch noch Trümmer von Persepolis vorhanden sind — wie wenig sagen uns diese!

In Syrien und Kleinasien, wo Erdbeben noch mehr Verheerungen angerichtet, als die Zerstörungswut der Menschen, finden sich Schichten auf Schichten übereinandergetürmt, die bis tief in den Schoß der Erde hineinreichen und wahrscheinlich verschiedenen Bauwerken angehören, die nach einander, vielleicht in unendlich langen Zeiträumen, in die Tiefe hinabgesunken sind. Können nun die untersten von diesen nicht einer grauen Urzeit angehören, von der wir bisher keine Ahnung hatten? Können sie nicht noch älter sein als jene Pyramide bei Bedreschin, welche aus der Zeit der ersten Dynastie des Manetho herrührt? — Als ich so dachte, wie viele Nationen und Reiche schon auf Erden gewesen sein mögen, an die jedes Andenken erloschen ist, oder deren Städte und Bauwerke tief unter der Erdkruste ruhen, um vielleicht erst von späteren Generationen wieder ans Tageslicht gefördert zu werden, war mir, als hörte ich aus dunkler Zeitentiefe die Todtenklagen von Völkern ohne Namen und Erinnerung, die mit ihren Göttern unter den Trümmern ihrer Tempel in Staub sanken, um keine Spur ihres Daseins zu hinterlassen. Gleichwie auf unseren Friedhöfen Gräber den Gräbern folgen und die stummen Geschlechter derer, die sie

bewohnen, einander verdrängen, bis ihr Staub zuletzt selbst wieder verwest und in nichts versinkt, so können auch ganze mächtige Nationen mit allen Werken, die sie geschaffen, in Ein Atom zusammenschwinden. Noch hat dies Schicksal das Aegypten der Pharaonen nicht ereilt; aber wohin man blickt, hat der Tod schon siegreich seine Fahne über ihm aufgepflanzt, und die Prophezeiung des Hermes Trismegistus ist zur Wahrheit geworden: „Zum Himmel ist die Göttin zurückgekehrt, verlassen ist das Land am Nil, ihr alter Sitz; seine heilige Erde, sonst mit Tempeln und geweihten Orten erfüllt, ist jetzt voll von Gräbern und Todten; zur Fabel ist seine Religion geworden, nur die Steine reden von seinen frommen Thaten."

Hier an der Grenze der Tropen werden schon viele Sterne des südlichen Himmels sichtbar, die dem Norden nie aufgehen. Die Krone darunter ist das südliche Kreuz, das freilich nur wenige Grade über den Horizont emporsteigt. Da ich die Stunde seines Aufgangs und Niedergangs wußte, erhob ich mich mehrmals bei Nacht von meinem Lager, um nach ihm zu spähen. Der Anblick des nächtlichen Himmels war von unvergleichlicher Pracht, wie man Aehnliches in unseren nebelerfüllten Regionen nie erblickt. Die Sterne schienen nicht leuchtende Punkte, wie bei uns; sie flammten wie Fackeln durch die trotz des tiefen Blaus doch kristallklare Luft herab, und wenn ich dann in den Strom blickte, aus dem sie in zitterndem Glanz zurückstrahlten, glaubte ich, ich sei nicht auf Erden; das Schiff ziehe durch die Milchstraße hin. Doch auch hier, so weich und balsamisch mich die Nachtluft umspielte, als wolle sie alle meine Sorgen stillen, konnte ich die trüben Gedanken nicht verscheuchen, die sich in diesem Land der Gräber bei jedem Schritte aufdrängen. Das funkelnde Sternbild selbst, an dem mein Auge hing, führte mir in vernichtender Weise vor die Seele, wie vor der unendlichen Zeit, die schon

verflossen und die noch kommen wird, das Größte gleich vergänglich ist wie das Kleinste, und wie selbst die Dauer der mächtigsten Völker und Reiche vor ihr nur dem Leben einer Eintagsfliege gleichkommt. Als die Pyramide des Cheops erbaut wurde, war das südliche Kreuz noch im nördlichen Deutschland sichtbar; nun ist es im langsamen Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen bis auf seinen heutigen Stand zurückgewichen. Aber dereinst, nach dem Verlauf vieler Jahrtausende, wird es wieder so weit emporgestiegen sein, daß die Bewohner des Nordens es erblicken. Das ist das große platonische Jahr. Wenn es seinen Kreislauf vollendet hat, wird Europa mit allen seinen Werken, seinen Riesenbauten, seinen über die höchsten Berge, durch mächtige Felsen und unter den Meeren hinführenden Straßen in eine gleich ferne Vergangenheit versunken sein, wie es jetzt das Aegypten des Menes ist, und das Leben wird sich vielleicht von seinem erschöpften und verödeten Boden an andere Küsten geflüchtet haben, um dort einen neuen Völkerfrühling zu entfalten. Rom und Paris werden dann in Trümmern liegen wie jetzt Theben und Memphis; und in der Erinnerung der Menschen wird sich dann auch die Zeitrechnung verwirrt haben, wie man noch vor kurzem die um mindestens vier Jahrtausende jüngeren Pyramiden von Meroë für älter hielt, als die von Gizeh. Wenn dann Altertumsforscher unter dem Schutt der genannten Hauptstädte die nach Rom und Paris gebrachten Obelisken erblicken und sie mit denen vergleichen, die sich auch noch am Nil erhalten haben werden, so wird sich vielleicht unter ihnen ein Streit erheben, wo die ursprüngliche Heimat dieser Obelisken sei, und ob Theben und Memphis, oder Rom und Paris die älteren Städte seien.

52.

Interlaken, im September 1873.

Es sind wenige Jahre meines Lebens vergangen, daß ich nicht das Land besucht hätte, wo der Atem des Naturgeistes uns mächtiger anweht, als irgendwo sonst. Hier ist mir dieser weltalte und doch ewig junge Geist schon in meiner ersten Jugendzeit vertraut geworden. Seitdem habe ich ihn oft auf den einsamen Berggipfeln wie in den verborgenen Schluchten wieder begrüßt, und nun bin ich seinem Ruf von neuem gefolgt, um sein Brausen und Wehen in den Tannenwäldern zu hören und ihm zuzuschauen, wie er über nie von Menschen betretene Gletscher schreitet oder mit den Wasserfällen von den Felsensteilen in bodenlose Abgründe stürzt. Wenn dieser Aufenthalt mich immer mit großen Anschauungen erfüllt, mich über die Kleinheit der Alltagswelt erhoben und mit Kraft für den Kampf des Lebens gestählt hat, so war er diesmal von noch höherem Wert für mich, indem sich mir durch die inzwischen gemachten oder erst jetzt zu meiner Kenntnis gekommenen Entdeckungen der Wissenschaft im Schoß dieser gigantischen Natur ganz neue Ideen und bisher ungeahnte Blicke in das Wesen der Dinge erschlossen haben. Wenn ich dem Lauf der Ströme bis dorthin folgte, wo sie sprudelnd aus ihren Eishöhlen hervorbrechen, wenn ich auf der Höhe des Faulhorn die Sonne steigen und ringsum die Gletscherhäupter wie Opferherde aufflammen, wenn ich die Wetterwolken ihre Blitze zu meinen Füßen entladen sah, oder mein Geist mit ihnen von Gipfel zu Gipfel hinzog, so war mein Genuß noch derselbe wie früher, aber er wurde durch das Licht einer höheren Erkenntnis vermehrt. Eine Vorschule, die mich in diese einführte, war für mich die Betrachtung des sogenannten Gletschergartens in Luzern. Ich werde den Eindruck, den mir letzterer gemacht, nie vergessen. Im kleinen

Raum des Gartens, dessen Boden erst unlängst offen gelegt wurde, sind die Umwälzungen der Erdoberfläche während eines Zeitraums von Jahrhunderttausenden, ja vielleicht von Myriaden von Jahren zusammengedrängt und treten uns in Einem Augenblick vor die Sinne. In den Felsenmassen, welche den Boden bilden, finden sich tiefe Trichter, die durch die Gletscher hervorgebracht worden sind, indem das aus ihnen strömende Wasser einen Stein unaufhörlich umherwirbelte und den Felsen im Verlauf unberechenbarer Zeiträume zu solcher Tiefe aushöhlte. Unmittelbar daneben finden sich andere Steinblöcke, in denen man den deutlichen Abdruck von Palmenblättern sieht. Dicht beisammen also erblickt man zwei durch Aeonen von einander geschiedene Gestalten der Erde: die eine, als ein tropisches, treibhausartiges Klima in unserem Norden die Pflanzen der äquatorialen Zone gedeihen ließ, die andere, als ungeheure Eismassen, worin alles Leben erstarrte, den Boden bedeckten und sich wahrscheinlich über die ganze Erde hinzogen; von Letzterem geben die erratischen, durch die Gletscher vorgeschobenen Blöcke, die sich bis tief nach Süden hin finden, Kunde. Wenn ich mich in diesem Garten befand und die Zeugen unvordenklicher Vergangenheit, vom Gedanken nicht auszumessender Jahrtausende betrachtete, war mir, als ob alle Zeit um mich verschwände und ich in den Abgrund der Ewigkeit versänke. Ich kann das Schicksal preisen, daß dort halb von Grün und Blumen überdeckt mir zuerst so Gewaltiges, das zu fassen der Menschengeist kaum geschaffen zu sein scheint, vor Augen trat und zum Bewußtsein gelangte. Wäre dies inmitten der himmelhohen Bergtitanen, unvermittelt durch die mir vertrauten Gebilde der Erddecke, auf einmal geschehen, ich würde dadurch erdrückt worden sein. Nun war ich vorbereitet, in den erhabenen Tempel einzutreten, wo mir der Schleier von dem großen Geheimnis vollends fallen sollte. Dennoch als die Berner Bergkolosse vor mir lagen, als von der

Wengernalp meine Blicke zu den grauen, verwitterten Felsmassen des Eiger, der Jungfrau, des Mönchs, zu ihren von urweltlichem Eise belasteten Wällen und Zinnen hinüberschweiften, befiel mich noch oft ein Zagen, der Wahrheit ins Auge zu blicken. Wenn ein Schmetterling, von der Luftströmung entführt, zu mir emporschwebte, pries ich ihn glücklich, daß er in dieser Riesenwelt lebte, ohne von der Grenzenlosigkeit des Raums und der Zeit zu wissen, die sich in ihr verkörpert hat. Ich sagte mir, ich sei ein Eintagsgeschöpf gleich ihm, und ebensowenig wie er gemacht, über die enge Schranke meines Lebens hinaus in Unendlichkeiten zu blicken, vor welchen dem Geist schwindelt. Erst allmälich gewann ich Mut und fühlte, wie in der Größe der Umgebung auch meiner Seele die Schwingen wuchsen. Ich las in den um mich aufgetürmten Bergschichten wie auf steinernen Tafeln, auf die der Weltgeist seine Offenbarung geschrieben, die Entstehung der Erde und ihren Fortgang durch alle Perioden ihrer Umwandlung, Zerstörung und Weiterentwicklung. Aus einem Nebelflammenstrom, der grenzenlos durch den Raum dahinflutet, hat sich unser Planet gebildet, indem er um seinen feurigen Kern eine dünne Rinde erdiger Substanzen legte. Auf diesem Ball, welcher von einer Hülle dichten Qualms und feuchten Dunstes umgeben war, entfaltete sich, nachdem seine ursprüngliche, kein organisches Leben zulassende Glut so weit abgekühlt war, eine wuchernde Vegetation, von der jene der Urwälder Amerika's nur noch ein schwaches Abbild gibt. Riesenhafte Farnkräuter, Palmen, Boababs, Drachenbäume, gegen welche die heutigen nur Zwerge sind, bildeten ein undurchdringliches Dickicht. Aber die die Erde umhüllenden Dunstmassen senkten sich und überfluteten als ein ungeheures Meer deren ganze Oberfläche. Noch ragte keine Insel, kein Festland empor; allein das flüssige Innere der Erde stürmte in furchtbaren Bewegungen und trieb bald hier, bald dort

eine Klippe, einen Felsen aus der Flut herauf. So erhoben sich die Alpen aus dem erdumwallenden Ozean bis über die Wolken. Finsteraarhorn, Mont Blanc, Schreckhorn und die anderen Bergkolosse, die wir heute als die höchsten bestaunen, sind nur noch Ruinen der früheren, so wie sie sich durch zahllose Revolutionen und Katastrophen bis zu uns gerettet haben. Sie hatten zum Teil einst die doppelte Höhe und sind von ihr wieder herabgesunken. Ihre Gipfel waren durch vielgestaltige Felsenbrücken und Bogen mit einander verbunden, die nun, eingestürzt, als Blöcke die Thäler bedecken. Man darf annehmen, daß dieser Verfall, von dem uns die hie und da vorkommenden Bergstürze Kunde geben, beständig fortdauert und daß die Alpen dereinst, wenn auch erst nach Jahrmillionen, von der Erde verschwinden werden, so daß ihr ehemaliges Vorhandensein unseren späten Enkeln vielleicht als Fabel gelten wird. — Wie die Erdoberfläche nach und nach mehr erkaltete, überkleideten sich die Berge mit Schneelagern, aus denen sich die Gletscher bildeten, und allmälich bei der zunehmenden Abkühlung überzog eine Eisrinde die ganze Oberfläche des Planeten, sowohl Festland wie Meere. Nach Zeiträumen, für deren Ausdehnung uns jeder Maßstab fehlt, begannen dann in den Strahlen der Sonne, welche stärker durch die sich zerteilende Dunsthülle wirken konnten, vom Aequator her die Schnee- und Gletschermassen zu schmelzen, und es brach der Morgen der heutigen Welt an. Allein erst Umwälzung auf Umwälzung hat zu der jetzigen Gestalt der Erde geführt. Während sich die Meere nach und nach verliefen und zugleich Erdbeben mitwirkten, bildeten sich bald hier, bald da Kontinente und verschwanden wieder, um an anderen Stellen von neuem aufzutauchen. Weltteile, die jetzt durch den Ozean getrennt sind, waren ehemals mit einander verbunden, und inmitten solcher, die gegenwärtig ein zusammenhängendes Ganzes bilden, flutete das Meer.

Wie schwindet alle Menschengeschichte, wie schwinden alle Annalen der Königreiche von der ersten Dämmerung der Sage an vor dieser Erdgeschichte in nichts zusammen! Jenen Annalen habe ich ein jahrelanges Studium gewidmet; doch als mir hier in der Schweiz das große Buch erschlossen wurde, welches den Bericht von der Geburt und der Entwicklung unseres Planeten enthält, als die gewaltigen Denkmale der letzteren mich im Kreise umstanden, wollte es mir fast scheinen, als sei alle meine frühere Beschäftigung an etwas Geringfügiges verschwendet worden. Wenn mich ehemals die vielen Jahrhunderte, die seit den Patriarchen oder seit der Einwanderung der Dorer in Griechenland schon verronnen sind, mit Staunen erfüllt hatten, so waren sie gegen die unendlichen Zeiträume, mit denen ich es hier zu thun hatte, doch kaum eine Spanne Zeit, und die ganze Menschengeschichte, das Aufblühen und Vergehen der Reiche erschien mir als nichts bedeutend neben den riesenhaften Wandlungen und Katastrophen, von denen rings Alles zu mir redete. Ich beklagte, daß ich nicht von früh an mich den Naturwissenschaften gewidmet; sie allein, glaubte ich, hätten mir Befriedigung gewähren, mir Aufschlüsse über die Rätselfragen erteilen können, die mich so viel beschäftigt und von deren Lösung ich immer so entfernt geblieben war. Indessen habe ich dies, nachdem der erste überwältigende Eindruck der neuen Anschauungen vorüber war, als einseitig und irrtümlich erkannt. Die Forschung nach der Geschichte der Erde soll mit derjenigen nach der Geschichte der Menschheit Hand in Hand gehen; aus dem Licht, das beide gegenseitig auf einander werfen, werden uns dann ungeahnte Offenbarungen zu teil werden.

Bei meinen Streifzügen durch die Umgebungen des Monte Rosa, die von Zermatt, das Chamounithal und die Berner Alpen eröffneten sich mir auf Schritt und Tritt ganz neue Perspektiven. Aehnliches war mir nur einmal früher begegnet,

als ich den ersten Einblick in die Astronomie that. Wie ich damals durch ein weittragendes Sehrohr in den Nachthimmel hinausblickte und sich die fernen Lichtnebel in ein Gewimmel von Sternen auflösten, kam es mir, alle meine Zeitbegriffe verwirrend und mir eine Ahnung der Ewigkeit gebend, zum Bewußtsein, daß der Strahl, welcher eben mein Auge traf, vor Millionen von Jahren jene unendlich fernen Weltkörper verlassen habe. Ich vergegenwärtigte mir, jene unvordenkliche Vergangenheit, als vielleicht unser Sonnensystem noch gar nicht existirte, stehe auf diese Art als lebendige Gegenwart vor meinen Sinnen. Ganz so traten jetzt Erscheinungen, die in unermeßlicher Zeitferne stattgefunden, sinnlich faßbar vor mich hin. Ich glaubte, durch einen Kenner der Alpenwelt darauf aufmerksam gemacht, im Felsen die Spuren von Regentropfen der Urwelt zu erblicken, die sich, als sich das Gestein noch im weichen, halbflüssigen Zustande befand, demselben eingedrückt hatten. Auf hohen Bergspitzen sah ich Pflanzen, deren Samenkörner oder Ureltern von den skandinavischen Gebirgen oder den Gipfeln der Cordilleren über die Meereswogen hierher geschwommen oder von flutenden Blöcken herangetragen worden waren. So verwandelte sich auf einmal die Oberfläche der Erde für mich in einen allverbreiteten Ozean, aus dem nur die Häupter der Alpen, Anden, des Himalaya und der norwegischen Gebirge wie Klippen hervorragten. Als ich im Chamounithal auf dem sogenannten Jardin inmitten des Mer de glace stand und mich rings von Gletschern umgeben fand, gewann ich ein lebhaftes Bild von der Beschaffenheit der Erde, wie sie einst von einem Pol bis zum anderen mit solchen Eismassen überdeckt war. In den ungeheuren Felsenblöcken und Steintrümmern, die an vielen Stellen die Abhänge der Thäler erfüllen, erblickte ich die Reste zusammengestürzter Gipfel, die einst so hoch über den Monte Rosa, das Matterhorn, den Mont Blanc emporgeragt, als sei ein

zweiter Bergriese auf den ersten getürmt. Vielleicht sind selbst der Chimborasso, der Dhawalagiri nur Zwerge in Vergleich mit den himmelragenden Kolossen, die einst hier in der Schweiz gestanden. Man zeigte mir an den Abhängen der Berge unübersehbare Lager von kleinen Schaltieren, die von den aufsteigenden Gebirgsmassen aus dem Meer mit emporgehoben worden waren. Aber, um den Vergleich mit der Astronomie wieder aufzunehmen, wie der Blick, wenn er die Milchstraße sich in Heere von Sternen hat auflösen sehen, durch ein stärkeres Teleskop, in noch entlegenere Himmelsfernen fortgetragen, neue Weltennebel vor sich dämmern sieht, so führten mich andere Beobachtungen auf der Erde in noch tiefere Zeitfernen zurück. Ich wurde belehrt, daß im ganzen Gebiet des Jura keine Muschel oder sonst aus dem Meere stammende Produkte zu finden seien. Daraus, wie aus dem Hinzutreten anderer Beweise erhellt, daß der Jura einer früheren Bildungsepoche angehört, als die Alpen, daß er sich in einer Periode erhoben hat, wo selbst die kleinen Muscheltiere, welche zu den ältesten Gattungen der lebenden Wesen auf Erden gehören, noch nicht existirten; und so drängte sich mir die große Frage nach dem Ursprung alles Lebens auf. Es beruht nicht mehr auf Mutmaßung, sondern nahezu auf Gewißheit, wenn hierauf geantwortet wird, daß Keime des Daseins schon in dem Nebelstrom enthalten waren, aus dem sich die Erde gestaltet hat, und daß sie aus ihm zu ihr herabgestiegen sind. Aus den kleinsten Anfängen von Geschöpfen der untergeordnetsten Beschaffenheit hat sich nun die Reihe der Wesen höherer und immer höherer Gestaltungen bis zu jenen entwickelt, die heute die Erde bevölkern. Welche unfaßbar großen Zeiträume vergangen sein müssen, um solche Umwandlungen zu stande zu bringen, springt in die Augen. Wir müssen uns in Bezug auf die Erdgeschichte an eine Chronologie gewöhnen, für welche ein Jahrtausend nicht mehr ist als eine Sekunde in der

Geschichte der Menschheit. Nichts hindert uns, eine derartige Zeitrechnung zu adoptiren; vielmehr drängt uns Alles zu dieser Annahme. Die Einwendungen, die gegen die Descendenztheorie gemacht werden, scheinen mir alle von Oberflächlichkeit herzurühren und bei näherer Betrachtung zu verschwinden. So führt man an, der Ibis und die Katze, deren Mumien man in den ägyptischen Gräbern gefunden, seien noch genau dieselben Tiere, die heute am Nil leben. Allein die Jahrtausende, die seit den Pharaonen bis heut verflossen, sind eine verhältnismäßig äußerst kurze Zeit; auch wird durchaus nicht behauptet, daß Umwandlungen immer so schnell erfolgen, ja, nicht einmal, daß jedes Geschöpf seine Gestalt verändere, sondern einzig, daß dies unter gewissen begünstigenden Umständen stattfinde. Viele Wesen haben sich unverändert seit der Urzeit bis auf unsere Tage heruntergerettet, während andere, die Ahnherren von noch heute lebenden, seitdem durch viele Veränderungen hindurchgegangenen Gattungen, in den Flötzschichten der Gebirge begraben worden sind. Und zwar haben kleine Tiere eben durch ihre Kleinheit den Erdrevolutionen getrotzt. So spielen noch heute die schillernden Libellen um unsere Gewässer, wie um jene des Kreidemeers, als die ersten Ufer aus ihm emporgetaucht; so summt noch der Nachtschmetterling durch unsere Wälder, wie er durch den von steter Finsternis umhüllten Kohlenwald der Urwelt geschwirrt. Die Riesentiere dagegen, die durch lange Stufenreihen niederer Formen sich entwickelt, sind dem Untergange verfallen. Leicht mögen die zierlichen Eidechsen, die zu unseren Füßen im Sonnenschein spielen, noch genau die nämliche Gestalt haben, wie diejenigen, die an den Küsten des silurischen Meeres lebten. Nur aus einem oder einigen Paaren derselben haben sich unter gegebenen Verhältnissen die Krokodile und Alligatoren, sowie die riesenhaften, mit den kolossalen Formen der früheren Welt zugleich der Vernichtung anheimgefallenen Iguanas gebildet.

Daß auch der Mensch das bis jetzt letzte Glied einer langen Entwicklungsreihe von Wesen sei, ergibt sich aus allen bisher festgestellten Thatsachen als unabweisbare Folgerung. Die an sich schon so wohlbegründete Descendenzlehre erhält in diesem Punkt noch eine wichtige Unterstützung in der gleichzeitig gemachten Entdeckung von dem unermeßlichen Alter unseres Geschlechts auf der Erde. Tief unter dem Bett von Flüssen, in unterirdischen Höhlen, über welche Berge hingewälzt sind, hat man Gerippe von Menschen gefunden, die — das beweisen die über ihnen lagernden Erdschichten — vor Jahrhunderttausenden gelebt haben müssen. Der Mensch war schon Zeitgenosse der Mammuts und Megatherien; er hat inmitten der kolossalen Gestaltungen der Urwelt mit diesen Untieren gekämpft; sein Auge hat vielleicht noch hier in der Schweiz Berggipfel erblickt, welche den Himalaya an Höhe übertrafen. Er ist auf Schlitten, die mit Renntieren bespannt waren, von der nördlichen Zone bis zum Aequator über eisbedeckte Länder- und Meeresstrecken hingezogen. Wenn dies sein Alter weit vor aller Geschichte liegt, so weisen auch Facta der letzteren, die jetzt für unumstößlich gelten dürfen, eben darauf hin. Das Jahr 5000 v. Chr., bis zu welchem die ägyptischen Königslisten hinaufreichen, mag im Licht der Naturwissenschaften als kein sehr frühes Datum gelten können; allein die verhältnismäßig hohe Kultur, die durch Monumente aus jenem Jahrtausend bekundet wird, läßt auf vorhergehende Zeiträume von unberechenbarer Dauer schließen, in denen sie sich entfaltete. Daß auch in anderen Erdteilen, besonders in Asien, gleich früh Reiche geblüht haben, die jetzt bis auf die Erinnerung verschollen sind, und daß auch dort schon vorher die Menschenbildung zahllose Jahrtausende zu ihrer Entwicklung erfordert hat, ist mit voller Sicherheit anzunehmen. Es scheint keine gewagte Hypothese, daß schon vor der Zeit, in der sich die jetzige Gestalt der Erde bildete, auf nun versunkenen Kontinenten und

Inseln, auf den weiten Landstrichen, welche die Küste von Afrika mit England, die ostindischen Inseln mit dem asiatischen Festland verbanden, auf der Platonischen Atlantis nicht nur Menschen gelebt, sondern auch Staaten bestanden haben, von denen sich die Erinnerung nicht einmal in der Sage erhalten hat.

Von dem Alter des ägyptischen Reichs und den weiter daraus zu ziehenden Schlüssen war mir schon bei meiner letzten Nilreise Kenntnis geworden. Auch von den Funden im Erdenschoße, welche die frühe Existenz des Menschen beweisen, war ich unterrichtet. Als ich mir nun in der Schweiz durch die Naturwissenschaften genauere Einsicht in die Geschichte unseres Planeten und seiner Umwandlungen erwarb, als ich bei meinen Wanderungen durch die Alpen diese Geschichte gleichsam verkörpert vor mir sah und sich Alles gegenseitig bestätigte und zum schönsten Einklang zusammenfügte, da erschlossen sich mir ganz neue Horizonte des Gedankens. Aehnliches mögen die Männer erfahren haben, die seit Kopernikus und Keppler zuerst die Beschaffenheit des Sonnensystems erkannten. Indessen, von wie erstaunlicher Tragweite auch jene Entdeckungen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts sein mochten, erst durch diejenigen, von denen ich hier rede, erhalten sie ihre höchste Bedeutung und werden zu einer großartigen Offenbarung für den Menschen, von der sich die vergangenen Zeiten nichts träumen ließen. Die erste Empfindung, die uns bei dieser neuen Apokalypse beschleicht, ist freilich eine niederdrückende. Mochten die Verhältnisse des Raums und der Zeit, die uns am gestirnten Himmel entgegentraten, noch eine unermeßlich viel größere Ausdehnung haben, sie schienen doch nicht in so unmittelbarer Beziehung zum Menschen zu stehen. Wir wußten wohl, das Weltall sei von nicht auszudenkender Größe; uns schwindelte vor der fast endlosen Zeit, welche ein Lichtstrahl gebrauchte, um auch nur vom nächsten

Sternennebel bis zu uns zu gelangen. Aber auf unserer Erde, die wir doch immer zunächst vor Augen hatten, blieben die räumlichen und zeitlichen Dimensionen, die uns umgaben, verhältnismäßig nur geringe. Wir ahnten kaum die furchtbaren Stürme und Revolutionen, durch welche die Kugel, auf der wir wohnen, während Myriaden von Jahren ihre jetzige Gestalt erlangt hat. Wir glaubten, das Menschengeschlecht existire erst etwa seit höchstens sechs Jahrtausenden. Nun aber sehen wir uns durch den sich plötzlich erschließenden Rückblick in unendliche Fernen, auch der früheren Erde und dem, was schon auf ihr gewesen, gegenüber, in verschwindender Kleinheit dastehen. Allein bald wird das niederschlagende Gefühl weichen, wenn wir erwägen, aus welchem Chaos, welchem grauenvollen, Alles umwälzenden Kampf der Elemente sich die Erde zu ihrem gegenwärtigen Zustand entwickelt hat, von welchen niederen Anfängen unser Geschlecht so weit emporgestiegen ist, daß ein Plato, ein Galilei aus ihm hervorgehen konnten. Ein wahres Hochgefühl wird uns dann bei dem Gedanken erfüllen, daß unser Planet und ebenso die Menschheit aller Wahrscheinlichkeit nach noch in ihrer ersten Jugend stehen und daß beide, so wie sie von den untersten Stufen heraufgestiegen sind, auch ferner höher und höher emporklimmen werden. Denken wir an unsere Urahnen, auch nur an diejenigen, die sich auf Pfählen der Seen vor wilden Raubtieren und noch wilderen Feinden schützen mußten, oder gar an jene, welche an den Steinaltären ihrer Höhlen kannibalische Mahlzeiten feierten, und vergleichen wir damit die heutige Lage der Menschen, die auf einem großen Teil der Erde ein sicheres Leben in lachenden Gegenden und prachtvollen Städten führen und, teilweise der gemeinen Sorge entrückt, sich den höchsten Aufgaben des Wissens und der Kunst widmen können, so werden wir uns des unermeßlichen Fortschritts, der seitdem stattgefunden, bewußt werden und zugleich zugeben, es lasse

sich keine Schranke feststellen für die Höhe, zu welcher der Mensch nicht noch in den vor ihm liegenden grenzenlosen Zeiträumen sich aufzuschwingen vermöge. Daß auch die Erde, die einst glühende Wogen geschlagen, sodann von Frost gestarrt hat, immer günstigere Verhältnisse für ihre Bewohner annehmen werde, ist wahrscheinlich, und so sind die Prospekte, die sich für Beide erschließen, die verheißungsvollsten. Es ist keine leere Träumerei, wenn man annimmt, es werde einst ein goldenes Zeitalter, ein Millennium, wie es schon die Propheten und Weisen der Vorzeit vorhergesagt, auf Erden eintreten, sei es auch erst in einer Zukunft, die in so weiter Ferne vor uns liegt, wie die Steinzeit hinter uns. Schon diese Aussicht ist eine hocherhebende, und die Aufgabe, die wir uns durch sie gestellt sehen, an der Vervollkommnung der Menschheit, an ihrem Ringen nach jenem Ziel mitzuarbeiten, eine solche, welche durch sich selbst das Streben reichlich belohnt. Jedoch auch Denjenigen, welche kleinmütig einwenden: was hilft uns ein in unendlicher Ferne liegender Glückseligkeitszustand, dessen wir nicht teilhaftig werden, da uns nach einem elenden Leben ja der Tod auf ewig die Augen schließt? auch diesen vermag die neue Weltanschauung Trost zu bieten. Der Mensch, der durch alle jene Zeit, alle jene Erdorkane hindurch sich bis heute gerettet, der von tierischem Ursprung an sich zum Gipfel der Erkenntnis erhoben hat, um die ganze Höhe und Tiefe des Weltalls zu ermessen, zu der Macht, die blinden Naturkräfte sich zu unterwerfen, alles Große und Herrliche der Vergangenheit in sich aufzunehmen und die Zukunft ahnend vorauszuschauen, dieses Wesen kann nicht bloß dazu da sein, um zu sterben. Nur die irdischen Sinne weben einen Schleier um seinen Geist; zieht der Tod diesen Schleier hinweg und zerstört er zugleich die Täuschung der Zeit, in der wir hier befangen sind, so werden wir klar schauen und als lebendige Gegenwart genießen, was in ferner Zukunft zu verwirklichen

wir gerungen haben. Unser dumpfes irdisches Bewußtsein allerdings wird erlöschen, aber wir werden dafür etwas ungleich Höheres eintauschen, was für jenes an die Gehirnthätigkeit gebundene Bewußtsein reichlichen Ersatz bietet.

Daß die Verwandlungen, durch welche der Mensch bis zu seinem jetzigen Zustande gelangt ist, mit ihm noch nicht ihr Ende gefunden haben, daß noch andere, höhere Wesengeschlechter ihm folgen werden, erscheint kaum noch als Mutmaßung; es ist das notwendige Endergebnis der Entwicklungslehre. Da nun Planeten und Fixsterne aus demselben Urnebel, welcher die Lebenskeime enthielt, entstanden sind, und da sie, wie die Spektralanalyse dargethan, aus den nämlichen Stoffen bestehen wie die Erde, so muß auch auf jenen Himmelskörpern eine analoge Entfaltung des Lebens stattfinden; alle Stadien, die unser Planet durchlaufen hat und noch durchlaufen wird, werden sich auch auf ihnen finden. Wie zahllose dieser Sterne noch in halbflüssigem Zustand, andere in dem der Erstarrung, der Meerüberflutung oder Vergletscherung verharren, so werden gleich unzählige unserer Erde ganz unermeßlich vorangeeilt sein; die auf ihnen lebenden Wesen werden sich zu einer Vollkommenheit erhoben haben, in welcher alle niedere Körperlichkeit abgestreift ist. Kann man nun die Annahme verwegen nennen, daß wenn dereinst die Erdbewohner zu gleicher Höhe aufgestiegen sind, sie, ungefesselt von den Banden des Raums wie der Zeit, mit jenen glorreichen Wesen in Verbindung treten und sich in einer großen Geisterrepublik, die durch alle Himmel sich verbreitet, ihnen anschließen werden? Ist es unwahrscheinlich, daß einst die Seelen Derer von uns, die sich vom Staub losgerungen, nach der Trennung vom Körper in jene lichten Welten zu ihnen verwandten Wesen eingehen?

Das sind Ideen, welche von unseren Naturforschern zwar nicht ausgesprochen, jedoch durch ihre Entdeckungen nahegelegt werden. Die Schweiz erscheint mir, da dieselben mir

in ihr zuerst aufgegangen, als ein großer Tempel; und wenn die Jungfrau in der Abendglut wie ein Opferherd aufflammt, halte ich vor ihm mit größerer Inbrunst als je vor einem Kirchenaltar meine Andacht. Ich habe bis heute mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart gelebt und mich bald in diese, bald in jene Periode der Geschichte zurückgesehnt, vor allem in das alte Griechenland des Perikles. Erst jetzt ist in mir das Bewußtsein erwacht, wie sehr ich die Sterne preisen muß, daß ich in unserer Zeit geboren worden bin. Denn kann es ein größeres Glück geben, als die Binde fallen zu sehen, welche bisher die Augen der Menschen verhüllte und sie über sich selbst im tiefsten Dunkel ließ? zu erfahren, woher wir kommen und daß wir höheren Zielen entgegengehen? Der Kinderglaube von einem ursprünglich reinen und seligen Zustande, von dem wir herabgesunken seien, muß der Erwartung einer höheren Existenz weichen, in welche die Menschheit erst in der Zukunft eintreten wird und die mit vorzubereiten unsere Aufgabe ist. Auf den Trümmern unzähliger älterer Erdformationen, auf den Gebeinen zahlloser Geschöpfe stehen wir; viele der früheren Geschlechter hatten sich schon hoch erhoben, oft sank das dann folgende durch eigene Schuld von neuem zurück; aber das nächste nahm wieder die aufsteigende Bewegung auf und alle dienten, die jetzige Generation vorzubereiten. Die Aufgabe dieser jedoch ist es, höher und höher auf der Bahn zu schreiten, die schon durch so viele Jahrhunderttausende geführt hat. Ich erkenne es als eine Täuschung, wenn ich ehemals glaubte, irgend eine frühere Epoche hätte mir größere Befriedigung bieten können; sie gleicht der Illusion dessen, der, auf einer Höhe stehend, wo die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit vor ihm ausgebreitet liegt, sich in die enge Hütte eines Thales tief unten sehnen wollte. Stiege er dahin hinab, er würde sich bald in der Beschränktheit dort unten unbefriedigt finden. Wie Großes auch den Hellenen in

Wissenschaft und Kunst geboten wurde, ungleich mehr noch mußten sie entbehren. Und auch jene andere Epoche, welche mir als die zweite Glanzzeit der Welt erschien, die der Renaissance, war in Vergleich mit der unseren doch arm. In der Erkenntnis der Natur glichen alle früheren Geschlechter der Menschen nur Kindern; was sie aber in sonstiger Wissenschaft, in Kunst und Dichtung hervorgebracht, haben sie auf uns vererbt, daß wir an ihm unsern Geist und unser Herz nähren. Unermeßlich reicher sind wir an den höchsten Gütern, als die Menschen irgend einer vorangegangenen Epoche, und diesen Besitz werden wir vermehrt unseren Söhnen überliefern; er wird von Enkel zu Enkel, von Geschlecht zu Geschlecht wachsen und die Menschheit auf ihrem Wege bis zur letzten Höhe begleiten.

53.

München, im September 1875.

Leider habe ich niemals regelmäßig ein Tagebuch geführt, sondern nur hie und da, wenn ich gerade nichts anderes zu thun fand, einzelne Aufzeichnungen gemacht. So ist manches nicht Uninteressante, woran mich mein Lebensweg vorübergeführt, fast meinem Gedächtnis entschwunden. Mehrenteils schrieb ich nur auf meinen Reisen im Ausland einige Wahrnehmungen und Gedanken nieder, aber ich hätte auch Manches aus der Heimat für die Erinnerung auf dem Papier fixiren sollen. Selbst Unbedeutendes ist, wenn wir es später wieder lesen, oft von Wert für uns. So will ich denn hier ein paar Worte über meinen letzten Streifzug durch Deutschland aufzeichnen.

Ich besuchte von neuem die Rheingegenden, wo ich seit vielen Jahren nicht war. Im Vergleich mit dem Entzücken,

das sie mir beim ersten Anblick bereitet, empfand ich beim Wiedersehen derselben eine gelinde Enttäuschung. Der breite, majestätische Fluß ist allerdings immer schön; allein nur wenn man aus den Flächen Norddeutschlands kommt, kann man an seinen Ufern mit ihren Felsen und Hügeln großes Wohlgefallen finden. Wer eben aus den Alpen, sei es auch nur aus denen des bayerischen Gebirges, kommt, vermißt das Großartige und Pittoreske, das er dort vor Augen gehabt. Es ist dem Menschen eigen, daß er sich das Ferne immer schöner vorstellt, als das, was ihn beständig umgibt. So glauben die Bewohner des Nordens und auch die der Hochgebirge, Weinberge seien etwas überaus Reizendes. Dies kann ich jedoch durchaus nicht finden. Jene in Südtirol und Italien über die Zweige der Ulmen gezogenen Reben sind malerisch in hohem Grade; aber die Weinstöcke am Rhein, zwischen denen immer der kahle Felsen durchschaut, beleidigen das Auge, und der Anwohner der Nord- und Ostsee hat wahrlich keinen Grund, seine herrlichen Eichen- und Buchenwälder gegen solche Armseligkeit gering zu schätzen. Noch weniger findet ein Berchtesgadener am Rhein irgend etwas, was dem Königssee und den zum Himmel anklimmenden Tannen an seinen Felsengestaden vergleichbar wäre. Einen eigenen romantischen Reiz dagegen verleihen diesem Fluß die auf den Spitzen der Berge gelegenen Ritterburgen, deren es nirgends so zahlreiche gibt. Die Gestalten der Sage schweben um ihr zerfallendes Gemäuer, und als ich unterhalb von Rüdesheim den Strom und die über ihm hängenden alten Schlösser im Strahl der untergehenden Sonne glühen sah, glaubte ich mich wirklich in ein Zauberreich der Dichtung versetzt. — Ganz den nämlichen Eindruck wie früher, wo ich oft lange dort geweilt, empfing ich von Baden-Baden. Hier vereint sich Großartigkeit mit idyllischer Lieblichkeit der Landschaft, um das Thal an der Murg zu einem stets fesselnden Aufenthalt zu machen. Kaum irgendwo habe ich den

Frühling so herrlich gefunden, wie hier. Alle Höhen und Gründe ertönten vom jubelnden Gesang der Vögel; doch ihre Stimmen und der Ruf des Kuckucks hinter Ebersteinburg stimmten mich nicht fröhlich wie einst; sie schienen mir nicht aus dem diesjährigen Lenz, sondern aus einem längst verschwundenen hervorzuschallen. Jeden Morgen machte ich den Gang auf das alte Schloß und verweilte in dem kleinen Stübchen, wo ich so manche Stunde mit lieben Freunden froh gewesen. Wie viele von ihnen sind nun schon dahingeschieden! — In der Stadt mahnte mich der Balkon eines Hauses an einen Mann, den ich nicht Freund nennen konnte, denn er hatte wohl das Doppelte meines Alters, den ich aber wegen seiner Herzensgüte wie wegen seiner Geistesgaben ungemein verehrte. Auf jenem Balkon hatte er, nachdem er den Winter auf dem Krankenlager verbracht, die ersten milden Lüfte eingeatmet. Schon schien er neu aufzuleben, als ihn unerwartet der Tod hinwegnahm. Es war der russische Dichter Joukowski, ehemaliger Erzieher des jetzigen russischen Kaisers. Derselbe lebte, nachdem sein Zögling den Thron bestiegen, zuerst in Frankfurt, dann an der Murg in literarischer Muße, und an beiden Orten besuchte ich ihn häufig. Auf seinen Wunsch brachte ich eine Anzahl seiner lyrischen Gedichte, die er mir zuerst in französische Prosa übersetzte, in deutsche Verse. Was aus diesen meinen Uebertragungen geworden ist und ob sie im Druck erschienen sind, weiß ich nicht. Von seinen übrigen Geistesprodukten kenne ich nur ein recht artiges Märchen „Vom grauen Wolf", das einer seiner Freunde metrisch verdeutscht hat. In Rußland werden, nach der Versicherung von Eingeborenen, seine Poesien hochgeschätzt; aber freilich ist es dort, wie auch in Polen und manchen anderen fremden Ländern, wohl leicht, für einen bedeutenden Dichter zu gelten. Man könnte sagen, nur Demjenigen, der poetische Werke im Original lesen könne, stehe ein Urteil über dieselben zu, und

ich räume ein, daß man nach schlechten, holperigen Uebersetzungen, mit denen wir so reich gesegnet sind, keinen Schluß auf die Beschaffenheit der Urschriften ziehen dürfe. Allein von Puschkin und Lermontoff, welche die beiden Koryphäen der russischen Poesie sein sollen, gibt es wohl gelungene Uebertragungen, und es ist schwer zu denken, daß dieselben gar keinen Begriff von den Originalen bieten sollten. Nun vermag ich den metrischen Erzählungen dieser Hochgefeierten nicht die Bedeutung zuzuschreiben, die ihnen beigemessen wird, am wenigsten dem für Puschkin's Meisterstück ausgegebenen Eugen Onägin. Von Humor, welcher der in diesem Roman behandelten, ziemlich trivialen Alltagsgeschichte allein Reiz zu leihen im stande wäre, kann ich nicht viel darin entdecken. Das Beste der russischen Literatur scheinen Prosanovellen zu sein, worunter sich einige vorzügliche finden. Um auf den verewigten Joukowski zurückzukommen, so möchte ich wegen meiner großen Verehrung für ihn als Menschen wünschen, daß seine Dichtungen vorzüglicher seien, als die seiner beiden vorhin genannten berühmteren russischen Landsleute. Aber um zu entscheiden, ob dies nach meiner Meinung der Fall, muß ich das Erscheinen einer guten Uebersetzung derselben abwarten. Denn jetzt noch russisch zu lernen, nachdem ich früher schon so viele Jahre fast ausschließlich dem Sprachenstudium gewidmet, kann ich mich nicht entschließen. — Ein auf einer Höhe in Baden-Baden gelegenes Haus erinnerte mich auch an manchen Besuch, den ich dem Eigentümer desselben, dem ehemaligen badischen Major M., abgestattet. Dieser war ein origineller Mann. Nachdem er den Militärdienst früh verlassen, hatte er noch unter der Regierung Ferdinand's VII. einen längeren Aufenthalt in Spanien gemacht und von dort schöne Zeichnungen der maurischen Gebäude und Architekturreste mitgebracht. Nach seinen eigenen Angaben waren sodann die inneren Räume seines Wohnhauses mit Ornamenten nach

arabischem Muster geschmückt worden. So oft ich ihn besuchte, ließ er mich seine sauber aquarellirten Risse und Zeichnungen betrachten, und obgleich ich selbst die Kupferwerke von Murphy, Owen, Jones und Girault de Prangey besaß, schöpfte ich doch noch neuen Genuß aus denselben. Wie hübsch Major M. auch seinen Aufenthaltsort in Baden-Baden eingerichtet hatte, gefiel es ihm doch dort nicht, weil es ihm an geistigen Anregungen fehlte, und er zog nach München, wo ich ihm wieder begegnete. Die Baukunst war das Fach, für das er sich fast ausschließlich interessirte, und noch im weit vorgerückten Alter, das sich dem achtzigsten Jahre näherte, machte er große Fußwanderungen in Ober- und Niederbayern, wie auch nach Tirol, von denen er immer seine Mappen, mit Zeichnungen interessanter Gebäude gefüllt, heimbrachte. Traf ich ihn in München, so freute ich mich über seine seltene Rüstigkeit; doch hatte ich nicht geahnt, daß er auf Freiersfüßen ging, als ich ihn einmal an der Seite einer blutjungen Dame sah, die wohl seine Urenkelin sein konnte, und mit welcher er sich eben vermählt hatte. Er machte mit ihr eine Flitterwochenreise nach Aegypten, wo er die Monumente der Pharaonen eifrig studirte. Nachdem er zurückgekehrt, beglückte ihn seine junge Gattin mit einem Söhnchen. Major M. wollte den Knaben, in Erinnerung an seine ägyptische Reise und um seiner Begeisterung für Architektur Ausdruck zu geben, Sesostris taufen lassen, allein die Geistlichen verweigerten dies, weil sie Taufkindern nur Namen, die im christlichen Kalender ständen, beilegen könnten. So beschied sich denn der beglückte Vater, seinen Neugeborenen Erwin zu nennen und dadurch seiner Verehrung, wenn auch nicht für den großen Bauherrn der Nilländer, doch derjenigen für einen andern Architekten, den Urheber des Straßburger Münsters, Ausdruck zu geben.

Frankfurt fand ich so verändert und verschönert, daß ich es kaum wieder erkannte. Neue, prächtige Straßen waren

entstanden, aber auch manche merkwürdige Ueberbleibsel aus alter Zeit verschwunden. Die Judengasse, die noch vor wenigen Dezennien sich in dem nämlichen Zustand befunden, wie im Mittelalter, fand ich erweitert und großenteils ihres ehemaligen Charakters beraubt; die durch Goethe's Knabenerinnerung geweihte „schlimme Mauer“ war kaum noch zu erkennen. Gäbe der Himmel, daß die Modernisirungssucht nicht dahin führt, auch den malerischen Eschenheimer Turm niederzureißen! Die Straßen waren äußerst belebt, und doch erschien mir ganz Frankfurt als eine Stadt der Todten. Hier, wo ich einen Teil meiner frühen Jugend und auch später eine Reihe der schönsten Jahre meines Lebens verbracht, fand ich nur noch sehr wenige meiner ehemaligen Bekannten. Die Einen hatte das Grab aufgenommen, die Anderen waren durch den Wechsel der politischen Verhältnisse längst in ihre Heimat zurückgeführt worden. Frankfurt, das so zäh an seiner alten reichsstädtischen Verfassung festhielt, hat sich wunderbar schnell in den Wandel der Dinge gefügt und scheint vortrefflich bei ihm zu gedeihen. Es ist seltsam, wie schnell die Erinnerung an frühere Zustände, deren Zeugen doch noch Viele der Lebenden gewesen, im Gedächtnis der Menschen erlischt. Nur Wenige, die jetzt an dem Taxis'schen Palais in der Eschenheimer Gasse vorübergehen, denken daran, daß dort einst die Zentralbehörde Deutschlands ihre Sitzungen hielt. Mir kam das Gebäude sehr verödet, wie eine Ruine aus längstvergangener Zeit, vor, und es sollte mich nicht wundern, wenn sich die Sage bildete, der selig entschlafene Bundestag gehe in demselben als Gespenst in Schlafrock und Pantoffeln um, trete mit einem Aktenfaszikel an den berühmten grünen Tisch und erkläre sich gähnend für inkompetent. — Als ich die Paulskirche, die jetzt so still und verlassen dasteht, wiedersah, gedachte ich, welch stürmisches Treiben sie einst erfüllte, da ganz Deutschland auf sie als auf den Versammlungsort des ersten deutschen Parlaments blickte. Wie

viele donnernde Reden habe ich hier aus dem Mund unserer Volkstribunen vernommen, wie viele von Weisheit überquellende bei der Diskussion der Grundrechte von den Lippen der Gemäßigten! Alle Welt, und auch ich glaubte damals, aus diesen Debatten werde die Neugeburt des Vaterlandes hervorgehen. Jetzt ist die Erinnerung daran wie an die ganze Bewegung von 1848 nahezu erloschen. Als ich vor nicht lange mein auf dieselbe Bezug habendes Lustspiel „Der Kaiserbote" drucken ließ, mußte ich viele Namen, die während jener Periode auf Aller Munde waren, jetzt indes völlig verklungen sind, sowie auch manche Anspielungen auf Spezialitäten, die gegenwärtig Niemand mehr verstehen würde, wegstreichen.

Das Städel'sche Institut, das ein neues treffliches Lokal erhalten hat, ist eine vorzügliche Anstalt, welche Frankfurt dem Patriotismus eines seiner Bürger verdankt. Ich war erfreut über die ausgezeichneten Gemälde alter Meister, die hier in neuerer Zeit erworben worden sind. Unter den modernen Bildern steht Schwind's wundervoller „Sängerkrieg auf der Wartburg" so hoch, daß sich kein anderes in seine Nähe wagen kann. Es ist wahrhaft kläglich, wo Komposition und Zeichnung so eminent sind, die Farbengebung als hart tadeln hören zu müssen. Mir scheint dieselbe überdies die für den Charakter des Ganzen angemessenste zu sein. Overbeck's Verherrlichung der Religion durch die Künste ist wohl eine Arbeit, welche dieser edle Maler mit ermatteten Kräften zu stande gebracht hat. Mich verletzt dabei überdies die beschränkte Weltanschauung, welche dem Gemälde zu Grunde liegt. Bei manchen Heiligenbildern dieser sogenannten nazarenischen Schule ist das nicht der Fall, weil die Wärme des religiösen Gefühls, aus welcher sie hervorgegangen, zum Herzen des Beschauers spricht. Hier jedoch will Overbeck doziren, er will die Lehre vortragen, die bildenden Künste seien nur zur Glorifikation der Kirche da, und das macht einen recht frostigen Eindruck. —

Noch wirkt am Städel'schen Institut der hochbegabte Eduard Steinle, der einzige lebende, freilich auch weitaus jüngste jener Maler, welche mit ernster Begeisterung die in flache Aeußerlichkeit versunkene deutsche Kunst wieder erweckten. Unter seiner Anleitung haben sich einige seiner nicht unwürdige Schüler gebildet, wie Leopold Bode, ausgezeichnet durch seine Darstellungen aus der deutschen Sagen- und Märchenwelt, und der Engländer Leighton, jetzt Präsident der Königlichen Akademie in London. Aber abgesehen von diesen, muß sich Steinle, nachdem auch Führich und Schwind dahingegangen, recht vereinsamt fühlen; denn die Bahnen, welche er im Verein mit Cornelius, Overbeck, Veit und den beiden Letztgenannten gewandelt, sind ziemlich verlassen, und wie viele Bilder, die durch ein glänzendes Machwerk bestechen, man auch auf unseren heutigen Ausstellungen trifft, so begegnen wir doch selten einem solchen, aus dem tiefe Innerlichkeit, die wahre Seele der Kunst, zu uns redete.

Ich war auch von neuem auf der Stadtbibliothek, auf welcher ich früher so viele Stunden verbracht habe. Dieselbe besitzt einige Seltenheiten der spanischen Literatur, die im sechzehnten Jahrhundert von einem hessischen Prinzen aus Spanien nach Deutschland gebracht wurden und mit dessen Wappen versehen sind. Frankfurt ist wert, diesen Schatz zu besitzen, denn es zählt unter seinen Mitbürgern einen Kenner der spanischen Literatur, den Doktor Ludwig Braunfels, der einige Dramen des Tirso de Molina und Lope de Vega vorzüglich übertragen hat.

Eines Abends, als ich bei schon eingebrochener Dunkelheit am unteren Mainquai ging, zog das Haus, in dem ich einen Teil meiner frühen Jugend verbracht, meine Aufmerksamkeit auf sich. Dasselbe ist seit jener Zeit völlig unverändert geblieben. Lange blickte ich zu dem Fenster des Zimmers im ersten Stockwerk empor, welches ich bewohnte, und es wurde

mir naß im Auge, als ich jener glücklichen Zeit gedachte. Damals sah ich noch einen endlosen Horizont vor mir ausgedehnt, den ich mit meinen Träumen erfüllte; ich glaubte, das Leben habe seine schönsten und besten Gaben mir zu Füßen gelegt, so daß ich sie nur aufzuheben brauchte; ich rang mit ernstem Streben, reiche Schätze des Wissens zu sammeln, vieles im Geist zu umspannen, alles Große und Gute, das die Vergangenheit auf uns vererbt, in mich aufzunehmen. Wenn mir das gelungen, wünschte ich in der Fülle meiner Kraft zu sterben, bevor der heiße Mittag oder der stürmische Herbst die Blüte meiner Jugend geknickt. Wäre es so gekommen, statt daß ich, nun ein Enttäuschter, mit so vielen gescheiterten Hoffnungen durch die öde Welt weiter wandern muß! — Wie gänzlich ist jetzt in diesem Hause und in dessen Bewohnern jede Erinnerung an meine Eltern, meine Geschwister und mich erloschen, die einst so lange in ihm gelebt! Zufällig brannte, wie ich zu ihm aufschaute, in dem Zimmer, wo ich so manche Nacht über den Büchern durchwacht hatte, eine Lampe, und ich sah einen jungen Mann schreibend an einem Tisch sitzen. Wahrscheinlich war derselbe, da das Haus jetzt einem Bankier gehört, mit kaufmännischen Rechnungen beschäftigt. Hätte man ihm gesagt, welchen Gedanken ich damals an dem nämlichen Tisch nachgehangen, er würde sie vermutlich entweder gar nicht verstanden oder mich einen kindischen Schwärmer gescholten haben.

Frankfurt ist eine blühende, reiche Handelsstadt. Wie das Sinnen und Trachten der meisten Menschen auf das Erwerben von Glücksgütern ausgeht, so findet das hier in vorzüglichem Grade statt, und den Anwohnern des Mains scheint eine besondere Begabung dafür eigen zu sein. In den wenigen Jahrzehnten, seit ich meinen Wohnort anderswo genommen, sind beträchtlich viele Familien, die früher nicht zu den angesehenen gezählt wurden, zu dem Glanz emporgestiegen, den

großer Reichtum verleiht. Die prächtigen Wohnhäuser und Villen, deren schon früher eine bedeutende Anzahl vorhanden war, haben sich stark vermehrt. Doch mit wie ganz anderem Gefühl, als alle diese stolzen Behausungen der Geldaristokratie, betrachtet man das schlichte Bürgerhaus auf dem großen Hirschgraben! Der eine Mann, der dort geboren ward, hat mehr für den Ruhm seiner Vaterstadt gethan, als alle die Millionäre, die Frankfurt seine Söhne nennt. Indessen um zu erkennen, wie viel schwerer geistige Bedeutung wiegt, als Vornehmheit und als Glücksgüter, braucht man nicht an Goethe zu denken, sondern nur an einen Jugendfreund von ihm, dessen Manen, wenn er auch an der fernen Newa starb, noch um die Mainstadt schweben; ich meine Klinger, der nach meinem Dafürhalten zu den großen Männern Deutschlands gehört. Auf ihn möchte ich das Wort Hamlet's anwenden: „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, ihr werdet nimmer Seinesgleichen sehn.“ Von ganz geringer Herkunft und seit frühe auf seine eigenen Anstrengungen angewiesen, um sich den Lebensunterhalt zu erwerben, rang er sich durch Mut und Kraft zu hohen Stellungen empor, ohne doch je seinen Freimut, seinen Eifer für die edelsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Bürgerglück, zu verleugnen. Ja dieser Eifer, verbunden mit der Geradheit und Schlichtheit seines Wesens, war es, wodurch er sich zuletzt die Gunst der Großen, bei denen doch sonst meist nur Schmeichler ihr Glück machen, erzwang. Als Dichter steht er freilich auf einer viel niedrigeren Stufe als Goethe, ja, da er nie einen Vers geschrieben hat, könnte man zweifeln, ob ihm dieser Name im eigentlichen Sinne gebühre. Allein es pulsirt doch eine starke poetische Ader in seinen Werken. Seine Dramen, von deren einem seine ganze Periode die des Sturmes und Dranges genannt worden ist, haben mächtige Züge und sollten nicht so vergessen sein, wie sie es außer den „Zwillingen“ sind. Seine Medea

gehört zu den Meisterwerken unserer Literatur und ist auch durch diejenige von Grillparzer nicht übertroffen worden. Als fast noch bedeutender erscheint mir seine „Medea auf dem Kaukasus", eine wahrhaft geniale Produktion, voll von hinreißendem Pathos. Es ist ein Brandmal für unsere Literaturhistoriker, deren einer meist den andern ausschreibt, ohne selbst zu lesen, daß sie diese beiden Tragödien todtschweigen. Klinger's Romane ersetzen das, was denselben an künstlerischer Vollendung abgeht, durch die glühende Begeisterung für alles Hohe und Edle, die ihnen einen wahrhaft erhabenen Stempel aufdrückt, durch den Haß gegen politische und religiöse Tyrannei, der in ihnen mit flammender Beredsamkeit zum Ausdruck kommt. Sowohl als Mensch, wie wegen des Vollgehalts seiner Schriften sollte Klinger vom deutschen Volk immer hoch in Ehren gehalten werden und namentlich der deutschen Jugend als ein leuchtendes Beispiel dienen. Allein sein Ruhm und die Verbreitung seiner Schriften sind bisher nicht so groß gewesen, wie sie dessen würdig wären. In Frankfurt ist die Erinnerung an ihn gänzlich erloschen, und ich habe vergebens das Haus zu ermitteln gesucht, wo er zur Welt gekommen ist und seine ersten Jugendjahre verbracht hat. Seine Schauspiele sind, mit Ausnahme einzelner, nie wieder gedruckt und somit zu großen Seltenheiten geworden. Nachdem er deren für die Wandertruppen eine beträchtliche Anzahl geschrieben und durch einige davon, wie auch durch den Roman „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" Aufsehen erregt hatte, scheint er in Deutschland mehr und mehr in Vergessenheit geraten zu sein. Die Verhältnisse hatten ihn nach Rußland geführt, wo er zwar noch Einiges schrieb, jedoch wenig Beachtung damit fand. Als er hier von Grad zu Grad der militärischen Laufbahn emporgestiegen, las man in Deutschland mit Verwunderung, Klinger sei, achtzig Jahre alt, als russischer General gestorben. Man denke sich: der Verfasser des genannten Faust, der mit

noch mehr Recht als Schiller's Räuber das Motto „in tyrannos“ führen konnte, russischer General! Uebereinstimmend ward zugleich berichtet, dieser General sei wegen seines unerschütterlichen Rechtssinnes von Hoch und Gering geachtet und geehrt worden. Nach Klinger's Tode sind, wie man in Deutschland gewöhnlich ausgezeichneten Männern erst, wenn sie verstorben sind, Aufmerksamkeit zuwendet, seine Werke, wenn auch nur in einer Auswahl, von neuem gedruckt worden. Dennoch haben sie noch immer nicht die Popularität erlangt, die man ihnen wegen des heilbringenden Einflusses, den sie auf das Volk ausüben könnten, wünschen muß. Wer in den Irrungen des Lebens in Gefahr kommt, an der Tugend zu verzweifeln und allen seinen Idealen untreu zu werden, der lese Klinger, besonders seine Geschichte eines Deutschen neuerer Zeit, oder seinen Rafael von Aquillas, um sich an ihnen wieder aufzurichten. Mich haben die genannten Bücher in manchen bangen Stunden des Zweifels erhoben und gestärkt; sie sind mir Leitsterne gewesen, die mich aus den Labyrinthen der Skepsis retteten, und für mich ist deren Verfasser von einem Ruhm umstrahlt, welcher dem des alten Homer fast gleichkommt. Indessen auch Andere sollten bei einem Autor das Streben und ernste Wollen in Anschlag bringen und es hoch schätzen, wenngleich die Ungunst der Verhältnisse ihm nicht gestattete, sein Ziel völlig zu erreichen. Während Goethe, unter glücklichen Familienumständen geboren, schon früh in eine Lage kam, in welcher sich alle seine Gaben aufs freieste entfalten konnten, hatte Klinger seit der Kindheit mit Not und Drangsal zu kämpfen; zur Abfassung seiner Schauspiele war ihm nicht die Muße gegönnt, welche zu deren Durchbildung nötig gewesen wäre, noch weniger die reine, von Sorgen ungetrübte Atmosphäre, in der die Kunst allein gedeihen kann. Wenn man dies in Erwägung zieht, muß man erstaunen, daß er gleichwohl so viel geleistet. Jene Dramen, sowie seine übrigen

Schriften trugen ihm kaum genügend ein, um die gewöhnlichsten Bedürfnisse zu bestreiten, und um nicht unterzugehen, mußte er sich in die Stellung bequemen, die sich ihm darbot. Wie ganz anders würde sich sein Genius entwickelt haben, wenn ihm beschieden gewesen wäre, wie Goethe am Musenhofe zu Weimar zu leben, statt sich unter das eiserne russische Joch beugen und während der größten Zeit seines Lebens Aemter bekleiden zu müssen, mit denen der Opferdienst im Tempel Apollo's nahezu unvereinbar ist!

54.

Eisenach, im Juni 1877.

So oft ich durch Mitteldeutschland komme, versäume ich nicht, Eisenach und die Wartburg zu besuchen. Es ist dies einer der schönsten Punkte auf deutscher Erde. Die Berge und Felsen hier mit ihren Eichen- und Buchenwäldern und ihren quelldurchrauschten Schluchten übten auf mich jetzt im Frühling eine wahrhaft berauschende Wirkung. Um die Wartburg als Residenz können Kaiser und Könige den Großherzog von Weimar beneiden. Sie müssen indes eingestehen, daß er dieses Besitzes wert ist, indem er das alte Schloß der thüringischen Landgrafen, das schon in Verfall geraten war, auf die würdigste Art hat wiederherstellen lassen. Der Großherzog hat jedoch mehr gethan und seinem Sommersitz einen Wandschmuck verliehen, der zu den herrlichsten Erzeugnissen deutscher Kunst gehört. Die Fresken von Moriz von Schwind, welche das Leben der heiligen Elisabeth vorstellen, fordern an Kraft der Darstellung und Tiefe der Empfindung den Vergleich mit den größten Werken der Malerei heraus; an den nämlichen Wänden, welche die Kämpfe und das Leiden der edlen Landgräfin gesehen, hat unser trefflicher Meister dieselben

mit so ergreifender Gewalt verewigt, daß wir sie gerührt und bis ins Innerste erschüttert, selbst mit erleben. Der hohe Genuß, den mir die Betrachtung dieser Bilder schon wiederholt gewährte, ist mir nur durch ein paar Gedanken etwas vergällt worden. Der erste darunter drängte sich mir schon auf, als ich Montalembert's schön geschriebenes Leben der heiligen Elisabeth las. Gewiß war die ungarische Fürstentochter ein seltenes Beispiel von Frömmigkeit, Demut und Selbstaufopferung, und ihr gebührt für ihre Handlungen werkthätiger Menschenliebe die Verehrung aller Zeiten. Aber wenn ich nun lese, wie Konrad von Marburg, jener wütende Ketzerverfolger, ihr Beichtvater und Seelsorger war, so liegt mir die Annahme nahe, der Zelot habe die Seele seiner Pflegbefohlenen mit dem Gift seines eigenen Fanatismus erfüllt. Menschen von weichem Gemüt sind solchem Gifte besonders zugänglich. Wenn ihnen feierlich versichert wird, nur im Glauben an gewisse religiöse Lehren sei das Heil zu finden, Zweifel daran dagegen das schwerste Verbrechen, so verhärten sie sich solchen Doctrinen zu liebe, und ihre Frömmigkeit, ihr dem Himmel zugewandter Sinn werden auf solche Art leicht zu Geißeln der Menschheit. So kann ich auch der Tugenden der schwer geprüften Landgräfin nur mit einer gemischten Empfindung gedenken, wenn ich mir vergegenwärtige, daß sie den grimmen Konrad so lange als ihren geistlichen Führer in ihrer nächsten Nähe geduldet. Es wird dadurch die Vermutung fast unausweichlich, daß der mönchische Eiferer allmälich die Stimme ihres Herzens erstickt und sie dahin gebracht habe, die Verfolgung von Ketzern als ein gottgefälliges Werk zu betrachten. — Der zweite Gedanke, der mich bei der Beschauung von Schwind's Gemälden niederschlug, war der, daß diese Bilder, denen ich unvergängliche Dauer wünschen möchte, schon jetzt stark von der Feuchtigkeit der Mauer gelitten haben und vielleicht bereits nach wenigen Jahrzehnten zerstört sein werden.

Allerdings sind alle Werke der bildenden Kunst vergänglich, selbst diejenigen, welche aus dem solidesten Material bestehen, und wenn man denkt, wie von den Marmorbildern des Phidias nur wenige Reste sich erhalten haben, so wird man Gemälden noch in viel geringerem Maße Unsterblichkeit zuschreiben. Fresken nun sind der Gefahr des Untergangs doch noch weit mehr ausgesetzt, als Oelgemälde. Denn diese können bei Ungunst des Lokals, bei Feuersbrünsten oder bei Einbruch von Feinden an günstigeren Oertlichkeiten in Sicherheit gebracht werden, jene aber sind an Ort und Stelle gebannt und lassen sich, wenn es auch Mittel gibt, sie von der Wand abzulösen, doch wenigstens nicht schnell von ihr entfernen. Es scheint ferner in unserem Klima kein Mittel zu geben, die Mauer, an der sie haften, durchaus trocken zu erhalten oder zu verhindern, daß der Kalk sich im Laufe der Zeit ablöst. Von allen den zahlreichen italienischen Wandgemälden des sechzehnten Jahrhunderts hat sich nur ein kleiner Bruchteil, wie diejenigen des Pinturicchio in Siena, einigermaßen unversehrt erhalten. Die Wunderbilder Michel Angelo's in der Sistina kann man nur mit Wehmut betrachten, indem die tiefen Risse, welche sie durchfurchen, ihren nahen Untergang verkünden, und auch die Fresken Rafael's in den Stanzen, die durch schwärzenden Rauch ihres Farbenzaubers schon halb entkleidet sind, gehen unaufhaltsam ihrem Ruine entgegen. Da wir nun diese Beispiele vor Augen haben, so sollten wir, dünkt mich, mindestens für solche Kompositionen, denen wir Kunstwert beimessen, der Malerei auf Kalk ganz entsagen. Für die auf den Tagesgeschmack berechneten Fratzen eines K. ist es freilich nicht schade, wenn sie bald wieder von der Wand herabstürzen, ja die Kunstfreunde werden nach dieser Katastrophe einen Alp von ihrer Brust hinweggewälzt fühlen. Allein wenn ein gleiches Schicksal Schwind's Leben der heiligen Elisabeth ereilte, so würde der Genius der Malerei selbst sein Haupt trauernd

verhüllen. — In einem anderen Saale der Wartburg hat derselbe Meister den Sängerkrieg verherrlicht, den er schon früher in einem Oelbild dargestellt hatte. Dem letzteren möchte ich den Vorzug geben; doch auch das Freskogemälde hier hat seinen hohen Wert, und sein Reiz wird dadurch erhöht, daß es sich in der Halle befindet, wo jener Dichterkampf vor sich gegangen sein soll. Ob ein solcher Wettstreit je an dem Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen stattgefunden, läßt sich schwer sagen. Nur die Poesie hat uns in einem nicht eben gehaltvollen Gedichte davon Kunde gegeben. Allein möge das Ganze auch nur eine Sage sein, es beschäftigt die Phantasie in angenehmer Weise, diesen Saal mit den Gestalten der ritterlichen Sänger zu beleben. Wenn die Abendstrahlen durch die Bogenfenster hereinfallen und den Raum mit gleitenden Schatten erfüllen, erblickt man den Landgrafen neben seiner Gemahlin auf dem Thron, um dem Sieger im Liede den Preis zu erteilen, den Unterliegenden jedoch dem Henker zu überantworten. Vor ihm stehen in schmucker Tracht des Mittelalters die Sänger im Kreise. Eben hat der dämonische Klinsor mit den Mächten der Hölle im Bunde mit seinem Gesang die Sinne der Hörer berauscht und verwirrt, so daß die Wagschale des Sieges zu seinen Gunsten schwankt, da greift der hehre Wolfram von Eschenbach in die Saiten der Harfe und schmettert in einem Liede voll brünstigen Gottvertrauens, das jedes Herz bis in seine Tiefe schmilzt und rührt, den Teufelsverbündeten zu Boden, und alle Sänger, wieder aufatmend wie nach einem schweren Nachtgewitter, treten vor dem gottbegnadeten Wolfram zurück, ihm die Palme zuerkennend. Dieser sagenhafte Streit wäre ein schöner Vorwurf für ein dramatisches Gedicht, zu dessen Fabel die erfindende Phantasie allerdings noch die Hauptsache hinzuzuthun hätte. Man muß daher beklagen, daß durch eine neuere Oper, deren Textbuch gleich sehr zu loben ist wie ihre Musik, schon der Reiz der

Neuheit von diesem Stoff hinweggenommen ward. Ein Libretto kann allerdings nicht für eine eigentliche Dichtung gelten, indem es nur ein Gerippe ist, das seine Bekleidung mit einem Körper und seine Belebung erst von der Musik empfängt. Allein der heutige Poet befindet sich in einer andern Lage, als die Tragiker der Griechen, welche immer die nämlichen Mythen von neuem behandelten. Er sieht sich gedrungen, auch nach Neuheit der Stoffe zu trachten, da das Publikum von solchen, die ihm schon vielfach vorgeführt worden sind, schwerlich noch angezogen wird. Ein Trauerspiel „Don Juan" oder eine Tragödie „Masaniello" nach Mozart's und Auber's Opern würden kaum noch Zuhörer finden. Dennoch glaube ich, daß der Kampf zwischen Klinsor und Wolfram sich, wenn auch nicht zu einem Bühnenstück, so doch bei bedeutender Auffassung zu einer Art von dramatischem Mysterium gestalten ließe, welches unserer Literatur zur Zierde gereichen könnte und in Niemandem mehr die Erinnerung an Wagner's Tannhäuser weckte.

55.

Nizza, im Januar 1878.

Zum ersten Mal habe ich längere Zeit an der berühmten Riviera di Ponente geweilt und ihre gepriesensten Punkte San Remo, Mentone, Bordighera, Monte Carlo, Nizza näher kennen gelernt. Unstreitig ist die Gegend hier von seltener Schönheit, und unter den Küstenstrichen Italiens wird sie nur von dem zwischen Salerno und Amalfi noch übertroffen. Die sich hoch über die Berge hinziehende Straße längs des Mittelmeers, das um kühn vorspringende Klippen schäumt oder, bis zum Grunde sichtbar, in tief eingeschnittenen Buchten wallt, gewährt stets neue großartige und reizende Ausblicke.

Der Pflanzenwuchs des Südens entfaltet sich an dem durch die Seealpen gegen rauhe Winde geschützten Ufer fast so reich und üppig wie in Unteritalien; ja Palmen finden sich auf der ganzen apenninischen Halbinsel und selbst in Sicilien nicht so zahlreich wie bei Hyères, Bordighera und hier in Nizza, wo die Franzosen ganze Alleen solcher Bäume angepflanzt haben. Dennoch hat mich der Aufenthalt an keinem der genannten Orte der Riviera so befriedigt, daß ich wiederholt zurückkehren möchte. Wie anders ist es in der Umgegend von Florenz! Des Spazierganges nach Bello Sguardo werde ich niemals müde. Von dort erblicke ich neben einer wundervollen Landschaft zugleich eine der schönsten Städte der Welt mit ihren Palästen, Kirchen und Türmen unter mir hingebreitet, welche alle große Erinnerungen der Vorzeit in mir wachrufen oder als Denkmale der Thätigkeit bedeutender Künstler vor mir dastehen; zugleich weiß ich, daß mich bei der Rückkehr von der Promenade hohe Kunstgenüsse erwarten, daß mir reiche Bibliotheken offen stehen, daß ich nach Belieben mit geistvollen, höhere Interessen verfolgenden Menschen Verkehr pflegen kann. Hier dagegen bin ich auf den Genuß der Natur beschränkt, und der Blick auf das blauende Meer, auf Berggipfel und Felsvorsprünge genügt mir nicht für lange Zeit, selbst wenn das zauberische Spiel des Lichtes bei Sonnenuntergang hinzukommt. Wohlverstanden, wenn ich studiren, wenn ich mich geistig anstrengen will, könnte mir der Aufenthalt Befriedigung gewähren. Allein es gibt Zeiten, wo ich mich angegriffen fühle und geistig Diät halten muß. Eine solche aber ist jetzt für mich da; ich darf höchstens einige Stunden des Tages lesen, mich indessen keiner ernsteren Arbeit hingeben. Da würde mir der Besuch von Gemäldegalerien, von Antikensammlungen, von merkwürdigen Bauwerken willkommen sein; ich würde mich gern des Umganges mit Männern erfreuen, die meine Interessen teilen; aber leider

geht mir das Alles hier völlig ab. An Kunstschätzen ist die ganze Riviera bettelarm, und die Gattung von Menschen, die man vorzugsweise daselbst trifft, sagt mir wenig zu. Mentone, seiner Lage nach besonders bevorzugt, und ebenso San Remo, werden kaum anders besucht, als von Kranken, die sich schon in einem vorgerückten Stadium der Lungenschwindsucht befinden, und es kann nicht angenehm sein, sich von lauter Hustenden umringt zu sehen, denen meist die Tage des Lebens gezählt sind. Es ist zwar eine Wohlthat des Himmels, daß er solchen Leidenden gewöhnlich die Hoffnung auf baldige Genesung einflößt; ich habe deren kennen gelernt, die sichtlich einem nahen Ende entgegen gingen und dennoch mit Zuversicht von ihrer Wiederherstellung sprachen, ja Pläne für weite anstrengende Reisen entwarfen. Aber gerade diese Illusionen der Kranken bei meinem Bewußtsein von ihrer Rettungslosigkeit machten immer einen tief schmerzlichen Eindruck auf mich, einen um so schmerzlicheren, wenn ich sie bei näherer Bekanntschaft lieb gewinnen lernte. Ich kann nicht umhin, unsere nordischen Aerzte anzuklagen, daß sie ihre Patienten oft recht leichtfertig zu Winteraufenthalten in den Süden senden. Sie müssen doch in vielen Fällen wissen, daß die Luftveränderung keine Heilung mehr bringen kann. Nun aber entreißen sie die Unglücklichen den Bequemlichkeiten ihrer Heimat, der Sorge ihrer Pfleger, und in den südlichen Kurorten wird ihnen, selbst wenn sie die gehörigen Geldmittel haben, um alles Nötige zu erkaufen, kein Ersatz dafür geboten. Die minder Vermögenden aber kommen bisweilen in eine wirklich verzweifelte Lage. Das Klima der Riviera ist zwar in manchen Wintern recht mild, allein in anderen fällt auch Schnee, und man erlebt sehr rauhe Tage, ja Wochen, wo die Zimmereinrichtungen keinen genügenden Schutz gegen die Kälte bieten und man sich lebhaft nach einem wärmenden deutschen Ofen, statt der unzureichenden Kamine, sehnt. Der Gesunde, der sich viele Bewegung machen kann,

vermag sich einigermaßen hierüber hinwegzusetzen, der Kranke nicht. Gegen unsere Aeskulape habe ich ferner vorzubringen, daß sie bei der Wahl der Kurorte oft ohne Kenntnis der Lokalitäten verfahren, oder der bloßen Mode folgen. Wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue Bäder und Brunnen Ruf bekommen, die früher berühmten dagegen verlassen werden, wie die ehemals sehr wenig besuchten Quellen von Homburg plötzlich, sobald dort eine Spielbank errichtet war, wegen ihrer außerordentlichen Heilkraft gepriesen wurden, und nicht minder in Folge der Vorschriften der Aerzte als der Reklame des Bankhalters Kranke aus allen Teilen Europa's dahin strömten, so verhält es sich auch mit den wegen ihres Klimas empfohlenen Oertlichkeiten. Pisa, Palermo und Venedig sind jetzt von der Riviera ausgestochen worden; aber sicher wird auch diese bald zu Gunsten neu entdeckter Punkte wieder zurücktreten müssen. Nach meinen Beobachtungen würden Amalfi und Malaga sicher den Vorzug sogar vor Mentone, dem geschütztesten Punkte dieser Küste, verdienen. Nizza, das sehr von scharfen Winden zu leiden hat, wird schon jetzt aus Gesundheitsrücksichten wenig mehr aufgesucht. Dagegen ist es der Sammelplatz von Vergnüglingen und Zeittodtschlägern aus aller Herren Länder; und die Anzahl derartiger hier zusammenströmender Fremden ist enorm gewachsen, seitdem nach Aufhebung des Hazardspieles in den deutschen Bädern sich in dem nahen Monte Carlo eine Spielbank etablirt hat, welche jetzt das einzige oder wenigstens das Hauptinstitut dieser Art in unserem Weltteil ist. Der Bankhalter daselbst ist der eigentliche Souverän des Sedezfürstentums Monaco, in welchem Monte Carlo liegt, und unterhält auf seine Kosten das etwa fünfzig Mann starke Armeecorps des Fürsten, der gewöhnlich in Paris lebt. Er läßt kein Mittel der Reklame unbenützt, um das Rouge et Noir und die Roulette in Flor zu bringen, und das halbe Hundert von Selbstmorden, die durchschnittlich in jedem Jahr

in der Umgebung seiner grünen Tische begangen werden, bezeugt, wie glänzend ihm das gelingt. Jeden Nachmittag sind die Eisenbahnzüge von Nizza nach Monte Carlo überfüllt von Solchen, die ihr Glück am grünen Tisch versuchen wollen. Viele darunter sind Spieler von Profession, Existenzen, durch deren Zugrundegehen die Welt nichts verliert, und deren Leben auch jeden Abend an die aufgelegten Karten oder die rollende Kugel geheftet ist. Daneben finden sich zahlreiche Andere, die vom Leichtsinn oder dem thörichten Glauben, sie könnten große Geldgewinnste machen und ihren zerrütteten Finanzen wieder aufhelfen, an die Bank getrieben werden. Solche Leute müssen mit seltenen Ausnahmen von vornherein als verloren gelten. Die Glücklichsten sind diejenigen, die gleich Anfangs bedeutende Verluste erleiden und so vom weitern Setzen abgeschreckt werden. Alle dagegen, die Gewinnste machen, hält das Hazardspiel festgebannt, wie die Klapperschlange einen Vogel mit ihrem Blick in ihren Rachen herabreißt. Der Wahnsinn der Menschen ist mir schon früher, als ich mich in Baden-Baden aufhielt, unbegreiflich erschienen. Wer sich selbst zu beherrschen wüßte und zum Zeitvertreib spielen möchte, könnte dies immerhin ohne Gefahr thun; er müßte nur eine bestimmte Summe, deren Verlust ihn noch nicht arm machte, dafür festsetzen und hierbei den Grundsatz beobachten, dieselbe auf keinen Fall zu überschreiten. Jeden Abend könnte er dann einen Teil einer solchen Summe wagen, dürfte indes unter keinen Umständen weiter spielen, wenn er diesen verloren. Nach aller Wahrscheinlichkeit würde dann, da er sicher doch auch hie und da gewänne, am Schlusse der Saison sein Verlust kein außerordentlicher sein, und er hätte eine im Ganzen unschuldige Unterhaltung gehabt. Aber wie Wenige wissen sich so im Zaume zu halten! Obgleich es weltkundig ist, daß der Vorteil schließlich immer der Bank bleibt, daß auch nach dem Gewinnst einer Million kein Segen an diesem Gold haftet, sondern

daß das höllische Metall seinen Besitzer in den Untergang zieht, glauben sie dennoch, reiche Ernte vom grünen Tische heimtragen zu können, und wagen oft ihre letzte Habe, mit der sie etwa noch ein bescheidenes Leben hätten fristen können, an eine trügerische Hoffnung. Wenn diese verächtlich, so erscheinen Andere noch dazu lächerlich, indem sie, Papier und Bleistift in der Hand, chimärische Berechnungen machen, durch welche Sätze sich das Glück erzwingen lasse, oder auch „Professoren" Glauben schenken, die ihnen dazu Anweisung geben zu können behaupten. Wie schwer, fast unmöglich es ist, das Spiel aufzugeben, wenn man einmal von der Leidenschaft dazu erfaßt worden, davon erlebte ich früher in Deutschland ein kurioses Beispiel. Eine immens reiche Russin hatte schon mehrere Sommer hindurch fast den ganzen Tag beim Rouge et Noir gesessen und den größten Teil ihres Vermögens dabei eingebüßt. Da, von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen, that sie ihrem Schutzheiligen das Gelübde, im Fall ihrer Genesung das Hazardspiel für immer aufzugeben. Sie genas; und im nächsten Sommer sah man sie wieder im Spielsalon an dem verhängnisvollen Tisch, aber auf etwas abgerücktem Stuhle sitzen. Vor ihr stand ein Knabe, ihr Neffe, der auf ihre Anweisung und mit ihrem Geld die Sätze machen mußte. In solcher Art fand sie sich mit ihrem Gewissen ab und löste dennoch ihr Gelübde. — In Monte Carlo wird nun das, was mich ehemals schon in den deutschen Bädern angewidert, noch weit großartiger betrieben, und Nizza ist recht eigentlich der Vorhof der dortigen Spielhölle. So findet sich hier eine Gesellschaft von höchst problematischen Charakteren beisammen, und es ist daher bedenklich, Bekanntschaften anzuknüpfen. In den Romanen von Alexandre Dumas sind derartige Abenteurer interessant, in der Wirklichkeit jedoch flößen sie mir Abscheu und Ekel ein. Das Widerwärtigste dabei ist, daß sie mehrenteils die Manieren der sogenannten feinen Welt oder des high

life affektiren, sich für Marquis oder zum mindesten für Barone ausgeben und regelmäßig mit einem Ordensband im Knopfloch paradiren. Daß ich unter so bewandten Umständen den Umgang mit Menschen meide, begreift sich. Die Promenaden längs des Meers, wie schön es sich auch dort unter den Palmen wandeln läßt, betrete ich nicht anders als am Morgen, wenn ich Niemandem begegne. Später bietet auch die Damenwelt, die in prächtigen Toiletten lustwandelt, eine mir unangenehme Erscheinung. Für mich ist Putz und prunkender Anzug fast ein sicheres Zeichen, daß sich darunter eine Courtisane verbirgt. Nur unter einfachem, wenn auch immer wohlgewähltem Anzug vermute ich wahren Wert. So fliehe ich denn, wenn die „fashionable" Welt die Quais unsicher zu machen beginnt, auf die Höhen vor der Stadt, besonders auf diejenige, welche zwischen Nizza und Villafranca liegt. Dort bieten sich prächtige Ausblicke auf das Meer, und wenn ich genügend umhergeschweift bin, suche ich mir einen Ruhesitz unter Lorbeer und Myrten auf, um mich einige Stunden mit Lesen zu unterhalten. Weil ich fast keine Bücher mit auf die Reise genommen, muß ich mich mit solchen begnügen, die hier zu erlangen sind. Natürlich ist das meistens die Modeware des Tages, die von Paris und London aus alle Buchläden und Toilettentische Europas zu überschwemmen pflegt. Ich habe ein paar französische Romane von denen, die neuerdings besonderes Aufsehen erregt, gelesen, doch sie recht unbefriedigt beiseite gelegt. Der faktische Inhalt hatte zwar mein Interesse gereizt; allein nachdem dieses befriedigt war, folgte ein Gefühl der Abspannung und Leere. Dauernde Eindrücke haben sie mir nicht hinterlassen, und schon jetzt würde es mir schwer fallen, zu sagen, was denn eigentlich in der endlosen Reihe von Kapiteln gestanden habe. Höher als die französischen stehen unstreitig im allgemeinen die englischen Romane. Wenngleich unter ihnen sich auch manche finden, die auf den Lesepöbel berechnet

sind, so haben doch die letzten Dezennien mehrere von vorzüglichem Wert hervorgebracht, und ich las einige der letzteren mit großem Genuß. Seltsam, daß gerade die trefflichsten darunter von weiblicher Feder herrühren; die Damen Currer Bell und noch mehr George Eliot haben so ziemlich allen ihren männlichen Mitbewerbern die Palme entrissen. Und wenn unter den Engländern höchstens Thackeray mit ihnen konkurriren kann, so ist unter den neueren deutschen Romanschriftstellern, wie viel sie auch gepriesen werden, schwerlich einer, der sich in ihre Nähe wagen darf. Aber die heute im Schwang gehende Ueberschätzung dieses Fachs, das immer nur einen niedrigeren Seitengipfel des Parnasses einnimmt, kann nicht schlagender in ihre Schranken zurückgewiesen werden, als durch die Erscheinung, daß Frauen auf ihm so höchst Ausgezeichnetes zu leisten vermögen. Ich wüßte nicht, daß Walter Scott's Romane, die doch gewiß einen der Höhenpunkte dieser Gattung bezeichnen, den Adam Bede oder gar die Romola von George Eliot irgend überträfen. Nun aber frage ich — das weibliche Geschlecht in allen Ehren — hält man es für möglich, daß ein Mitglied desselben mit Homer oder Firdusi um den Preis des Epos, mit Shakespeare um denjenigen der Tragödie stritte? Glaubt man, daß eine Dame sich jemals in der Malerei mit Rafael oder Tizian messen, oder daß eine weibliche Tonsetzerin, ich sage nicht, einen Don Juan oder Fidelio, sondern nur einen Oberon oder „Wasserträger" komponiren könnte? Die ganze bisherige Geschichte der Literatur und Kunst bietet uns keinen Anhaltspunkt, der uns berechtigte, dies für möglich zu halten. Die Menge ausgezeichneter Romane, welche allein unser Jahrhundert hervorgebracht hat, zeigt überdies, wie viel leichter es ist, in dem Fache etwas Vortreffliches zu leisten, als in den höheren Gattungen der Poesie. Auf Ein bedeutendes Trauerspiel oder Epos kann man in der neueren Literatur immer reichlich hundert gute Romane oder

Novellen rechnen. — Wenn ich vorhin über die französische Erzählungsliteratur, die mir gerade in die Hände gefallen, wenig günstig urteilen konnte, so muß ich doch mehrere Novellen von Madame Charles Reybaud ausnehmen, die in Hinsicht des Stils hinter denen der berühmteren George Sand zurückstehen mögen, sicher aber nicht an Phantasiereichtum, Erfindungskraft und Darstellungsgabe. Uebrigens, obgleich ich diesmal einige gute Funde gethan, kehrte ich doch bald zu meinem früheren Grundsatze zurück, Romane und Novellen nur ausnahmsweise zu lesen, und sah mich daher in den Buchhandlungen nach anderen Schriften um, von deren Lektüre ich mir mehr Genuß versprach. Diejenige, auf welche ich zunächst stieß, fesselte mich ungemein. Es waren die kleinen Prosawerke von Leopardi. Etwas Geistvolleres, Gedankenreicheres und zu eigenem Nachdenken Anregenderes läßt sich kaum finden. Freilich, trostloser kann keine Weltanschauung sein, als die des unglücklichen Italieners; es ist das Aeußerste des Pessimismus. Wenn Schopenhauer uns in der Betrachtung des Schönen doch noch etwas gönnt, was uns mit dem Leben versöhnen kann, so macht Leopardi auch hiermit tabula rasa und stellt die absolute Vernichtung als das allein Begehrenswerte hin. Man könnte seine Lehre, da sie noch über den Pessimismus hinausgeht, Nihilismus nennen, wenn nicht diesem Ausdruck ein politischer Nebenbegriff anklebte. Gerade das Extrem, bis zu dem er vorgegangen ist, bewirkt aber, daß er schwerlich einen Proselyten für seine Doktrin macht. Ich wenigstens bin beim Lesen dieser operette morali nie in die Versuchung gekommen, die Verzweiflungsdoktrinen anzunehmen, welche ihr Verfasser uns einreden will, während Schopenhauer mich zeitweise schon nahezu bekehrt hatte, und ich mich nur mit Anstrengung wieder aus dem Abgrund emporgearbeitet habe. Es ist wunderbar, wie Leopardi, ohne, wie es scheint, irgend etwas vom Buddhismus zu wissen, auf

die nämliche Grundansicht, welche das Wesen dieser Religion ausmacht, geraten ist. Allein er geht noch weiter als der indische Königssohn. Denn bei dem Nirwana des Letzteren scheint doch noch ein mystischer Sinn zu walten, wonach damit nur die Erlösung aus der Welt der Körper, die Befreiung von der ferneren Seelenwanderung gemeint ist, und immer noch eine Art von weiterer Existenz übrig bleibt. Leopardi dagegen scheint von einer wahren Angst erfüllt zu sein, daß nach dem Untergang der Welt und des Daseins nicht Alles zu Ende sein könnte. In mannigfachen und immer neuen Bildern, bald mit Witz und schneidendem Sarkasmus, bald mit ergreifendem Pathos weiß er das Elend aller Existenz, die Unmöglichkeit jeder Befriedigung, die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Strebens und Hoffens darzustellen. Je düsterer sein Thema ist, desto hinreißender ergießt sich der Strom seiner Beredsamkeit, und nie wohl wurde ein Grab voll Moder von einem solchen Blütenschmuck umkleidet, nie die Verzweiflung in so goldenen Worten gepredigt!

Ich gestehe, daß mir Leopardi in diesen Prosaschriften bedeutender erscheint, als in seinen Gedichten. Die schönsten unter den letzteren sind wohl die früheren, die er in der Jugend verfaßt hat, als seine umdunkelte Seele noch hier und da von einem Lichtstrahl erhellt wurde. Damals begeisterte er sich für die Wiedererstehung von Italien, und diese Begeisterung hat seiner Leier die schönsten Töne entlockt. Die späteren Gedichte sind sämmtlich von tiefer Melancholie; hier jedoch wirkt seine Schwermut, die weder auf der Erde, noch jenseits derselben irgend einen Hoffnungsstern erblickt, zwar ergreifend, da sie von einem edlen und hohen Geist ausgeht, allein sie muß auf die Dauer ermüden. Es ist, als ob der ganze Horizont von einem schweren trüben Herbstnebel überzogen wäre. Der gefeiertste unter diesen canti ist derjenige, welchen Leopardi in seiner letzten Lebenszeit am Fuße des

Vesuv geschrieben und „Der Ginster" betitelt hat. Der gelbe Blütenstrauch, der über der Asche zerstörter Städte wuchert, dient ihm hier dazu, seine Betrachtung über die Vergänglichkeit von Allem, dem Höchsten ebenso wie dem Niedrigsten, auszusprechen und jeder Hoffnung der Menschen als leerer Illusion den Todtenkranz zu winden. In einem der anderen Gesänge spottet er über die Erfindungen der neueren Zeit und die Erwartungen einer besseren Zukunft für die Menschheit, welche daran geknüpft werden. Auch der Vervollkommnung der sittlichen und politischen Zustände auf Erden, an welcher mitzuarbeiten doch die einzig lohnende Aufgabe unseres Lebens ist, legt er keinen Wert bei.

Die verzweifelte Lebensstimmung Leopardi's, die an Düsterkeit über Alles hinausgeht, was bis dahin in der Literatur laut geworden war, erklärt sich in etwas, indessen nur halb, aus seinen Lebensverhältnissen. In einer Provinzialstadt des früheren Kirchenstaats von Eltern geboren, die den beschränktesten reaktionären Ansichten in Politik und Religion huldigten, fand er sich bei seiner Hinneigung zu freieren Ideen und bei seiner Liebe zur Wissenschaft und Poesie von früh an in heftigem Widerspruch mit seiner Umgebung. Von der Schroffheit, mit der sich die Parteien in Italien ehemals, und selbst bis in unsere Tage hinein, gegenüberstanden, kann man sich nur schwer einen Begriff machen. Ich habe Gelegenheit gehabt, durch die Erzählungen eines Freundes einen Einblick in diese Zustände zu thun. Ein Italiener von angesehener Familie aus Faenza (in der nämlichen Gegend gelegen, wo Leopardi zu Hause war) hatte, weil der päpstlichen Regierung abhold, viele Jahre hindurch im bayerischen Militär gedient, war dann jedoch in seine Heimatstadt zurückgekehrt. Mein Freund nun, gleichfalls bayerischer Offizier, besuchte den früheren Kameraden in Faenza und fand diese Stadt in zwei große Heerlager gespalten, indem die Konservativen und Liberalen sich auf den

Tod befeindeten. In die Straßen, welche die eine Partei inne hatte, durfte sich kein Mitglied der entgegengesetzten wagen; und selbst mein Freund konnte, weil er bei einem Liberalen zu Gast war, nur mit Lebensgefahr eine Wanderung durch den von den Reaktionärs bewohnten Stadtteil machen. — Wie Leopardi's Jugend unter solchen Umständen und bei der Sinnesart seines Vaters verfloß, läßt sich denken. Sein kleines Recanati mußte ihm als ein Kerker erscheinen und all sein Trachten war nach der Fremde gerichtet. Allein nur mit Mühe und nach schweren Kämpfen gelang es ihm, die ärmlichsten Geldmittel zu erhalten, um bald in Florenz, bald in Neapel ein dürftiges Leben zu führen. Zu allem dem kam hinzu, daß seine Gesundheit schon früh heillos zerrüttet war und daß ein schweres Nervenleiden ihm nur selten gestattete, sich geistig zu beschäftigen. Daß eine derartige Lage seinen Sinn umdüsterte, begreift sich. Indessen um sich zu erklären, wie er in eine so hoffnungslose Nacht versinken konnte, muß man doch einen Fehler in seinem Geiste, zum mindesten einen Mangel an jedem Heroismus in ihm annehmen, sonst hätte er sich wenigstens momentan wieder aus der trostlosen Stimmung emporgerissen, um sich für etwas Höheres, als die Verwesung und das Nichts zu begeistern. Das Seltsame ist dabei nun noch, daß er es als eine Herzensangelegenheit betrachtet, seine Verzweiflungslehre der Welt als ein Evangelium zu verkünden und womöglich auch alle Anderen zu ihr zu bekehren. Wenn Schopenhauer seine Verneinung des Willens zum Leben predigt, so verfolgt er dabei einen ethischen Zweck; doch bei unserem Italiener ist von etwas Derartigem gar nicht die Rede.

Leopardi sagt irgendwo: „Bietet mir auf der einen Seite unsterblichen Ruhm und auf der andern den Tod — ich wähle ohne Zögern und schon in dieser Stunde den letzteren.“ Es war nun merkwürdig, daß er in seinem letzten Lebensjahre,

als die Cholera in Neapel herrschte, dennoch vor dieser Krankheit und vor dem ihm durch sie drohenden Ende eine große Scheu zeigte. Nach Schopenhauer's Lehre liegt freilich hierin nichts Befremdliches; denn dieser Philosoph betrachtet es als einen Fluch des Willens zum Leben, daß derselbe uns, trotz unserer Erkenntnis von der Wertlosigkeit der Existenz, dennoch an ihr festhalten läßt. Jedenfalls ist dem unglücklichen Dichter neben dem so heiß ersehnten Tode auch der von ihm so gering geschätzte Ruhm in einem Maße zu teil geworden, wie er es selbst schwerlich geahnt hat. Allerdings hatte es den „canti" schon bei seinen Lebzeiten keineswegs an Anerkennung gefehlt; ihr Ruf drang sogar schon damals bis nach Deutschland, und Kannegießer veranstaltete die erste Uebersetzung davon. Allein seitdem hat die Bewunderung für ihn von Jahr zu Jahr zugenommen und scheint noch immer im Wachsen zu sein. Rätselhaft ist es, wie die Italiener in der nämlichen Epoche, wo sie die Hoffnung so vieler Generationen auf ein unabhängiges und einiges Vaterland erfüllt gesehen haben, sich einen Dichter der Trostlosigkeit zum Lieblingssänger erkoren haben. Man muß als den Grund dafür wohl annehmen, daß ihnen ein Dichter von größerem Genius fehlt, und daß sie in Ermangelung eines solchen dem besten, den sie in neuerer Zeit gehabt, diese Ehrenstelle einräumen. So will ich sie denn für ihre Pietät gegen einen edlen Todten preisen und den Deutschen darin als Muster vorhalten. Ich glaube nicht, daß Leopardi mit unserem Platen, dem er oft verglichen worden ist, irgendwie auf gleich hohe Linie gestellt werden darf. Wenn er sich mit dem Letzteren an Versvollendung messen kann — was ich kaum zu beurteilen vermag — so steht er ihm in seinen Gedichten weit nach an Gedankenreichtum, Mannigfaltigkeit der Formen und des Inhalts, sowie an Concentration, indem er oft, zum Beispiel in seinem schon genannten „La ginesta", in ermüdende Weitschweifigkeit verfällt. Und was

hätte er geleistet, das mit Platen's aristophanischen Lustspielen in die Schranken treten dürfte? Nun aber lese man, wie noch heute in Journalen und Literaturgeschichten über unseren herrlichen Dichter, welcher der Stolz der ganzen Nation sein sollte, geurteilt wird! Das kleinste solcher geringschätzigen Worte, von einem Italiener über Leopardi gesprochen, würde einen Sturm der Entrüstung im ganzen Lande hervorrufen. Der Patriotismus ebensowohl wie der Anstand sollten doch auch uns gebieten, einen großen Verstorbenen, der schon während seines Lebens so viel von Dichterlingen und Kritikastern zu leiden hatte, nicht noch in seinem Grabe zu verunglimpfen. Italien ist ferner darum zu rühmen, daß die falschen ästhetischen Doktrinen, die bei uns herrschen, nie dorthin gedrungen sind, daß die Gebildeten seiner Bewohner einen Dichter wegen der Hauptsache — des poetischen Geistes, der ihnen aus ihm entgegenweht — schätzen, und, wenn sie ihn dadurch lieb gewonnen, nicht an ihm herummäkeln, weil seine Werke der einen oder andern von den stets wechselnden Theorien des Tages nicht entsprechen. So hat man Leopardi nie deshalb, weil er keine sangbaren Lieder geschrieben, einen Reflexionsdichter genannt und ihn damit herabzusetzen gesucht; man hat nie gesagt, seine Gesänge seien bloß „rednerisch", „es gebreche ihnen an sinnlicher Frische", „an gestaltender Kraft der Phantasie". Alle solche Vorwürfe wären offenbar widersinnig, ebenso verkehrt, als wenn man ein Volkslied darum geringschätzen wollte, weil es ihm an Gedankentiefe fehle. Allein bei uns muß man dergleichen abgeschmackte Urteile täglich hören und lesen, und Leopardi würde, wenn er in Deutschland geboren worden wäre, ihnen nicht entgangen sein, ebenso wie Byron, wenn das Unglück ihn zu unserem Landesgenossen gemacht hätte, ein Rhetoriker genannt und ihm „wegen Mangels an Gestaltungskraft" der Prozeß gemacht worden wäre. Es ist ein Glück für die Erwähnten, daß sie Ausländer waren;

nun wagt man diese Kategorien nicht auf sie anzuwenden. Aber man ist eigentlich inkonsequent dabei, da man schon übereingekommen, Viktor Hugo, sicher einer der größten Lyriker, sei nur ein Rhetoriker.

Wenn wir die Italiener nach dem Gesagten dafür loben müssen, daß sie ihre guten Dichter hoch in Ehren halten, und ebenso auch dafür, daß sie, statt des leidigen Hanges der Deutschen, das Ausländische vor dem Einheimischen zu bevorzugen, vielmehr die entgegengesetzte Neigung kundgeben, so ist hiermit doch auch unverkennbar eine Schattenseite verbunden. Diese Nation sucht in etwas zu weit getriebenem Nationalstolz die von ihren eigenen Söhnen erzeugten, immerhin sehr achtbaren, jedoch nicht zu den Dichtwerken ersten Ranges gehörenden Produktionen über alles Maß hinaufzuschrauben und dem Größten, was bei anderen Völkern geleistet worden ist, gleichzustellen. Wie man in italienischen Literaturgeschichten lesen kann, Alfieri sei der größte Tragiker neben Aeschylus und Shakespeare, und wie man dieses Urteil auch mündlich häufig vernimmt, so ist neuerdings eine gleiche oder noch stärkere Ueberschätzung im Schwange, indem Manzoni vielfach als ein Goethe ebenbürtiger Genius hingestellt wird. Man darf nun wohl fragen, wodurch dieser Mailänder sich einen solchen Ehrenplatz, den höchsten, den es in der Literatur gibt, erworben habe. Derselbe hat einen vortrefflichen Roman geschrieben; allein wenn die „Die Verlobten" wirklich einen gleich hohen Rang einnehmen wie die Romane Walter Scott's, die ihnen zum Vorbild gedient haben, so kann Letzterer diesem einen Werke mindestens zwölf von ebenso bedeutendem Wert gegenüberstellen; und doch hat England noch niemals Miene gemacht, seinen großen Novellisten auf eine ähnliche Höhe zu erheben, wie sie für Manzoni beansprucht wird. Man weiß dort zu wohl, welch ein Abstand noch zwischen einem ausgezeichneten Romanschriftsteller und einem eigentlichen Dichter

ist. Die „Verlobten“ aber sind das Hauptwerk, auf das sich der Ruhm des Italieners gründet; seine vier oder fünf Hymnen auf die großen Kirchenfeste und seine Ode auf Napoleon haben den Beifall, der ihnen so reichlich gespendet worden, gewiß verdient. Indessen manche deutsche, englische und französische Lyriker, die man noch nicht zu den Sternen erster Größe zählt, haben gleich Gutes hervorgebracht. Was endlich die Trauerspiele Graf Carmagnola und Adelchi betrifft, so stimmt die Meinung der heutigen Italiener selbst ziemlich allgemein dahin überein, daß deren dramatischer Wert nicht hoch anzuschlagen sei. Wie kann nun unter solchen Umständen irgend davon die Rede sein, daß Manzoni auch nur annäherungsweise ein Platz neben Goethe gebühre?

Die Herüberschaffung der Gebeine des Ugo Foscolo nach Florenz und deren Beisetzung im Nationalpantheon von Santa Croce liefert von neuem einen Beweis dafür, wie hoch Italien seine Dichter ehrt. Dazu, daß Foscolo einer solchen Auszeichnung für wert erachtet wurde, trug wohl der Geist glühender Vaterlandsliebe Vieles bei, der den Verfasser der „letzten Briefe des Jacopo Ortis“ erfüllte. Während seiner langjährigen Verbannung in England hatte des Dichters Herz immer in hoher patriotischer Begeisterung für seine unglückliche, zerrissene und geknechtete Heimat geklopft, und es war ein des wieder auferstandenen Volkes würdiger Akt, daß es seine letzten Reste in italienischer Erde bestattete, nach deren sonnigen Küsten er sich aus den trüben Nebeln der Themse so oft vergebens hinübergesehnt hatte. Foscolo's „Briefe“ erschüttern noch heut durch den ergreifenden Ausdruck des Seelenschmerzes seines Helden über den Untergang der Republik Venedig und durch die mit den weichsten Farben ausgemalte Schilderung seiner unglücklichen Leidenschaft zu einem italienischen Mädchen. Die Zahl der übrigen poetischen Werke dieses Dichters ist sehr gering; einige Oden zeigen, wie sehr er seinen Geist mit

hellenischem Schönheitssinne getränkt hatte, und das Nämliche ist mit dem längeren, Fragment gebliebenen Gedicht „Die Grazien“ der Fall. Seine Elegie „Die Gräber“ ist gedankenvoll und von tiefer Empfindung durchdrungen. Daß derartige Gedichte, zu deren Genuß gereifte geistige Bildung erfordert wird, in immer neuen Auflagen gedruckt werden, legt einen Beweis von der Kultur des italienischen Volkes ab, der uns beschämen muß. Haben die Werke unseres Hölderlin, in denen ein verwandter Geist weht, die aber poetisch unstreitig viel höher stehen, in Deutschland auch nur halb so große Verbreitung gefunden, wie diejenigen des Ugo Foscolo in Italien?

56.

Parma, im Oktober 1879.

Nie habe ich die Schweiz so von Reisenden überflutet gefunden, wie bei meinem diesjährigen Herbstausflug. Alle Höhen und Thäler waren von ihnen erfüllt. In dem Wirtshause bei Kandersteg, das Zacharias Werner wegen seiner einsamen Lage in schauerlicher Gebirgswildnis zum Schauplatz seines Schreckensdramas „Der 24. Februar“ erlesen hat, fand ich zahlreiche Gesellschaft, und junge Herren tanzten am Abend mit den Damen Polka. Es gibt kaum noch eine Schlucht oder Bergspitze, wo man nicht in einem Gasthof ein Déjeuner à la fourchette nach Pariser Art einnehmen könnte. In Hotels, die neuntausend Fuß hoch in der Region des ewigen Schnees liegen und zudem mehr als hundert Meilen vom Meere entfernt sind, servirt man frische Hummern und Seefische. Wenn früher die Briten das Hauptkontingent zu der ungeheuren Schar der Touristen stellten, welche die Schweiz in immer wachsender Menge überströmen, so müssen sie jetzt hinter den Amerikanern an Zahl zurückstehen. Fast gleich

groß ist der Schwarm der deutschen, russischen, französischen und skandinavischen Alpenwanderer, und auch solche Nationen, die minderen Reisetrieb zeigen, steuern dazu wenigstens einige Neugierige bei; so habe ich mehrere spanische und portugiesische Familien angetroffen. Wenn der Lärm, der durch dieses Menschengetreibe hervorgerufen wird, den sich nach Einsamkeit sehnenden Freund der Natur oft unangenehm berührt, so führt doch der Zusammenfluß von Fremden aus allen Weltgegenden seine Vorteile mit sich. Wenn ich reise, will ich neue Ideen und Anschauungen in mich aufnehmen, und hierzu dient, ebenso wie die Betrachtung der Natur auch die Bekanntschaft mit Mitgliedern fremder Völker. Ich gestehe, daß ich deshalb meine Landsleute so viel als möglich meide, nicht weil ich sie geringschätze, sondern weil ich denke, ich könne sie zu Hause ja immer haben. Wenn die deutsche Grenze mir im Rücken liegt, will ich nichts von unserem Reichstag, unseren Moderomanen oder von der Zukunftsmusik hören, sondern von den Zuständen in fremden Ländern; ich will in einen andern Geisteshorizont eintreten, als derjenige ist, welcher gegenwärtig über meinem Vaterlande ruht; und so war mir das Gedränge nicht unwillkommen. Unter der Menge alltäglicher Persönlichkeiten fanden sich doch auch Manche, mit denen sich anregende Gespräche führen ließen. Was ich so in Bezug auf mich selbst wahrnehme, daß das Reisen in geistiger Hinsicht wohlthuend auf mich wirkt, wird sich, wenn dasselbe erst eine Zeit lang auch nur in der jetzigen Ausdehnung fortgedauert hat oder gar mehr und mehr zunimmt, auch an Anderen und im Allgemeinen bewähren; ja es wird Vieles in der Welt dadurch besser werden. Nach meinen Lebenserfahrungen stiften nicht sowohl Schlechtigkeit und Bosheit, als Beschränktheit und Engherzigkeit das meiste Unheil auf Erden an. Wer an das Traurige, das ihm begegnet ist, zurückdenkt und den Ursachen nachsinnt, die es hervorgerufen, wird dies gewiß in den meisten

Fällen bestätigt finden. Vorurteile ziehen die Seelen in den Staub hinab und ersticken das höhere Streben schon im Keim. Engherzigen Ansichten wird das Glück Unzähliger zum Opfer gebracht. Nun aber muß durch den Anblick fremder Gegenden, durch den Umgang mit Angehörigen anderer Länder, durch die Einsicht in verschiedenartige Verhältnisse eine solche Beschränktheit nach und nach weichen. Nicht alle Jene, welche die Sonne von einem Alpengipfel haben aufsteigen sehen, während ihr Blick, gleichsam an der Erdenrundung vorbei, in entlegene Zonen des Weltalls hinabglitt, oder die sich von Amerikanern über das Völkerleben in der neuen Welt haben erzählen lassen, kehren bei ihrer Heimkunft in den Gedankenhorizont hinter ihrem Zaunpfahl zurück, in dem sie bis dahin gefangen gewesen. So heiße ich denn auch die von Jahr zu Jahr zunehmende Leichtigkeit des Verkehrs willkommen und möchte fast beklagen, daß ich nicht ein halbes Jahrhundert später geboren worden bin, um nicht nur die für mich damit verbundenen Vorteile zu genießen und die ganze Erde zu umreisen, sondern auch die Fortschritte zu betrachten, zu welchen die innigere Verbindung von Volk mit Volk der Menschheit verhelfen wird. Wie viel mehr die Wege zwischen den verschiedenen Weltteilen sich den Reisenden gebahnt haben, als es noch vor zwanzig Jahren der Fall war, davon traten mir auffallende Beispiele vor Augen. Ich traf eine amerikanische Familie aus den Rocky Mountains, die über das Atlantische Meer gekommen war und nach Kairo reiste. Der Sohn und zwei Töchter des Elternpaars hatten den Weg über den Indischen Ozean, Japan und China genommen, um in Aegypten mit den Verwandten zusammenzutreffen. Ein anderer Sprößling der neuen Welt saß in den ersten Tagen des August neben mir im Hotel zu Interlaken und klagte, daß ihn dringende Geschäfte nach den Vereinigten Staaten abriefen. Schon im Beginn des folgenden Monats sah ich ihn wieder neben mir

sitzen und hörte, er habe inzwischen nicht nur den Ozean zwei Mal überschifft, sondern auch noch mehrere tausend Meilen auf der Eisenbahn zurückgelegt und überdies eine Woche in seinem Heimatsorte zugebracht. Eine englische Dame, mit der ich Bekanntschaft machte, teilte mir mit, ihr Gatte, der ein leidenschaftlicher Jäger sei, reise abwechselnd das eine Jahr nach den amerikanischen Felsengebirgen, das andere nach Indien, um sich der verschiedenen Arten des Sports in den beiden Gegenden zu erfreuen. Sie selbst leiste ihm dabei Gesellschaft und nehme, wenn er in Bengalen auf die Tigerjagd gehe, hinter ihm auf dem Elefanten Platz, wo sie Romane lese. — Welche neue, ungleich vollkommenere Erfindungen uns die Zukunft noch bringen werde, ob nicht bald Flotten die Lüfte durchsegeln, ob wir nicht mittelst der Elektrizität aller Entfernungen spotten und den Raum zu einem Nichts zusammenschwinden sehen werden — wer vermag es auch nur ahnend vorauszusehen? Doch schon das bis jetzt Geleistete und Begonnene ist so erstaunlich, daß, wenn Jemand es unseren Vätern prophezeit hätte, sie ihn für einen Phantasten gehalten und seine Verkündigungen als Traumgebilde verlacht haben würden.

Der Uebergang aus der Schweiz nach Italien ist einer der schönsten Genüsse, die man sich zu bereiten vermag, und man kann die Alpenpässe nicht oft genug übersteigen. Die Krone unter letzteren ist unstreitig der Gotthard. Nirgends ist der Uebergang aus grandioser Gebirgswildnis in den Zauber italienischer Landschaft so überraschend, wie hier. Wenn man über Nacht aus dem Norden nach Sicilien versetzt werden könnte, man würde über den Wechsel der Scenerie kaum mehr erstaunen, als wenn man, nachdem man sich Tags zuvor noch an der tosenden Reuß inmitten dunkler Föhren oder nackter Felsenwände befunden, sich plötzlich am Comer See oder Lago Maggiore von der üppigsten südlichen Vegetation umgeben

sieht. Allerdings ist dieser Pflanzenwuchs wie in einem Treibhause erzeugt; die Orangenbäume müssen im Winter bedeckt werden; Lorbeer, Myrte und Oelbaum gedeihen nur an Abhängen, wo sie gegen die Nord- und Ostwinde geschützt sind. Allein trotzdem empfängt der Reisende, der in der schönen Jahreszeit hier anlangt, einen berauschenden Eindruck. Erhöht wird der Reiz dieser Seen dadurch, daß die Schneehäupter der Alpen noch fernher auf ihre dunkelblauen Wellen und das immergrüne Dickicht ihrer Ufer herabschauen. Ich weilte einige Tage auf Isola Bella, für welche Insel ich von Jugend auf eine große Vorliebe gehegt. Schon bevor ich sie zum ersten Male sah, hatte sie in der Schilderung von Jean Paul zu Anfang des Titan lockend vor meiner Phantasie gestanden, und ich glaube, ich würde die Ueberwindung der schwersten Hindernisse nicht gescheut haben, um dieses Ziel meiner Sehnsucht zu erreichen. Seitdem bin ich häufig wieder dort gewesen und habe die herrlichen Aussichtspunkte von den Terrassen der Insel mit immer neuem Entzücken genossen, mich auch von der Treue und Wahrheit überzeugt, mit welcher der Dichter, wenngleich nur aus der Einbildungskraft, dieselben geschildert hat. Manche unserer breitmäuligen, jeden Sinnes für Poesie baren Aesthetiker suchen jetzt dasjenige, was unsere Väter mit Recht bewunderten, herabzuwürdigen und behaupten, Jean Paul's Naturschilderungen fehle es an aller Bestimmtheit und Deutlichkeit der Umrisse. Nun ist er aber gerade ein Meister darin, uns die Außenwelt, indem er sie unserer Empfindung nahe legt, in großen Zügen zur Anschauung zu bringen. Der Prosaiker wird Stück für Stück eine Gegend beschreiben, wird in Worten mit dem Zeichner, der alle Linien einer Landschaft haarscharf und in gemeiner Deutlichkeit wiedergibt, zu wetteifern versuchen. Aber er wird notwendig hinter dem letzteren unermeßlich zurückbleiben müssen, und es wird ihm nie gelingen, uns ein Bild des Geschauten vor die Seele zu stellen.

Gerade diese Art von Landschaftsmalerei verwirft Lessing in der bekannten Stelle des Laokoon. Diejenige Jean Paul's, der die Natur erst durch seine Seele gehen läßt und sie dann, warm und voll aus ihr wiedergeboren, unserem Gefühl und unserer Phantasie vorführt, würde sicher deshalb von ihm gepriesen worden sein. Möge nun, um mit Pindar zu reden, das Nachteulengeschlecht der Aesthetiker gegen den herrlichen Verfasser des Titan krächzen, sein Geist wird unsterblich über Isola Bella schweben und noch unsere späten Enkel dorthin locken, ihm den Zoll ihrer Verehrung darzubringen.

Weiter besuchte ich einige mir bisher noch unbekannte Orte Italiens. In Vicenza und hier in Parma interessirten mich besonders die beiden Theater des sechzehnten Jahrhunderts, dort das von Palladio nach den Angaben des Vitruv erbaute, hier die Hofbühne im farnesischen Palast. Beide gaben mir zu Betrachtungen über die dramatische Kunst in Italien Anlaß. Es ist wundersam, daß bei einem so hochbegabten Volk, bei dem die Poesie reich geblüht hat, doch das Schauspiel immer auf einer untergeordneten Stufe stehen geblieben ist. Am meisten ist wohl das Lustspiel kultivirt worden; indes es war doch mit wenigen Ausnahmen nur eines von gewöhnlichem Schlage, das mit der Poesie nicht viel zu schaffen hatte. Ich gestehe, daß ich für eine einzige der besseren Komödien eines Tirso de Molina, Lope de Vega oder Calderon alle Lustspiele der Italiener hingeben würde. Eine Gattung, welche im sechzehnten Jahrhundert sehr beliebt war und wohl in Italien ihren Ursprung genommen hat, von wo sie sich auch in andere Länder hinüber verbreitete, waren die Hirtendramen. Unter ihnen genossen Tasso's Aminta und Guarini's Pastor fido des größten Rufes und gelten noch heute für klassisch. Manche anmutige Scenen in ihnen, verbunden mit der wollüstig weichen Sprache und dem lyrischen Schmelz der Chöre, machen sie wohl lesbar. Allein das Falsche und Unmögliche der nie

dagewesenen Hirtenwelt, in der sie spielen, läßt sie als ein mit Recht veraltetes Genre erscheinen. Unter der großen Menge solcher Schäferspiele, die zu jener Zeit geschrieben und aufgeführt worden sind, kenne ich nur die beiden erwähnten. Der Aminta hat so gut wie gar kein dramatisches Interesse; der Erfolg jedoch, mit dem er unzählige Male von einem Ende Italiens bis zum anderen auf die Bühne gekommen ist, beweist, daß eine spannende Handlung nicht unbedingt zu den Erfordernissen eines Schauspiels gehört. Im Pastor fido ist mehr dramatische Bewegung; allein die außerordentliche Breite der Ausführung muß bei der Darstellung die Teilnahme erkälten. — Durch die ganze italienische Literatur zieht sich schon seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo Trissino mit seiner Sophonisbe Aufsehen erregte, eine ungeheure Menge von Trauerspielen im antiken Stil. Für alle galten die drei Einheiten als Gesetz; und während in England wie Spanien die Gelehrten trotz ihres Eifers das Theater vergebens unter das Joch der aristotelischen Regeln zu zwängen suchten, wurden hier diese Schranken aufs ängstlichste beobachtet. Manche solcher älteren italienischen Tragödien habe ich durchgelesen und wohl einzelne erschütternde Situationen in ihnen gefunden, doch immer den frischen, lebendigen Hauch vermißt, der selbst aus den geringeren Dramen der Engländer und Spanier weht. Auffallend ist, in welchem Pfuhl von Greueln, Verwandtenmord und Blutschande die italienischen Tragiker waten. Auch Marlowe, Webster, selbst Shakespeare in Titus Andronicus, Andreas Gryphius und Lohenstein, sowie die französischen Neuromantiker haben hierin Erkleckliches geleistet. Aber sie alle bleiben hinter den Altitalienern zurück. Besonders merkwürdig waren mir in dieser Hinsicht die Trauerspiele des Giraldi Cinthio — desselben, aus dessen Novellen Shakespeare den Stoff zu Othello und „Maß für Maß“ geschöpft hat. Cinthio beutet in seinen Tragödien vorzugsweise die Geschichte

barbarischer Völker für Scheußlichkeiten aller Art aus oder verlegt seine eigenen greuelvollen Erfindungen nach Parthien, Hyrkanien, Bithynien. Daß seine und unzählige andere bluttriefende, mit Incesten angefüllte Stücke vielfach auch an den Höfen der Fürsten gespielt worden sind, unterliegt keinem Zweifel. Das Vorbild aller derartigen Tragödien war nicht sowohl Sophokles, als Seneca. Auf die religiösen Volksdramen, die auch in Italien verbreitet waren, und die Commedia dell' arte blickten deren Verfasser vornehm hinab, und keinem von ihnen fiel es bei, daß man sich von den Regeln der Ars poetica emanzipiren könne. — Im siebenzehnten Jahrhundert kamen auch spanische Schauspiele bei den Italienern in Aufnahme. Doch diese streiften alle Poesie von ihnen ab, so daß nur das dürre Gerippe der Handlung übrig blieb. Daneben wurden zahllose Lustspiele aufgeführt, für welche Terenz als Muster diente. Auch fuhr man fort, Tragödien in der früheren Weise zu schreiben. Nach und nach indes ward das Drama durch die Oper zurückgedrängt und das Trauerspiel scheint um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr wenig mehr kultivirt worden zu sein. Lediglich so erklärt es sich, daß ein schwaches Stück, die „Merope" von Maffei, ein ungeheures Aufsehen machen konnte. — Etwas später bemächtigte sich ein Dichter von entschiedener Begabung, Alfieri, der vernachlässigten Gattung und schwang sich zum ersten Tragiker der italienischen Nation empor. Seit seinen Lebzeiten hat er in seinem Vaterlande nicht nur unbedingt als ein solcher, sondern auch nahezu als der größte Tragödiendichter der Welt gegolten. Erst in den letzten Dezennien, seitdem Shakespeare auch hier bekannt geworden, bequemt man sich wohl, dessen Macbeth oder Othello auf eine gleich hohe Stufe der tragischen Kunst zu erheben, wie den Orest oder Saul. Aber wenn ein Deutscher es wagen wollte, Schiller neben oder gar über Alfieri zu setzen, so würden die meisten Italiener achselzuckend denken, daß nur National-

eitelkeit oder Urteilslosigkeit uns dazu bestimmen könne. Nach meiner Meinung ist nun Alfieri keineswegs so gering, wie man bei uns glaubt. Es ist in seinen Tragödien eine große Energie; er weiß Charaktere zwar mit Verschmähung von kleinen Zügen, die bei uns für so wichtig gehalten werden, jedoch im Ganzen und Großen kräftig zu zeichnen, und ich halte dafür, daß noch nicht leicht ein so furchtbares Bild eines finsteren Tyrannen auf die Bühne gekommen ist, wie das seines Philipp des Zweiten. Doch es fehlt dem italienischen Tragiker an jedem bestrickenden Reiz der Poesie. Denjenigen, welche bei uns gegen die „geschmückte“ Sprache im Drama eifern, sollte man an seinem Beispiel zeigen, wohin das Trauerspiel gerät, wenn alles dichterische Kolorit von ihm abgestreift wird, wenn die Empfindung sich auf den knappsten Ausdruck, der kein Herz bewegen kann, beschränken muß, und der Leidenschaft, gleichsam mit der Uhr, die Sekunden zugemessen werden, in denen sie sich auszutoben hat. Die ängstliche Beobachtung der drei Einheiten, die Zurückführung der Personen auf die möglichst kleinste Anzahl und das Vorherrschen des Monologs sind andere Uebelstände, an denen die Tragödien Alfieri's kranken. Es ist schwer zu fassen, daß derselbe, da er sich doch längere Zeit in England aufgehalten, dort nicht erkannt hat, welche ungeheuren Vorteile ihm die freiere Form Shakespeare's geboten haben würde. — In unserem Jahrhundert sind auch in Italien die alten Vorurteile gewichen, nachdem Manzoni in der Einleitung zu seinem Grafen Carmagnola in sehr geistvoller und überzeugender Weise den Widersinn und die Nachteile der früher als ein Evangelium betrachteten Satzungen dargelegt hat. Seitdem sind manche achtbare Trauerspiele in der freieren Weise geschrieben worden. Indessen in Italien wendet sich, wie leider überall, das Publikum mehr und mehr von dieser Gattung des Dramas ab, und nur selten, wenn ausgezeichnete Schauspieler, an denen Italien reicher ist als

irgend ein anderes Land, auftreten, füllen sich die Theater bei der Ankündigung einer Tragödie. Zur Oberherrscherin der Bühnen aber hat sich die Oper aufgeschwungen, und sie übt, wie dies auch bei uns der Fall ist, eine solche Tyrannei, daß alle anderen Dramen neben ihr nur eine kümmerliche Existenz fristen. So viel Treffliches auch die Komponisten dieses Fachs hervorgebracht, möchte ich doch fast wünschen, daß die Musik sich nie der Bühne bemächtigt, sondern sich auf Symphonien, Oratorien, Kantaten beschränkt hätte. Schon hier war ihr ein fast unbegrenztes Feld für ihre Entfaltung gegönnt, und wenn sie sich auf dasselbe eingeschränkt hätte, würde das recitirende Schauspiel, das sie jetzt durch den Einbruch auf sein Gebiet unterdrückt, sich ungehemmt haben weiter entwickeln können.

Das Theater von Vicenza, das nach der Absicht Palladio's eine Nachbildung des griechischen sein sollte und mit dem Oedipus des Sophokles eröffnet wurde, gibt doch nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der antiken Bühne, ebenso wie die italienischen Trauerspiele beinahe als Karikaturen der griechischen Tragödien erscheinen. Auf diesem Theater, wie auf dem von Parma, haben seit reichlich einem Jahrhundert keine Vorstellungen mehr stattgefunden, und sie machten, besonders das letztere, welches sich in einem Zustande großen Verfalles befindet, einen melancholischen Eindruck auf mich. Während ich mich auf einen Sitz des Zuschauerraums niedergelassen hatte und mein Blick an dem halberloschenen Gold der Wände hinglitt, mein Ohr das Nagen des Holzwurms in den Brettern der Logen vernahm, glaubte ich das Schaugerüst sich mit Spielern anfüllen zu sehen, die eine der zahllosen italienischen Tragödien der Renaissancezeit darzustellen begannen. Aber diese Mimen, ebenso wie das Stück, das sie spielten, und wie der Theaterbau, in dem ich mich befand, erschienen mir als Gespenster der Vergangenheit, die man besser im Grabe ruhen

ließe. Das Theater des Herzogs Alexander Farnese steht noch aufrecht, und man kann sich, wenn man zugleich die dramatische Literatur seiner Zeit kennt, einen lebhaften Begriff davon machen, wie eine Bühnendarstellung vor seinem prunkvollen Hof beschaffen gewesen sein muß. Alle Aeußerlichkeiten sind sicher höchst glänzend gewesen; doch mit welchen ganz anderen Empfindungen habe ich auf einem gebrochenen Säulensturz in den fast ganz in Trümmern liegenden griechischen Theatern zu Taormina und Syrakus gesessen und das Auge über ihre jetzt mit wildem Gesträuch überwucherte Scene hinschweifen lassen! Mit wie viel höherem Interesse würde ich, wenn sie noch vorhanden wären, die Reste der ärmlichen Schaubühnen betrachten, auf denen Shakespeare seine Stücke zur Darstellung brachte!

57.

Neapel, im März 1880.

Auch diesmal habe ich die Ausflüge wiederholt, welche die lockendsten in der Umgebung von Neapel sind. Dieselben gehören unstreitig zu den schönsten, die man auf der Erde machen kann. Indessen der Genuß, den sie mir boten, war teilweise nicht mehr ein so reiner, wie ich ihn in früheren Jahren gehabt. Die zunehmende Leichtigkeit des Verkehrs, die von Jahr zu Jahr mehr Reisende aus allen fünf Weltteilen nach Italien führt, läßt den Freund der Natur und Geschichte nicht mehr ungestört die Eindrücke in sich aufnehmen, die zu suchen er hierher gekommen ist; ich will auf der Höhe über Sorrent, unter dem breiten Wipfel einer Pinie ruhend, vor mir das schimmernde Meer und den rauchenden Vesuv, dem Klang der Hirtenpfeifen lauschen, welchen der Wind zu mir heranträgt, und denke vielleicht, an der Ecke des Felsens

werde nächstens der junge Torquato Tasso hervortreten, der oft auf jenen Höhen umhergeschweift sein und dort die Anregung zu seinem Aminta erhalten haben mag. Da höre ich plötzlich Peitschenknallen, und eine Schar englischer Misses kommt auf Maultieren angeritten. „A very fine view indeed!“ erschallt es von den Lippen der Töchter Albions; sie sitzen ab, nehmen auf Tragsesseln, welche die Führer mitgebracht, meiner nicht achtend, neben mir Platz, und jede beginnt, ohne weiter aufzublicken, in einem englischen Roman zu lesen. Ich wiege mich in der blauen Grotte auf Capri im wallenden Aether, dessen Azurglanz sich magisch an den Felswänden bricht, und glaube mich in die mondbeglänzte Zaubernacht der Märchenwelt versetzt. Da kommt ein anderer Nachen durch die Oeffnung der Höhle hereingeschossen, mir schallt aus ihm die liebliche Berliner Mundart entgegen, und ich vernehme die Worte: „Ach, das ist ja gar nichts; es verlohnt sich nicht der Mühe hierher zu kommen!“ Auf der ganzen Insel Capri gibt es keine Felsenhöhle oder Schlucht mehr, in der man die ersehnte Einsamkeit fände, wo man ungestört träumen und dichten könnte. Am wenigsten hat sich noch der Strom der Reisenden nach Amalfi ergossen, und eben deshalb habe ich dort am längsten geweilt. Der ganze Küstenstrich, der sich von Vietri bis an die genannte Stadt hinbreitet, ist wohl das Herrlichste, was Italien bietet. Felsengipfel, die sich bald jäh ins Meer hinunterstürzen, bald in sanften Abhängen in grünende Thäler niedersinken; einsame Kapellen, auf steile Höhen hingebannt; Städte, deren Häuser sich in malerischen Gruppen terrassenförmig über einander auftürmen und zu tiefen Abgründen hinabschauen, aus denen der Widerhall der Wogenbrandung emportönt — läßt sich etwas Zauberhafteres denken? — Vielleicht war der Fußpfad, auf dem man früher nach Amalfi gelangte, noch schöner; doch auch die jetzige Fahrstraße bietet einen Ueberfluß von Reizen,

an denen man sich nicht ersättigen kann. Längs des stahlblauen Mittelmeers, an vielen zerklüfteten Klippen und Felsvorsprüngen hin, neben Halden, die selbst im Winter mit vielfarbigen Blumen prangen, führt uns der Weg von Entzücken zu Entzücken, das sich nicht mehr steigern zu können scheint, bis sich vor uns die Aussicht auf Masaniello's Heimat, Atrani, erschließt und alles Frühere noch übertrifft. Wer dies Städtchen und das unmittelbar darauf folgende Amalfi zum ersten Male erblickt, wird oft glauben, in die Traum- und Zaubersphäre eingegangen zu sein. Erst bei längerem Weilen überzeugt man sich, das, was man vor sich hat, sei Wirklichkeit. Man könnte die beiden Wunderstädte mit Schlegel's Ausdruck „das Centrum der Romantik" nennen. Ariost ist aus der nüchternen Ebene von Ferrara wohl nicht bis in diese Gegend vorgedrungen, sonst hätte er Motive von hier für die magischen Schlösser in seinem Gedichte benützt. Den armen Wieland muß man aber erst recht beklagen, daß er seinen Hippogryphen zum Ritt in das alte romantische Land satteln mußte, ohne diesen schönsten Punkt Italiens gesehen zu haben. Zu der unsäglich malerischen Gruppirung der Häuser und Kirchen, der phantastischen Formation der umher aufsteigenden Felsen tritt noch eine niegesehene Ueppigkeit der Vegetation, in welcher dem Wanderer aus dem Norden zum ersten Male die volle Herrlichkeit des Südens aufgeht. Der Johannisbrot- oder Carubienbaum mit seinen dunkelgrünen, weithin schattenden Zweigen, die indische Stachelfeige, die Agave, mit ihren leuchterförmigen Blütenstengeln, die Lorbeerrose und das hochstämmige Rhododendron schmücken alle Höhenzüge in einer Fülle und Pracht, wie selbst die Umgegend Neapels sie nicht aufweist. Dazu gesellt sich, wie nirgends auf dem europäischen Festland außer in Spanien, ein Anhauch aus dem Orient. Wenn dies Einer lesen sollte, so wird er vielleicht lächeln und sagen, ich witterte überall etwas Morgenländisches, auch wo andere

Menschenkinder nichts davon bemerkten. Doch sind es keineswegs die sogenannten Saracenentürme, die hier und da an dieser Küste auf Felsspitzen über dem Meer emporragen und zur Bewachung des Landes gegen die Einfälle der Muhammedaner dienten, an welche ich hierbei gedacht. Die Araber haben, wenngleich sie diesen Uferstrich nicht auf lange Dauer besaßen, doch vielfachen Verkehr mit dessen Bewohnern gepflogen und sich zum Teil in ihrer Mitte niedergelassen. Unstreitig sind daher auch manche Bauten im arabischen Stil hier aufgeführt worden. Allein, wie dieselben in Sicilien bis auf geringe Reste zu Grunde gegangen, so geschah das auch hier; nur in dem auf steiler Höhe über Amalfi thronenden Städtchen Ravello haben sich Ueberbleibsel eines Gebäudes erhalten, deren von Hufeisenbogen durchbrochene und mit reichen arabeskenartigen Zieraten versehene Mauern verraten, daß bei ihrer Errichtung Einflüsse der Saracenen stattgefunden haben. Sowie unter den Normannen zu Palermo noch viele arabische Baumeister thätig gewesen, und die Lustschlösser Cuba und Zisa von ihnen herrühren, so mag auch dieses Gemäuer, das jetzt in den späteren Palast Ruffalo eingefügt ist, gleichen Ursprunges sein. Da keinerlei Inschrift dort vorhanden ist, so wird man freilich kaum je hierüber Klarheit gewinnen. So oft ich nach Amalfi komme, versäume ich nicht, den steilen Felspfad nach Ravello emporzuklimmen und den jetzt dem Engländer Mr. Read gehörigen, den Fremden gastfreundlich geöffneten Garten Ruffalo zu besuchen. Wenn ich von dort der über allen Preis erhabenen Aussicht auf das in schwindelnder Tiefe unten sich hinbreitende Gestade bis nach Salerno und zu den fern aufdämmernden Tempeln von Pästum wie auf das unendliche Meer genieße, dann wieder die erwähnten Mauern betrachte, die mir, wenn auch nur im schwachen Abbild die geliebte Alhambra und die vielen in ihr selig verträumten Stunden wieder vor die Erinnerung führen, so glaube ich oft den Geist

der orientalischen Poesie in den Wipfeln zu meinen Häupten rauschen zu hören. Ich weiß, wenn schon das arabische Spanien dem nüchternen Geschichtsforscher nicht völlig in dem glänzenden Licht erscheint, in welchem es meine Phantasie gesehen hat, so ist eine Schwärmerei für die Muhammedaner, die einst in diesen Gegenden gehaust, noch weniger angebracht. Indessen man vergönne uns doch den Trost, in Stunden, wo die Gegenwart uns unbefriedigend und armselig bedünkt und auch die Hoffnung auf die Zukunft in uns wankt, in der Vergangenheit uns ein Asyl zu gründen, wohin unsere Seele flüchten und die Wirklichkeit um sich her vergessen kann. Verschiedene Perioden haben mir während meines Lebens diesen Dienst gethan; zuerst war es das christliche Mittelalter mit seinen gothischen Domen und Ritterburgen, der Welt der Troubadours und Minnesinger, wo ich mich heimisch machte; dann floh ich nach dem fernen Osten in das Sonnenland Iran; später war das arabische Spanien mit der Palme Abdurrahmans und dem Wunderschlosse Azzahra das Lieblingsland meiner Träume; jetzt endlich sind diese alle zurückgesunken oder verlocken mich nur noch auf kurz, und ich habe mir das alte Hellas zum dauernden Rastort für meine Seele gewählt. — Das jetzt sehr entvölkerte Ravello muß eine bedeutende Vergangenheit haben, welcher, wie auch derjenigen von Amalfi, wohl noch nicht gehörig nachgeforscht ist. Mehrere höchst stattliche Gebäude und Kirchen von bedeutendem Altertum zeugen von dem ehemaligen Glanze der Stadt. Es ist uns heute schwer erklärbar, daß eine beträchtliche Bevölkerung, wie sie hier vorhanden gewesen sein muß, auf so steiler Höhe, die von unten zu erklimmen mehr als eine Stunde erfordert, fast abgeschieden von der übrigen Welt leben mochte.

Bei meinem jetzigen Aufenthalt in Neapel erfreuen mich wieder die bekannten Spaziergänge, die man nicht oft genug machen kann. Vor allem lockte mich der unvergleichliche Corso

Vittorio Emanuele, ihn fast täglich zu durchschreiten. Die Anzahl wechselnder, eines immer das andere an Reiz übertreffender Bilder, die er bietet, ist erstaunlich. Bei jeder Wendung gruppirt sich das unermeßliche unten hingestreckte und sich über die Höhen heraufziehende Häusermeer von Neapel anders, gestaltet sich die Perspektive auf das mit unzähligen Ortschaften übersäte Gestade, bis zu dem auf Klippen thronenden Sorrent, auf den Vesuv und Capri verschiedenartig, und ich habe dreizehn Aussichtspunkte gezählt, von welchen ich keinem den Vorzug vor den anderen geben möchte.

Die Grabstätte Konradin's in der Kirche Santa Maria del Carmine sollte von jedem Deutschen besucht werden; ich habe diese patriotische Pflicht nie versäumt, so oft ich nach Neapel kam. Die unglückliche Mutter Konradin's machte nach der Hinrichtung ihres Sohnes eine Pilgerfahrt nach Neapel und erbaute diese Kirche über dessen Gebeinen. Beim Anblick der Bildsäule des jungen Hohenstaufen im Innern des Gotteshauses steigt zugleich die dankbare Erinnerung an den Stifter derselben, den unvergeßlichen König Max von Bayern in mir auf, den ich jetzt, da der allausgleichende Tod die Standesunterschiede verwischt hat, wohl meinen Freund nennen darf und dem ich ewig ein treues Andenken bewahren werde. — Bei meinem heutigen Pilgergang nach Santa Maria del Carmine erwachte wieder in mir ein Gedanke, mit dem ich mich viel beschäftigt habe. Schon in meiner Jugend trug ich mich mit der Idee, den letzten Sprossen des schwäbischen Kaiserhauses zwar nicht, wie dies so oft versucht worden, zum Helden eines Trauerspiels, jedoch zu dem eines Epos zu machen. Wie ich jetzt wieder darüber nachsinne, scheint mir der Plan von neuem verlockend zu sein. Die Regierung der Hohenstaufen ist entschieden die großartigste und für die Poesie am meisten geeignete Periode der deutschen Geschichte. In dem Gedicht, das den Untergang dieses Herrschergeschlechtes in dem späten

Enkel so großer Ahnen darstellen soll, käme es nun vor allem darauf an, daß Konradin's Zug über die Alpen benützt würde, um die ganze Herrlichkeit der Hohenstaufen, besonders eines Friedrich Barbarossa und Friedrich's II., heraufzubeschwören. Das könnte sehr gut geschehen, indem ein Sänger zuerst auf der heimatlichen Burg des jungen Konradin diesen durch den Bericht von den Großthaten seiner Vorfahren zu seinem Unternehmen begeisterte; auch könnte ein Ritter vorgeführt werden, welcher an der Seite Manfred's gekämpft und nun von dem Heldenmut und tragischen Tode dieses liebenswürdigen Fürsten erzählte. In einem solchen Epos müßte man zugleich die Eichenwälder Deutschlands brausen hören und den Duft der Orangenwälder Italiens einatmen. Der Schluß, der an Konradin durch wälsche Tücke geübte Verrat und seine schmachvolle Hinrichtung durch den französischen Gaunerkönig, würde zwar niederdrückend für ein deutsches Gemüt sein; allein dessen Trostlosigkeit könnte dadurch gemildert werden, daß Johann von Procida' in dem Gedicht erschiene und man in ihm schon den künftigen Rächer Konradin's erblickte. Vielleicht auch ließe sich das Epos mit einer Prophezeiung und einem Ausblick auf die Wiedererstehung des deutschen Reiches schließen, die das heutige Geschlecht zu erleben so glücklich gewesen ist. Ob ich diesen Plan neben so manchen anderen, die mir am Herzen liegen, noch ausführen werde, steht dahin. Das Gedicht dürfte nur von ganz mäßigem Umfang sein und würde so gewiß am meisten wirken. Ich würde nicht so thöricht sein, zu versuchen, den Ton eines früheren Zeitalters nachzukünsteln, um so, nach Heine's Ausdruck, zu kindischer Einfalt herabzublühen. Es ist mir verwunderlich, daß über die Thorheit eines derartigen Beginnens nicht allgemeines Einverständnis herrscht, daß in unserer Literatur eine Art von Mummenschanz aufgeführt wird, in welcher der Eine sich wie ein Nibelungensänger aus Burgundenland gerirt, der zweite den Dichterwettstreit am Hof

Hermann's von Thüringen mitgemacht zu haben vorgibt, der dritte sich als ein provençalischer Troubadour gebärdet. Gewiß ist es ein Vorzug der deutschen Literatur, daß sie so viele treffliche Uebersetzungen und Nachbildungen von Dichtungen der verschiedensten Völker und Epochen besitzt; allein als eine große Korruptheit erscheint es mir, nun selbst in der Art dieser verschiedenen Nationen und Perioden dichten zu wollen. — Die größte Schwierigkeit, welche sich mir für die Bearbeitung des Konradinstoffes entgegenstellt, ist die Wahl des Versmaßes. Der Hexameter, der in unserer Sprache immer etwas Fremdartiges und ihr Aufgedrängtes an sich trägt, kann gar nicht in Betracht kommen. Ebensowenig das Nibelungenmetrum, gegen das ich eine große Abneigung hege. Fünffüßige Trochäen habe ich schon oft angewandt, und ich möchte ein anderes Maß wählen. Die Ottaverime sind nun zwar für das humoristische Epos vortrefflich, in längeren ernsten Gedichten jedoch werden sie leicht monoton. Da blieben denn die vierfüßigen Reimpaare des Gottfried von Straßburg und anderer mittelhochdeutscher Dichter; aber sie haben etwas Klappendes und Kurzatmiges. Vielleicht würde ich noch am besten zu den fünffüßigen gereimten Jamben meine Zuflucht nehmen, welche ich beim Firdusi gebraucht habe. Doch die Reimarmut unserer Sprache bringt auch bei diesem Maß wie bei dem letzterwähnten die Gefahr mit sich, daß sich die nämlichen Reime zu oft wiederholen.

Der alte Markt, an welchem die Grabeskirche des letzten Hohenstaufen steht, war, wie er noch jetzt ein Mittelpunkt des neapolitanischen Volkstreibens ist, der Schauplatz von Masaniello's so schnell niedergeschlagenem Aufstande und erinnert mich dadurch jedesmal, wenn ich ihn betrete, ebenso wie die Namen der Straße Toledo und der Fontana Medina, an die spanische Herrschaft. Der Toledo soll nach dem Vizekönig aus dem alten Geschlecht dieses Namens, welchem auch der Herzog von

Alba angehörte, so heißen; indes ist es mir wahrscheinlicher, daß ihm dieser Name nach der Calle de Toledo in Madrid, welche ehemals die Hauptstraße der spanischen Residenz bildete, beigelegt wurde. Neapel hat noch in höherem Grade, als dies Filicaja für ganz Italien beklagt, fortwährend das Los gehabt, fremden Herren zu dienen. Auch hat es keine Glanzperiode aufzuweisen, wie Florenz unter den Medici, Rom unter Leo X. Der Hauch der Freiheit, der jetzt hier weht, ist der erste, der zu diesen Küsten gedrungen. Das spanische Joch lastete schwer auf der Stadt, und den Verehrer des Cervantes muß der Gedanke schmerzlich berühren, daß derselbe eine Zeitlang als Soldat hier gestanden und an der Knechtung der Bevölkerung mitgearbeitet hat. Einige der Vizekönige zeigten eine gewisse Vorliebe für die bildende Kunst. Sie ließen ihren Palast mit Gemälden schmücken, und auch in vielen Kirchen Neapels sieht man Altarbilder aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Dieselben bekunden aber den Verfall der Malerei. Die Caravaggio, Ribera, Luca Giordano, die hier beschäftigt waren, hatten unstreitig hervorragendes Talent. Doch der Naturalismus, dem sie huldigten, hält alle ihre Werke auf einer untergeordneten Stufe der Kunst zurück. In Scenen des gewöhnlichen Lebens, bei den Spielergruppen des Caravaggio läßt man sich solchen Naturalismus noch gefallen; unerträglich indes, ja empörend wird es, wenn die Genannten die rohe Wirklichkeit auch in Bildern, welche Vorgänge aus der Bibel oder der Geschichte behandeln, einführen; Gesichter von Gaunern und Schindern sollten aus solchen Darstellungen doch durchaus verbannt bleiben. Die Maler der großen Zeit zeigen uns zwar auch Henker und Bösewichte, aber sie adeln und idealisiren deren Physiognomien immer durch echte Kunstform. Da jetzt wieder vielfach der Naturalismus als Prinzip verkündet wird, sollte man die Anhänger desselben vor die hier zu findenden Bilder dieser Richtung führen; sie würden dann wahrscheinlich erkennen, daß

sich durch Befolgung der letzteren überhaupt nichts Wertvolles leisten läßt. Wäre das möglich, so würde es den Genannten bei ihrer ungemeinen Begabung sicher gelungen sein. Das Dauerndste unter ihnen hat wohl Salvator Rosa geschaffen, nicht in seinen historischen Bildern, wohl aber in seinen Landschaften, durch die er als größter Künstler Italiens in diesem Fache dasteht.

Im siebenzehnten Jahrhundert besaß Neapel einen Dichter, der bei seinen Lebzeiten eines höheren, unbestritteneren Ruhmes genossen hat, als vielleicht irgend ein anderer, den Spanier Lope de Vega ausgenommen. Es war dies der Cavaliere Marino. Er nannte sich Cavaliere wegen eines ihm verliehenen spanischen Ordens. In jener Zeit begann die Verleihung von Ehrenzeichen, die früher nur für staatsmännisches oder militärisches Verdienst, oder für hohe Geburt erteilt worden waren, auch auf Künstler und Dichter ausgedehnt zu werden, obgleich dies noch bei weitem nicht so häufig geschah, wie in unseren Tagen. Wenn man jedoch im Saal der Malerbildnisse zu Florenz neben Lionardo, Andrea del Sarto und Rafael, deren schlichte Kleider keine Dekoration aufweisen, zahlreiche spätere mittelmäßige Künstler mit Orden prunken sieht, wird man in solchen Auszeichnungen nicht eben ein günstiges Prognostikon für die Verdienste der so Dekorirten erblicken. Um auf Marino zurückzukommen, so machte er durch sein langatmiges Gedicht Adonis und durch ein anderes über den bethlehemitischen Kindermord das größte Aufsehen in ganz Italien, und sein Ruhm verbreitete sich weit über die Grenzen dieses Landes hinaus. Seine Gedichte wurden alsbald in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, und in Italien folgte eine Ausgabe auf die andere. Neapel war stolz, den großen Dichter zu besitzen, der Vizekönig wie der Adel Neapels und Spaniens brachten ihm ihre Huldigungen dar und schätzten sich glücklich, ihm reiche Geschenke zu Füßen legen zu dürfen. Diese und

die bedeutenden Summen, die er für seine Schriften einnahm, setzten Marino in Stand, sich einen prachtvollen Palast auf dem Posilipp zu erbauen und denselben mit einer Sammlung der kostbarsten Gemälde zu schmücken. Nicht zufrieden mit den Spenden, die ihm Neapel darbrachte, und dem Weihrauch, den es ihm streute, machte er Rundreisen durch Italien, um auch die Verehrungsbezeigungen und Geschenke der Bewohner anderer Städte entgegen zu nehmen; und wenn er von einem solchen Triumphzug zurückkehrte, ritten ihm die Granden der Stadt in festlicher Tracht entgegen, um ihn einzuholen und ihm alsdann das Geleit bis zu seinem Palast zu geben, wo der vornehmste von ihnen ihm beim Absteigen ehrfurchtsvoll den Bügel hielt. Welch ein Kontrast gegen Dante, der heimatlos von Ort zu Ort irren und das bittere Brot der Verbannung kosten mußte, gegen Tasso, der kummergebeugt in ein frühes Grab hinabsank, selbst gegen Ariost, den die Gunst seines Fürsten nur eben vor der Armut schützte! Aber sie leben unsterblich durch die Zeiten fort, und die Nachwelt sucht an ihren Manen zu vergüten, was die Mitwelt an den Lebenden verbrochen. Marino dagegen ist so gut wie verschollen; alle Bewunderung seiner Zeitgenossen, alle ihm von den Kritikern gespendeten Lobpreisungen haben ihn nicht vor dem Schicksal bewahren können, von den späteren Geschlechtern, wenn sie überhaupt seiner noch gedenken, als ein Beispiel des schlechten Geschmacks seiner Zeit angeführt zu werden. Diesen schlechten Geschmack seines Publikums, dem er auf jede Weise schmeichelte, verdankte er dessen Gunst. Er war sicher ein begabter Mann — das sind fast immer die Verderber der Literatur und Kunst gewesen, und erst unseren Tagen war die Erscheinung vorbehalten, daß völlige Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit den größten Anspruch auf Beifall und Popularität gibt; allein ihm galt die Form als Alles, der Inhalt als Nichts. Es genügte ihm, das Ohr mit schönklingenden Versen zu berauschen, die Sinne

mit üppigen Bildern zu kitzeln; der Gedanke geht völlig leer aus. Seinem Adonis, den schwerlich Jemand ganz bewältigen wird, von dem man aber einige Gesänge der Kuriosität wegen lesen sollte, kann man Eines gewiß nicht absprechen, daß es ein originelles Gedicht ist. Und wäre Originalität allein ein Verdienst, so müßte man es dem Marino in hohem Grade zusprechen. In dem Ganzen glitzert und blitzt es wie von einem Regen glänzender, aber falscher Edelsteine und Perlen. Concetti und Gedankenspiele folgen einander unaufhörlich, eine wollüstige Schilderung löst die andere ab. Vor ihm war in der europäischen Literatur noch kein solches augenblendendes Feuerwerk abgebrannt worden. Doch als dies in Neapel in die Lüfte stieg, wandten sich alle Blicke staunend und bewundernd dorthin, und die Manier des Italieners, die man mit dem Namen seines Urhebers als Marinismus bezeichnet hat, verbreitete sich in alle Länder. Da der Geist bei derartigen Produkten ganz leer ausging und nur momentan von ihnen in eine Art Betäubung versetzt werden konnte, vermochten sie sich natürlich nicht zu halten. Wie mächtig aber der Eindruck war, den Marino auf seine Zeitgenossen machte, zeigt sich darin, daß sich selbst gute und große Dichter desselben nicht erwehren konnten und ihren Stil von dem seinigen anstecken ließen.

Unter allen größeren Städten Italiens hat wohl Neapel am wenigsten bedeutende Dichter, Künstler und Gelehrte hervorgebracht. Es ist, als ob die übergroße Schönheit der Natur, die über diese Küsten hingebreitet ist, den Geist einlüde, sich mehr dem Träumen und Genießen solcher Herrlichkeiten hinzugeben, als seine ganze Spannkraft zu tüchtigen Leistungen anzustrengen. Manche der Männer, auf die Neapel stolz ist, waren nicht hier geboren, sondern eingewandert. Die Stadt hat sich neuerdings mit verschiedenen Monumenten geschmückt, die ich, da sie mehrenteils wahrem Verdienste gewidmet wurden,

mit Freude begrüßt habe. Besonders froh überrascht war ich, auf dem Toledo ein Denkmal zu sehen, das schlagend die Wandlung bekundet, welche in Italien seit dem Jahre 1860 stattgefunden hat. Poerio, der treffliche liberale Minister des Königs Ferdinand, den dann nach dem Sturz der Verfassung der eidbrüchige König viele Jahre lang neben den niedrigsten Verbrechern in den Kerkern von S. Elmo schmachten ließ, empfängt nun, von hohem Sockel herab auf die unten wogende Menge schauend, die verdiente Huldigung der Dankbarkeit, welche alle Schichten des Volkes, mit Ausnahme Weniger ihm darbringen, während dessen Henker unter dem Namen des Königs Bomba dem Haß und der Verachtung zugleich preisgegeben ist und noch von kommenden Jahrhunderten verflucht werden wird. Es liegt eine hohe Genugthuung für den moralischen Sinn hierin. Wenn man die Weltgeschichte seit ihrem Beginn überblickt, fühlt man sich niedergedrückt von der Wahrnehmung, daß oft, wo nicht vorwaltend, Willkür und Tyrannei über das Recht gesiegt haben, daß ganze Völker unter den Streichen frecher Gewaltherrscher verblutet und die Verteidiger ihrer Freiheit den Henkertod gestorben sind, ohne daß die Despoten von der Nemesis ereilt worden wären, ohne daß deren Opfer eine, wenn auch erst späte Gerechtigkeit gefunden hätten. Diese Fälle begegnen uns in so überwältigender Menge, daß wir, um die vielgepriesene sittliche Weltordnung zu retten, uns an den Gedanken klammern müssen, dieselbe werde sich in einem jenseitigen Leben verwirklichen. Um so höher muß unser Herz schlagen, wenn wir sehen, wie schon auf Erden dem von der Uebermacht zu Boden getretenen Rechte der Sieg zuerkannt wird; und daß dies in so kurzer Zeit geschehen konnte, wie es im heutigen Italien stattfand und wie auch andere Länder Europa's es unlängst erlebt haben, möchte ich als einen Beleg für den Fortschritt betrachten, den die Menschheit in unserem Jahrhundert gemacht hat. Ich

selbst habe noch vor zwanzig Jahren das Regiment der Bourbonen hier in nächster Nähe gesehen und mich von dessen ruchlosem, hinter dem eines Galeazzo Visconti nicht zurückstehendem Despotismus überzeugt. Mir wurde von den Höhen bei S. Elmo die mit dicken Stäben vergitterte Maueröffnung gezeigt, hinter welcher der edle Poerio — und er war nur Einer von vielen anderen Patrioten, die dasselbe Los trugen — fern von Licht und Luft schmachtete. Nun sind alle Ketten gesprengt, die Mitglieder des Königsgeschlechts, das dies herrlichste der Länder so lange in unerhörter Weise geknechtet, irren in der Verbannung umher, und Jedermann erkennt in dessen Sturze ein gerechtes Strafgericht. Mögen alle Fürsten, die ein tyrannisches Gelüst anwandeln sollte, sich hieran ein Beispiel nehmen! — Der Anblick einer anderen Statue, welche auf der Villa Reale steht, hat mich nicht minder wohlthuend berührt. Sie stellt den General Colletta dar, der zu Anfang der zwanziger Jahre, als die Freiheit einen kurzen Besuch an dieser Küste machte, ein Führer der Aufständischen war, nach Niederschlagung der Revolution geächtet wurde und sein Leben in der Verbannung beschloß. Während seines Exils schrieb er eine Geschichte des Königreichs Neapel in neuerer Zeit, durch die er sich in die Reihe der großen Historiker gestellt hat. Selbst Suetonius und Tacitus haben kaum in so vernichtender Weise den römischen Cäsarismus gebrandmarkt, wie Colletta die Grausamkeit und feige Tücke der Bourbonen und den Sykophantismus ihrer feilen Helfershelfer. Es ist ein Buch, das allgemein gelesen und auf den Schulen eingeführt werden sollte, um die kommenden Geschlechter mit tiefem Abscheu gegen absolute Gewaltherrschaft, wie sie sich in Neapel in ihrer scheußlichsten Gestalt zeigte, zu erfüllen und Aehnliches für alle Zukunft unmöglich zu machen. — Unfern dem des Genannten steht das Denkmal eines anderen Mannes, dessen Name Manchen unbekannt sein möchte: es ist das des Giambattista Vico, eines

Philosophen des siebenzehnten Jahrhunderts. Derselbe hat in seiner „Scienza nuova“ oder „Neuen Wissenschaft“ zuerst den Versuch gemacht, eine Philosophie der Geschichte zu schreiben. Ich habe dieses Werk, welches erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, zu lesen versucht, aber, aufrichtig gestanden, wegen der Schwerfälligkeit des Stils und einer gewissen Unklarheit des Gedankens, die mir wie dichter Nebel über dem Ganzen zu liegen schien, nur wenige Fortschritte in der Lektüre gemacht; ich fürchte, daß Vico in seiner neuen Wissenschaft, ebenso wie unsere Hegelianer, nach Schopenhauer's Ausdruck, aus flüchtigen Wolkengebilden einen willkürlichen Sinn und Zusammenhang heraus zu lesen gesucht hat.

Ehe Jemand für würdig erachtet wird, ein Monument zu erhalten, sollte man immer erst geraume Zeit nach dessen Tode verfließen lassen. Eine Karikatur davon, daß schon Lebenden Monumente gesetzt werden sollen, zeigte die Verfallzeit des römischen Reiches. Damals war es Sitte, daß die Statue des jedesmaligen Prätors einer Provinz dort aufgestellt wurde; der Kostenersparnis wegen indes verwendete man hierzu meistens die Bildsäule seines Vorgängers, an welcher nur einige durchaus nötige Aenderungen gemacht wurden. In Bezug auf den Ruhm eines Lebenden ist es in den mehrsten Fällen zweifelhaft, ob derselbe noch lange fortdauern werde. Daher entsteht, wenn allzu frühe Denkmale errichtet werden, die Gefahr, daß Unwürdige oder doch minder Würdige in Marmorbildern auf die Nachwelt kommen, welche dann verwundert fragt, wer denn der so Gefeierte sei. Nur das hohe, ausgezeichnete Verdienst, welchem jede Zeit gerechterweise Anerkennung zollen muß, sollte auf solche Art verewigt werden. Bei den zwei anderen Statuen, die in Neapel neuerdings aufgestellt worden sind, könnte man fragen, ob sie wirklich einem so großen Verdienste gewidmet worden seien. In Bezug auf Saverio Mercadante möchte ich dies bejahen. Keiner der

italienischen Tonsetzer, auch Rossini nicht, kann freilich mit den großen deutschen Komponisten wetteifern. Allein die Geringschätzung, die viele Fachmusiker in Deutschland gegen sie zur Schau tragen, ist eine Ungerechtigkeit. Melodie muß doch gewiß die Seele der Musik genannt werden, und in Melodien, oft von hinreißender Schönheit, hat nicht nur Rossini, sondern haben auch mehrere seiner Nachfolger eine große Erfindungskraft bewiesen. Zu letzteren gehörte auch Mercadante, und er vereinte mit der Inspiration, die ihm eine unerschöpfliche Fülle solcher Melodien eingab, eine gründlichere Kompositionsweise, als sie den meisten anderen Italienern eigen ist. Namentlich verstand er das Orchester vorzüglich zu behandeln. Ich bin der Meinung, daß dieser Meister bisher, namentlich außerhalb Italiens, nicht gehörig gewürdigt worden ist, und daß seine Opern mehr als diejenigen von Donizetti und auch von Verdi, welche ich deshalb nicht verachten will, Anspruch auf dauernde Schätzung haben. Seine Horatier und Curiatier sind edel, feurig und durchaus im hohen Stil, was sie vielleicht gehindert hat, populär zu werden. Sein Bravo, sein Giuramento, seine Elena da Feltre und seine Vestalin accommodiren sich mehr dem Zeitgeschmack, ohne ihm doch zu viele Zugeständnisse zu machen. Möge das Denkmal des edlen Meisters an der Fontana Medina die Zukunft mahnen, ihn nicht zu vergessen. Ich selbst habe mit Bewegung davor gestanden; denn ich lernte Mercadante vor vielen Jahren, als er Direktor der Oper von San Carlo war, hier in Neapel kennen und mußte ihn als einen schlichten, anspruchslosen und für die Kunst hochbegeisterten Mann ehren. Er kannte die deutsche Musik aufs Genaueste, liebte sie über Alles und sagte mir einmal sehr schön: „Ja, vor Ihrem Beethoven, Mozart und Weber stehen wir Italiener alle so da, wie Rafael's heilige Cäcilie vor den Engelchören; wenn wir ihre Musik vernehmen, senken wir unsere Instrumente.“ Mit dieser seiner Ansicht nahm er freilich eine sehr vereinzelte

Stellung in Italien ein. Allerdings wird unsere Instrumentalmusik hier sehr gewürdigt, und man kann in Konzerten zu Rom, Florenz, Venedig, wie auch in Neapel Symphonien und Quartette von Mozart, Beethoven und Haydn, ja Werke von Bach und Händel vortrefflich aufführen hören. Allein deutsche Opern haben, wie oft auch versucht worden, ihnen Eingang zu verschaffen, hier nie recht Wurzel fassen können. Der Grund davon liegt wohl hauptsächlich in der leidigen Gewohnheit der Italiener, den Opernsaal als ein Konversations- oder Gesellschaftslokal zu betrachten, wo sie sich gegenseitige Besuche machen und mit einander schwatzen, um lediglich bei gewissen, besonders beliebten Arien oder Ensemblestücken der Musik Aufmerksamkeit zu schenken. Für solche Art oberflächlichen Genusses sind die meisten italienischen Opern besser berechnet, als die deutschen. Als ich Mercadante, nun auch schon vor geraumer Zeit, zum letztenmale sah, fand ich ihn nahezu erblindet, aber trotzdem heiter. Er äußerte, wenn er, wie Beethoven, taub geworden wäre, hätte er dies als ein weit schlimmeres Unglück betrachtet. Für einen Maler müsse Blindheit schwer zu ertragen sein; allein für ihn, der von jeher in der Welt der Töne gelebt, habe sich die Freude und das Entzücken, welche ihm die Musik stets bereitet, jetzt noch gesteigert, wo ihn der Gesichtssinn nicht mehr davon abziehe. Wie er so sprach, war es, als lausche er, gleich der heiligen Cäcilie, schon dem Chore der Cherubim.

Am Ende der Villa Reale, nach Mergellina zu, sah ich überrascht eine Marmorstatue, aus deren Antlitz mir bekannte Züge entgegen blickten. Es war die des Klaviervirtuosen Thalberg, den ich noch vor einigen Jahren in seiner Villa auf dem Posilipp besucht hatte. Schon damals schien er leidend zu sein, und jetzt ist er, zu früh für die vielen Bewunderer seiner Kunst, hinweggerufen worden, während der um einige Jahre ältere Liszt noch in voller Kraft wirkt und,

wie ich mich noch unlängst in Rom davon überzeugt habe, nichts von dem hinreißenden Feuer seines Klavierspiels verloren hat. Daß Thalberg neben diesem König des Piano noch Lorbeeren auf demselben Gebiete ernten konnte, ist gewiß kein geringes Zeugnis für seine Meisterschaft. Früher, als das Virtuosentum und die Begeisterung für dasselbe noch in Blüte stand, habe ich ihn wahre Triumphe in Deutschland feiern sehen. Sein Spiel hatte nicht jene packende dämonische Gewalt, wie dasjenige von Liszt, zeichnete sich indes durch die größte Feinheit und Vollendung, daneben auch durch hohe Bravour aus. Ein öffentliches Denkmal ist jedoch wohl zu viel Ehre selbst für den vorzüglichsten Spieler eines Instruments. Ein solcher genießt während seines Lebens genug des Ruhmes und wird in den Konzertsälen hinlänglich mit Lorbeern überschüttet. Allein wie die Klänge seines Spieles und das Klatschen der Hände bald verhallen, so darf er auch nicht erwarten, daß das Echo seines Namens noch lange in der Zukunft nachklingen werde. Mehr auf seinen Virtuosenleistungen aber, als auf seinen Kompositionen beruht Thalberg's Ruf. Letztere sind zwar anmutig und geschmackvoll und er hat sie mit vielem Erfolg darauf berechnet, dem Klavier bisher unbekannte Wirkungen zu entlocken; auf lange Fortdauer jedoch gibt ihnen ihr innerer Wert keinen Anspruch. In anderer Hinsicht kann ich freilich Thalberg dieses Denkmals nicht für unwürdig erachten. Die Dankbarkeit der Neapolitaner hat ihm dasselbe gesetzt, weil er, der sich sonst in den letzten Jahren ganz aus der Welt zurückgezogen hatte, doch unermüdlich Konzerte zum Besten der Armen veranstaltet und so viele Thränen getrocknet hat. Es fragt sich, ob der Ruhm, dies gethan zu haben, nicht höher anzuschlagen ist, als der eines großen Komponisten, Dichters oder Künstlers.

58.

Girgenti, den 4. Januar 1882.

Rumohr hat „Drei Reisen in Italien" herausgegeben — ich könnte deren mehr als dreißig schreiben. Aber Niemand braucht zu fürchten, daß ich dies ins Werk setze. Alle leichter zugänglichen Gegenden der Erde, Italien voran, sind bis in die entlegensten Winkel hinein so vielfach besucht und dargestellt worden, besonders von den wanderlustigen und schreibseligen englischen Misses, daß man füglich die Lesewelt mit keinem anderen Reisewerk mehr heimsuchen kann, als mit einem Ferienausflug in die Mondgebirge oder in den Küen-Lün. Zu solchen Weltfahrten habe ich nun nicht mehr den Unternehmungsgeist; auch zieht es mich vielmehr immer von neuem nach den Orten, wo ich schon früher gewesen bin. So beschloß ich nach langem Hin- und Herschwanken, diesen Winter in Sicilien zuzubringen, und trat nach kaum gefaßtem Entschluß sofort auch die Reise an.

Das Glück ist mir in auffallender Weise hold gewesen. Zu dem Schönsten, was man erleben kann, gehört es, aus den entlaubten oder gar schon schneebedeckten Fluren des Nordens schnell und fast plötzlich wieder in den herrlichsten Sommer versetzt zu werden. Nur selten wird einem besonders von den Umständen Begünstigten ein solches Glück zu teil. Es ist mir sogar schon widerfahren, daß ich, während mich auf der bayerischen Hochebene noch milde Lüfte umweht hatten, jenseits des Brenner von Schneegestöber empfangen wurde. Diesesmal war dagegen um das Ende des Dezember der Winter in Deutschland schon mit Macht hereingebrochen. Auch in Italien verfolgte mich bis an dessen südlichste Stadt Reggio, wohin ich in unaufhaltsamem, nur in Bari kurz unterbrochenem Flug gelangte, ein rauher Wind, der die Wogen wildschäumend an das Ufer wälzte. Aber sobald ich um die Spitze von

Kalabrien bog und vom adriatischen an das mittelländische Meer gelangte, war Alles wie durch ein Wunder verändert. Die Wellen lagen in Spiegelglätte vor mir da, die Luft war lau, und bei der Ueberfahrt über die Meerenge wurden mir die Winterkleider schon lästig warm. Messina hielt mich nicht lange; ich eilte sogleich nach Taormina weiter, und nie werde ich den Eindruck vergessen, wie ich am vierten Tage nach meiner Abreise aus Deutschland vom Balkon meines Zimmers auf die in der Fülle des Frühlings prangende Küstenlandschaft, in der sich alle Reize der Erde zusammengedrängt zu haben schienen, auf den rauchenden Aetna und das stahlblau glänzende Meer hinabblickte. Der Schneemantel, der den alten Donnerberg bis zum Fuß hinab bedeckte, war das Einzige, was hier von Winter Zeugnis gab. Die vielen immergrünen Sträucher und Bäume, die frischen Gräser und die schon großen oder halb aufgebrochenen Knospen der Mandelbäume scheuchten jeden Gedanken an die Weihnachtszeit, und auch die lange Dauer des Tages mehrte die Täuschung, als sei es vielmehr Mai. Die Reinheit der Luft, die hohe Lage und der spätere Untergang der Sonne, welcher hier wegen des Unterschiedes der Breitengrade jetzt erst gegen fünf Uhr stattfindet, machten, daß ich noch um halb sechs Uhr ohne Anstrengung am Fenster lesen konnte. Ich darf wohl sagen, daß ich kaum je in Deutschland den Juni so prächtig gefunden habe, wie hier die letzte Woche des Dezember und die erste des Januar.

Alles, was die Erde Herrliches bietet, drängt sich an dieser Küste zusammen. Unten die Wunderwelt der Odyssee, das griechische Meer, um die Felsen der Cyklopen und die Grotte des Polyphem brandend, oben der rauchende Berg, sein eisgraues Haupt von einer Flammengarbe umsprüht, dazwischen die üppigsten Fluren, wo Pan selbst im Januar auf schwellendem Rasen seinen Mittagsschlaf halten kann, und die Oreaden im ewigen Schatten der Haine ihren Reigen ziehen;

Asphodeloswiesen, wert, daß die Seligen auf ihnen dahinwallen; volkreiche Städte dicht neben einsamen Grotten, die zum stillen Träumen einladen; auf den Felsen hellenische Theater, die noch von den Chorgesängen der Tragiker widerhallen, und am Ufer ragende Saracenentürme. — Es hat von jeher zu meinen Hauptgenüssen auf Reisen gehört, an den Oertlichkeiten, wo ich mich gerade befand, Werke zu lesen, die an diesen Lokalitäten entstanden sind, sich auf sie beziehen oder besonders mit der Stimmung harmoniren, welche jene in uns hervorrufen. Das alte Theater von Taormina wäre besonders geeignet gewesen, daß ich auf einem seiner halbzerbröckelten Sitze mich in die griechischen Tragiker vertiefte. Aber leider hatte ich versäumt, einen derselben mitzunehmen. So mußte ich mich auf das beschränken, was ich bei mir hatte. Dies war zunächst der wenig bekannte lateinische Dialog des Bembo, „Aetna", welcher die Gegenden hier vorführt, wie sie im sechzehnten Jahrhundert gewesen oder einem geistvollen, für die Wiedererweckung der griechischen Literatur glühenden Manne sich darstellten. Bembo gehört in die vorderste Reihe der Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, denen die Welt so unendlich viel verdankt. Alle Segnungen, welche die neuere Zeit uns gebracht hat, sind doch vorzugsweise auf Diejenigen zurückzuführen, welche Weisheit, Dichtung und Kunst der Hellenen wieder auferstehen ließen, und man kann nicht ohne Schauder daran denken, was aus der Welt geworden wäre, wenn nicht jenes Aufleben des Altertums stattgefunden hätte. Was den genannten Dialog des Bembo betrifft, so muß ich beklagen, daß er nicht übersetzt worden ist. Es erscheint mir als eine wahre Kalamität, daß so manche Autoren ihre Kräfte ohne Sinn und Zweck, ohne Frucht für die Literatur und ohne Nutzen für die Nation an die Uebersetzung schon hundertmal verdeutschter Schriften vergeuden, während so manche wertvolle Werke ungekannt in den Bibliotheken modern.

Zu solchen, welche in vorderster Reihe verdienten, von neuem verbreitet zu werden, gehören viele Erzeugnisse der italienischen Renaissancezeit, in denen das heilige Feuer des Humanismus glüht, und aus denen es belebend und wärmend auf unsere Tage einwirken könnte. — Ferner gewährt es mir Genuß, in den Morgenstunden auf einer der Taormina noch überragenden Höhen oder in dem Theater den Theokrit zu lesen. Dieser Dichter gehört zu den anziehendsten des Altertums, und die Freude, die mir seine Lektüre immer geboten, mußte noch erhöht werden, indem ich in den Pausen des Lesens auf sein Heimatland hinabblickte. Bisweilen sah ich junge Männer in Schafpelze gehüllt, die ich für Nachkommen seines Daphnis oder Thyrsis oder gar für diese selbst hätte halten können. Idealisirt wird er seine Hirten stark haben, obgleich sie der wirklichen Natur viel näher stehen, als diejenigen der Eklogen, welche in Italien und Spanien während des sechzehnten Jahrhunderts beliebt wurden. Als die schönsten unter Theokrit's Gedichten erscheinen mir das Erntefest und die Zauberin, worin ein junges Mädchen durch Beschwörungsformeln und Hexenkünste ihren ungetreuen Liebhaber zu sich zurückzuziehen sucht. Diese haben wirklich zauberischen Reiz. Doch es ist in ihnen, wie in allen Werken des sicilischen Sängers, zu viel den Sinn fast entnervende Süßigkeit. Man wird davon betäubt, als ob der Frühlingswind den Duft der tausend aromatischen Kräuter von den Uferhügeln Siciliens zu uns herantrüge. Wie anders fühlt sich die Seele bei den Hymnen des Pindar, die ich glücklicherweise auch bei mir hatte, gehoben und von einem Odem der Heldenbegeisterung angeweht! Bei den Gesängen zur Feier des Theron von Akragas, des Siegers mit weißem Rossegespann, und des Hieron von Syrakus stieg vor mir die alte Trinakria und zugleich Griechenland in seiner Herrlichkeit empor — jener herrliche Frühling der Welt, wie ihr nie ein zweiter erblüht ist. Vor mir sah ich Olympia

mit seinen prächtigen Spielen, den Mittelpunkt des hellenischen Lebens, zu dem die Griechen von den fernsten Gestaden her aus ihren Niederlassungen am Pontus wie an den iberischen Küsten als nach ihrer wahren Heimat hinsteuerten, und von dem sie, stolz, einem solchen Volke anzugehören, in ihre Pflanzstädte am Saume der Barbarenländer zurückkehrten. — Während all dies glorreiche Leben erloschen ist und neben den Gesängen der Dichter nur noch zerbröckelnde Steine von ihm reden, steht die Riesensäule des Aetna unverändert so da, wie Pindar den Aschenberg geschildert, „der über den gestürzten Giganten Typhon hingewälzt ist und nun aus den Schlünden Bäche lauteren Feuers emporspeit, das unnahbar Alles verschlingt. Tags ergießt sein glühender Strom des geröteten Rauches Wogen, und in dunklen Nächten schleudert wild prasselnd die purpurne Glut Felssteine weit auf der See tiefgründigen Spiegel hinaus.“

Der alte Glaube von den gestürzten Riesen Enceladus und Typhon, die unter dem Berg begraben sein sollen, ist wohl längst verschwunden; aber die Annahme, daß in seinem Krater die Werkstätten des Vulkan und der Cyklopen seien, hat sich bis in die neueren Jahrhunderte erhalten. Nach dem sicilischen Schriftsteller Mongitore kam einst ein reisender Kaufmann von panischem Schrecken erfüllt in Taormina an und erzählte, er sei eben auf dem Wege einer Anzahl von Schmieden begegnet, die ihr Handwerksgerät bei sich führten. Dieselben hätten gesagt, sie müßten auf dem Aetna ein Haus bauen und ihr Meister würde sogleich nachfolgen. Bald darauf habe ihn eine furchtbare Riesengestalt mit schwarzem, rußbedecktem Gesicht und wildzerzaustem Bart eingeholt, und auf seine Frage, wie er auf den Einfall komme, zwischen Feuer und Schnee ein Haus zu errichten, geantwortet: „Nun, ich bringe wohl noch ganz andere Dinge fertig!“ Hierauf sei die Erscheinung verschwunden und er habe erkannt, daß er

mit Vulkan selbst gesprochen. Nachdem der Kaufmann seine Erzählung beendigt hatte, starb er vor Entsetzen; alsbald aber begann einer der furchtbarsten Ausbrüche des Aetna. — Daß bei dem gemeinen Volk der Schlund des Berges noch jetzt als Eingang in die Hölle gilt, liegt nahe. Von einem Engländer hörte ich folgende lächerliche Anekdote, die er aus dem Mund eines alten englischen Offiziers vernommen hatte. Der Letztere befand sich als junger Lieutenant auf der Fregatte Nelson's, die vor Catania ankerte. Nelson war eben in der Kajüte mit Schreiben beschäftigt und der Lieutenant wartete neben ihm, um einen Auftrag entgegenzunehmen, als auf dem Verdeck ein ungewöhnlicher Lärm entstand. Der Admiral befahl dem Lieutenant, nachzusehen, was vorgehe, und dieser fand oben die ganze Schiffsmannschaft versammelt, wie sie nach dem Gipfel des stark rauchenden und Feuer auswerfenden Aetna emporstarrte. Ein Matrose behauptete, er sehe deutlich eine Schar von Teufeln, die den alten Bäcker, der immer so schlechtes Brot gebacken habe, in den Krater hinabstürze. Der Offizier ging wieder in die Kajüte und meldete Nelson die Aussage des Matrosen. Der Admiral blickte auf, hörte den Bericht ernsthaft an und antwortete: „Tragt es ins Schiffsbuch ein!" Dann fuhr er fort zu schreiben.

Die Nähe des Vulkans, des gewaltigsten von Europa, gibt diesem wunderbaren Küstenstrich einen Charakter der Erhabenheit, wie ihn im Verein mit solcher Lieblichkeit keine Gegend darbietet. Aber wenn uns der Anblick des Ganzen bezaubert, so mischt sich in unsere Empfindung doch ein geheimes Gefühl des Grauens. Denn wir wissen, nur zeitweise schlummern die dunklen Erdenkräfte auf ihren großen Lagern unter uns; jeden Augenblick können sie erwachen und furchtbare Lavaströme aus dem Krater heraufsenden oder den Boden in entsetzlichen Erschütterungen allhin erbeben machen, so daß ganze Städte und Dörfer in den Abgrund versinken. Da ich

den Aetna in früheren Jahren schon zweimal erstiegen habe, so regte sich in mir kaum der Wunsch, es zum dritten Mal zu versuchen, was voraussichtlich auch wegen der Masse des Schnees nicht gelungen sein würde. Im Sommer wird der Gipfel ohne große Mühe erreicht, und ein Mitglied des Londoner Alpenklubs soll sich gerühmt haben, er sei manchmal am Morgen hinaufgestiegen, um sich Appetit für das Frühstück zu holen.

Die Eisenbahnreise, auf welcher man jetzt den größten Teil von Sicilien in zwölf Stunden durchfliegen kann, vermag natürlich nicht das Interesse zu bieten, wie der drei Wochen in Anspruch nehmende Ritt, auf dem man früher die Hauptpunkte der Insel kennen lernte und den ich selbst zwei Male gemacht habe. Dennoch pries ich die Erfindung der Lokomotive; denn ohne sie wäre ich schwerlich wieder hierhergekommen. Uebrigens sind die Hotels, wenigstens diejenigen von Girgenti, hinter den übrigen Fortschritten der Neuzeit zurückgeblieben. Im Hotel Belvedere, wo ich wohne, muß der Ausblick aus den Fenstern mich für manche sonstige Entbehrung entschädigen. Ich beklage, daß nicht Gellias, der reiche und großmütige Bürger des alten Akragas, noch lebt; dieser hielt an jedem Thor der Stadt Sklaven, welche die ankommenden Reisenden begrüßen und einladen mußten, bei ihrem Gebieter einzukehren, von dem sie dann prächtig bewirtet wurden.

Heute bin ich den ganzen Morgen auf den Hügeln umhergeschweift, über welche die glänzende und üppige Kolonie der Dorer hingegossen war. Nachdem ich die verschiedenen Ruinen besucht, ließ ich von den Stufen des Concordientempels meine Blicke über die weite Trümmerstätte und nach dem Meere zu hingleiten. Alles grünte um mich her, die Mandelbäume standen heut, am vierten Januar, in voller Blüte, und die weiche Luft schien mir die Nähe von Afrika zu verkündigen,

das, wie vielfach behauptet wird, ein scharfes Auge von hier zu erblicken vermag. Selbst das heiterste Gemüt wird sich an einem solchen Platze melancholischer Betrachtungen nicht erwehren können. Wie viel blühendes Leben ist hier furchtbar zu Grunde gegangen! Akragas, eine der herrlichsten Städte des Altertums, neben Syrakus die größte und volkreichste Siciliens, wurde von den Karthagern mit barbarischer Wut zerstört. Die wilden afrikanischen Sieger schleuderten Fackelbrände in die Prachtgebäude, rissen den großen Tempel des Olympischen Zeus mit den Giganten, die sein Dach trugen, zu Boden, ermordeten die ganze waffenfähige Bevölkerung und schleppten die Weiber und Kinder in Ketten nach Karthago, wo sie auf dem Sklavenmarkte verkauft, vielleicht zum Teil dem grausen Götzen Baal zum Opfer gebracht wurden. Solche Scenen der Verwüstung durch die Heere der Afrikaner haben sich auf der ganzen Insel wiederholt. Die weithin den Boden deckenden Ruinen der Riesentempel von Selinunt, die Trümmer von Gela, das dem großen Aeschylus ein Asyl geboten und wo er gestorben, das zerstörte Segesta geben Zeugnis davon. Besonders grimmig hauste der punische Feldherr Himilkon. Er hat das einst blühende Himera so verheert, daß der Platz, wo es gestanden, nicht mehr zu erkennen ist. Allein es war nicht an dieser Einen Verwüstung des Eilands genug; die folgenden Jahrhunderte haben deren immer neue herbeigeführt. Zuerst folgten diejenigen der Römer und die Plünderungen ihrer Proconsuln; in dem Eroberungskriege der Araber wurde Vieles in Schutt gelegt, was bis dahin noch aufrecht gestanden. Dann wieder stürzten die Normannen die Bauten der Saracenen in den Staub, und in den erbitterten Kämpfen zwischen Christen und Muhammedanern, die lange besonders in der Provinz Girgenti tobten, ging noch Manches zu Grunde, was bis dahin der Zeit und dem Schwerte getrotzt hatte. Von jener Zeit an war die Blüte der Insel geknickt und sie hat

sich nie mehr recht erholen können. So führt uns die Reise durch Sicilien auf Schritt und Tritt zu Schauplätzen der Verwüstung, und auch wo die Natur noch so herrlich über den Trümmern der früheren Epochen grünt und wuchert, kann sich die Seele des Gedankens nicht erwehren, daß diese Pracht aus drei- und vierfach übereinandergelagerten Schuttmassen emporsteigt.

59.

Palermo, im Frühjahr 1882.

Schon bei meiner Ankunft hier war die ganze Stadt mit Vorbereitungen zu der Säcularfeier der sicilianischen Vesper beschäftigt, obgleich bis dahin noch fast ein Vierteljahr verfließen sollte. Ich kann nicht umhin, die Idee dieses Festes in mancher Hinsicht thöricht zu finden. Wenn die Schweizer ihre Abschüttelung des österreichischen Joches feiern, so hat das Sinn, denn sie haben dadurch ihre Freiheit erlangt, die sie noch heute behaupten. Aber die Sicilianer sind durch die Vesper von dem Regen in die Traufe gekommen; denn durch die aragonische Herrschaft, der sie sich nach Vertreibung der Franzosen unterwarfen, gelangten sie unter das spanische Scepter, und es war gewiß noch erträglicher, daß die Franzosen einigen ihrer Weiber Gewalt anthaten, als daß die Spanier Männer und Frauen zur Ehre Gottes verbrannten. Es ist seltsam, wie Erinnerungen der furchtbarsten Art, von denen man glauben sollte, sie müßten sich einem Volke unauslöschlich einprägen, so bald vergessen werden. Jetzt denkt Niemand mehr daran, daß in Palermo unter den spanischen Vicekönigen förmliche Autos de Fe, wie in Madrid und Sevilla, gehalten worden sind. Während es Ferdinand und Isabella und nachher den habsburgischen Königen trotz verschiedener

Versuche nie gelang, die Inquisition in Neapel einzuführen, so glückte es den letzteren hiermit in Sicilien vollkommen, und das Glaubensgericht hat daselbst zahlreiche Ketzerverbrennungen vorgenommen, wobei es einen großen Festpomp entfaltete. Wenn ich in dem herrlichen, in reichster Pracht südlicher Vegetation prangenden Garten Garibaldi unter einem mächtigen Palmenwipfel sitze, habe ich den alten Palast vor mir, in welchem das scheußliche Gericht seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und in dem sich die unterirdischen Kerker der Gefangenen sammt den Folterkammern befanden. Ich denke dann oft mit Grausen, wie auf dem nämlichen Platz, wo ich die erfrischende Luft einatme, möglicherweise einst ein Scheiterhaufen gestanden hat, und wie die Asche eines unglücklichen, langsam verkohlten Menschen vielleicht auf den Platz hinabgesunken ist, wo jetzt der grüne Rasen zu meinen Füßen sprießt. — Doch auf die sicilianische Vesper zurückzukommen, so werden deren Segnungen auch noch weiter zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß später die Inselbewohner dennoch unter die Herrschaft einer französischen Dynastie, wenn auch des spanischen Zweiges derselben, gerieten, und daß die Königin Carolina, sowie der König Bomba, mit ihren Kreaturen sicherlich nicht mehr Glück über das Eiland verbreitet haben, als die Anjous mit den ihrigen. Es kommt hinzu, daß diese Vesper doch ein Massenmord war, in seinem Grund nicht so gehässig, wie derjenige der Bartholomäusnacht in Paris, allein in der Ausführung ebenso grausam. Man mag einen solchen Akt der gereizten Volkswut mit der wilden Zeit, in der er stattfand, entschuldigen; indessen durch ein Fest verherrlichen sollte man ihn nicht.

Doch an alle diese Erwägungen denkt man hier nicht. So will auch ich sie mir aus dem Sinne schlagen, und in der projektirten Feier nur einen Protest der Sicilianer gegen jede Fremdherrschaft sehen. In solchem Sinne wird sie auch hier, wie es scheint, allgemein aufgefaßt, und insoweit kann

man Denen, welche sie veranstalten, nur Recht geben. Denn diese Insulaner haben unter den Streichen der Anjous, Habsburger und Bourbonen genug geblutet, um sich dagegen zu verwahren, daß je wieder von außen eine solche Zuchtrute über sie geschwungen werde.

Inzwischen habe ich beschlossen, das Fest mitzuerleben und genieße die Wonne des Aufenthalts in vollen Zügen. Wie viel Schönes auch Sicilien darbietet, so ist Palermo doch seine leuchtendste Zierde. Ja selbst unter den Städten Italiens kann ihr in vieler Hinsicht keine den Preis streitig machen. Trotz aller Kriegsstürme und Revolutionen, die in ihr gewütet, prangt die goldene Muschel (so heißt das bergumschlossene Thal, in welchem Palermo liegt) noch heute in demselben üppigen Pflanzenwuchs, wie der Geschichtschreiber der Normannen, Falcandus, sie im zwölften Jahrhundert mit begeisterten Worten geschildert hat. Auch heute noch möchten wir mit ihm ausrufen: „O du beglücktes, für alle Zeiten preiswürdiges Thal, das in seinem Schoß jede Gattung von Bäumen und Früchten birgt, welches allein alle Wonnen der Erde umschließt, und mit den Reizen seines wollustvollen Anblicks Jeden so umstrickt, daß wer es nur einmal erblickt, sich kaum durch irgend eine Verlockung anderswohin ziehen läßt!“ — Wenn man im Mai auf dem Dache des Lustschlosses Zisa steht und der Wind den Duft der Orangenblüten aus den umliegenden Gärten heraufträgt, wird man fast betäubt von der Fülle des Wohlgeruchs. Unter den Aussichtspunkten, welche die Umgegend Palermos darbietet, wetteifern besonders drei an Herrlichkeit. Der erste ist auf der Friedhofterrasse des Klosters S. Maria di Gesù. Wer zum ersten Mal von hier aus über die weißen Marmordenkmale hinweg den Blick nach dem Meer, der zackigen Felsenmasse des Pellegrino und der gewaltigen Stadt zu schweifen läßt, die sich mit ihren Kuppeln und Türmen aus dem grünenden Labyrinth der

Citronen- und Orangenhaine, der Johannisbrotbäume und Palmen hervorhebt, wird nach Allem, was er schon gesehen haben mag, doch von diesem Anblick wie von einer neuen Offenbarung der Schönheit überrascht werden. Ein zweiter unvergleichlicher Punkt ist der Garten der Villa Belmonte am Fuß des Pellegrino. Schaut man von hier aus durch das immergrüne Pflanzengeschling über das wuchernde Gestäude der Kaktus und der Agaven hin und durch das Rot der blühenden Oleander und Rhododendren hindurch auf das dunkelblaue Meer hinab, so glaubt man sich in den Zaubergärten des Alkinoos zu befinden. Aber vielleicht alles Andere, was die Umgegend Palermos bietet, übertrifft der Höhenweg, der vom Dorf Boccadifalco nach der Terrasse des ehemaligen Klosters Baida führt. Ich lasse keine Woche vergehen, ohne diesen Spaziergang zu machen. Die Seele wird hier von den Wonnen des Südens überfüllt und beinahe erdrückt, und wenn man das Auge über das sich unten in elyseischer Pracht hinbreitende, von phantastischen Bergformen überragte, im wechselnden Farbenspiel des südlichen Himmels leuchtende Thal schweifen läßt, so glaubt man oft erst prüfend näher hinsehen zu müssen, um sich zu überzeugen, daß man nicht träume.

Aber um einem Ort, einer Gegend dauernde Anziehungskraft zu geben, genügt mir die Natur nicht. Rio de Janeiro oder die Urwälder Amerikas haben vielleicht Naturschönheiten, die Alles, was Europa bietet, noch übertreffen. Indessen erst da, wo die Geschichte einer Landschaft ihre Denkmale hinterlassen, wo der Menschengeist ihr sein Gepräge aufgedrückt und ihr eine höhere Weihe verliehen hat, kann sie mich anhaltend fesseln. Ich möchte wohl gern einmal die Riesenseen und Stromkatarakte der neuen Welt, die Hochthäler und Gipfel der Cordilleren betrachten. Müßte ich jedoch dort wohnen, so würde ich mich sicher bald nach einem von der Natur viel kärglicher ausgestatteten Ort Europas sehnen, der Monumente

aus früherer großer Zeit, seien es auch nur Gräber, aufzuweisen hat, und an welchem bedeutende Erinnerungen der Geschichte haften. Palermo steht in dieser Hinsicht nun freilich hinter anderen Städten Italiens zurück. Allein es besitzt immerhin genug Derartiges, was ihm bedeutenden Reiz verleiht. In der griechischen Zeit war es ein unbedeutender Ort, der wenig in Betracht kam; erst durch die Araber, die es zu ihrer Hauptstadt machten, gewann es große Ausdehnung und soll damals dreihundert Moscheen besessen haben. Wunderbarerweise hat sich aus saracenischer Zeit fast gar nichts erhalten. Einiges alte Gemäuer — Reste des arabischen, später von den Normannen benutzten Schlosses Favara oder Mare dolce — ist so ziemlich das Einzige, was mit einiger Sicherheit noch jener Periode zugeschrieben werden kann. Das große, in der Stadt gelegene nachherige normannische Schloß war Sitz der Emire, und die jetzige Kathedrale eine mit jenem durch einen bedeckten Gang verbundene Moschee. Indes sind in den späteren Umbauten die früheren Gebäude bis zur Unkenntlichkeit verschwunden. Die Lustschlösser Cuba und Zisa, von denen man lange Zeit glaubte, sie seien arabischen Ursprungs, wurden, wie jetzt die Entzifferung der Inschriften erwiesen hat, von den Normannen erbaut. Von den Letzteren rühren alle jene Gebäude her, die in Palermo besonderes Interesse in Anspruch nehmen und der Stadt ein eigentümliches Gepräge verleihen. Das schöne Schloß, im Uebrigen vielfach modernisirt, trägt doch in dem pisanischen Turm, sowie auch an der Ostseite noch den Charakter einer normannischen Burg und besitzt in der Palatinischen oder Rogerskapelle ein unvergleichliches Kleinod. Es ist dies das besterhaltene Denkmal normannischer Kunst, die uns außerdem noch in den beiden genannten Lustschlössern, den Kirchen Martorana und San Giovanni degli Eremiti, in der Decke eines Saals des königlichen Schlosses, sowie in verschiedenen Palästen der Stadt und endlich im Dome von

Monreale vor Augen tritt. Das Auszeichnende dieses Stils ist die Vermischung des Byzantinischen und Arabischen, deren Entstehung sich leicht erklärt. Es hatten sich von der Herrschaft der Byzantiner her, die im Osten der Insel auch nach der Eroberung durch die Araber noch länger fortdauerte, viele Griechen in Sicilien niedergelassen, und deren Werkmeister wurden nun von den Normannen zugleich mit den saracenischen Architekten für die Aufführung und Ausschmückung ihrer Bauten verwendet. Die fünf Kuppeln auf der genannten kleinen Kirche San Giovanni geben ihr ein ganz orientalisches Gepräge, wie auch die Martorana ein solches trägt, während das Innere der letzteren, wie auch das der Rogerskapelle in den mit bunten Mosaiken und arabischen Inschriften bedeckten Wänden an den Mihrab der Moschee von Cordova erinnert, der gleichfalls von byzantinischen Künstlern im Verein mit arabischen ausgeführt wurde. Aber zu diesen beiden Elementen gesellt sich in manchen der normannischen Bauten noch der Spitzbogen des germanischen Stils, der neben dem arabischen Hufeisenbogen auftritt. Zur Zeit der Herrscher aus dem Hause Hauteville war Palermo rings von prächtigen Gärten umgeben, aus deren Mitte sich königliche Villen erhoben. Leider sind diese fast alle zerstört oder durch Umbau entstellt, und auch das noch übrig Gebliebene wird in nicht langer Zeit zu Grunde gehen, wenn die italienische Regierung es nicht unter ihre Obhut nimmt. Einem erleuchteten Gouvernement, wie das des Königs Humbert, steht es doch nicht gut an, das alte, berühmte, leider schon so stark in Verfall geratene Lustschloß Cuba als Kaserne zu benützen. Ein kleiner Pavillon aus normannischer Zeit, der einzige von einer Anzahl anderer ähnlicher, die noch im sechzehnten Jahrhundert vorhanden waren, befindet sich auf dem Grundstücke eines Privatmannes, und wenn der Letztere es für vorteilhaft findet, ihn abzureißen, um auf dem Platz Kohl zu bauen, so kann ihn Niemand daran hindern. Daher

sollte die Regierung das Grundstück ankaufen, oder mit Rücksicht auf dasselbe, wie auf die Zisa, Favara und die bei dem Dorf Altarello di Baida gelegenen Reste des Schlosses Al-Menani, ein Expropriationsgesetz erlassen, um so kostbare Monumente der Zukunft aufzubewahren.

Welch ein buntes Bild, zugleich von Nordlichtglanz und von orientalischer Sonnenglut bestrahlt, muß Palermo in den Tagen der Tancred und Roger dargeboten haben! Normännische Ritter im blinkenden Stahlgewand durch die Scharen der beturbanten Muhammedaner und zwischen Griechen in der byzantinischen Tracht dahinsprengend! Dann hochgezinnte Paläste und gothische Dome, in deren Bildern die italienische Kunst schon zwei Jahrhunderte vor Giotto zu erwachen schien, neben saracenischen, mit allem Luxus des Morgenlandes ausgestatteten Lustschlössern, inmitten von Palmengärten voll sprudelnder Fontänen! Auch hierher, wie nach Andalusien, hatten die Araber die Erinnerungen ihrer Wüsten getragen; an den von Marmor eingefaßten Teichen ihrer Villen lagerten sie in der Abendkühle wie an Cisternen, und die normannischen Herrscher setzten in ihren Schloßbauten und Gartenanlagen diesen Stil fort, ja lebten in demselben nach Art der Emire und ließen sich, indem sie mit ihren Frauen am Rand der künstlichen Seen ruhten, von arabischen Dichtern besingen.

In der That war der Zustand der Civilisation in Sicilien unter den Normannen ein in seiner Art einziger, nirgends sonst dagewesener. Wie in der Martorana liturgische Formeln der katholischen Kirche in arabischen Schriftzeichen angebracht sind, und wie die christlichen Könige den dreieinigen Gott in arabischer Sprache als barmherzigen und erbarmungsvollen Allah anriefen, so war damals auf der Insel eine beinahe in Verschmelzung übergehende Annäherung von Christentum und Islam zu Stande gekommen, und zugleich scheint das katholische, wie das griechische Bekenntnis, die sich anderswo auf

den Tod haßten, eintrachtsvoll neben einander bestanden zu haben. Man hat es Schiller zum Vorwurf gemacht, daß er in seiner Braut von Messina ein nie dagewesenes Königreich mit einer Kultur und Religion, die aus Christentum und Muhammedanismus mit etwas Heidentum gemischt ist, geschaffen habe. Allein am normannischen Hofe in Palermo hatte sich ein solcher Zustand nahezu verwirklicht; und wenn die Nachkommen des Grafen Roger noch einige Jahrhunderte länger geherrscht hätten, so würde sich hier vielleicht eine Religion gebildet haben, in welcher — ebenso wie bei den Römern die altitalischen sich mit den griechischen Gottheiten verschmolzen — der Gott und der Heiland der Christen zugleich mit dem Allah und dem Propheten der Muhammedaner angebetet worden wäre. Allerdings scheint eine solche Vereinigung zweier so exklusiven Bekenntnisse beinahe undenkbar; indes in Sicilien begann sie in der That ins Leben zu treten. Der Hofstaat Roger's und seiner Nachfolger war zum großen Teil aus Moslimen zusammengesetzt, und der arabische Reisende Ibn Dschubair erzählt, wie König Wilhelm die Dienerinnen im Palast aufgefordert habe, zu ihrem Allah zu beten, und wie er selbst den Wahlspruch angenommen: „Gelobt sei Allah! Gerecht ist sein Lob!“ — Wie hoch standen diese Fürsten an Einsicht über allen anderen ihrer Zeit, und selbst über den meisten der späteren Jahrhunderte! Der Gedanke ist gewiß ketzerisch; aber ich vermag ihn nicht zu unterdrücken, daß der religiöse Zustand im damaligen Sicilien ein Ideal sein könnte, welches in der Zukunft zu realisiren man bestrebt sein sollte. Ein ägyptischer Offizier, der es in der Aufklärung weiter gebracht hatte, als manche anderen Muhammedaner, die in ihrer Erleuchtung nur so weit gehen, daß sie den Champagner für erlaubt halten, sagte mir einmal: „Jede der vielen Religionen auf Erden behauptet, man müsse sich zu ihr bekennen, um zur Seligkeit zu gelangen. Daß sie alle recht haben, ist

unmöglich; dagegen ist es doch wohl im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sie alle unrecht haben.“ Ich muß diesem Sohn des Propheten zugeben, daß sein Satz mir einleuchtet; auch glaube ich, daß weit mehr Christen, als man gewöhnlich annimmt, ihm gegenwärtig zustimmen. Allein wäre es wahr, wie Viele behaupten, daß die große Menge noch auf Jahrhunderte hinaus Dogmen nötig haben wird, um nicht ganz in Materialismus unterzugehen, so könnten die sicilischen Normannen den kommenden Geschlechtern in religiöser Hinsicht als Muster vorleuchten. Da es ein Verdienst und ein Glück zugleich sein soll, gläubig zu sein, so müßten sich ja Verdienst und Glück erhöhen, je mehr und je vielfachere Glaubenssätze man annähme. Auch wäre noch der Vorteil dabei, daß man seine Chance auf ewiges Seelenheil nicht auf eine einzige Karte setzte. Wenn die Eine Glaubenslehre sich als falsch erwiese, hätte man noch Aussicht, durch eine der anderen in das Paradies einzugehen. Doch, um im Ernst zu reden: könnte sich nicht wirklich eine Kirche der Zukunft bilden, in der zugleich Brahma, Allah, Gott, Jehova und Ormudz verehrt würden, in welcher man die Vedas, den Koran, die Bibel, den Talmud und das Zend-Avesta läse, aber bei diesem Kultus und in diesen Schriften nur das Wahre und Ewige, das den verschiedenen Religionen zu Grunde Liegende, gelten ließe? Jedenfalls wäre dadurch den Glaubensstreitigkeiten und Verfolgungen ein Ende gemacht und die Religion überhaupt gerettet, während sie, wenn man sich an das Vergängliche, den Plunder, der sich an jedes einzelne Bekenntnis gehängt hat, festklammert, rettungslos zu Grunde gehen müßte.

Die Geschichte der Normannen in Sicilien, eines der interessantesten Werke, die überhaupt geschrieben werden können, hat bisher noch keine befriedigende Bearbeitung gefunden. Ich selbst, der ich von jeher mir einen Gewissensskrupel daraus machte, *nur* als Tourist die Welt zu durchreisen, habe mich

bei meinen verschiedenen Aufenthalten in Palermo, sowie in Unteritalien mit dem Gedanken getragen, eine solche Geschichte zu verfassen, auch in dem Archive des Benediktinerklosters La Trinità bei der Stadt La Cava, welches besonders reich an Urkunden aus der Normannenzeit ist, bereits Studien zu diesem Zweck gemacht; allein andere Arbeiten drängten den Vorsatz bisher in den Hintergrund.

Wenn die ersten Kriegszüge der verwegenen normannischen Seehelden nach dem Süden Europas die Erhebung eines einfachen Ritters aus dem Hause Hauteville zum Herrscher Siciliens und eines beträchtlichen Teiles von Unteritalien den Charakter eines romantischen Gedichtes tragen, wenn Sicilien unter den Königen Roger, Wilhelm I. und Wilhelm II. früher als irgend ein Land des christlichen Europas eine hohe Blüte der Civilisation entfaltete, in welcher ihm nur das arabische Spanien gleichkam, so breitet der furchtbare Untergang des glänzenden Geschlechtes einen düsteren Trauerschleier über diese fesselnde Periode der Geschichte und drückt ihr das Gepräge einer erschütternden Tragödie auf. Es gehört alle Bewunderung, die man den großen Hohenstaufen, namentlich Friedrich II. schuldet, dazu, damit man sie als die Nachfolger der Tancred und Roger nicht mit feindseligen Augen betrachte. Allerdings war der Schuldige, der den Normannenthron stürzte, einzig Heinrich VI. Aber die unerhörte Grausamkeit dieses wilden Fürsten gegen die Königin Sibylle und deren Sohn Wilhelm, sowie gegen ihre Anhänger muß noch nach so vielen Jahrhunderten, die seitdem hingeschwunden, das Gemüt empören und mit Haß gegen den erfüllen, der solche Unmenschlichkeiten beging. Die sicilischen Barone, die zu dem Königshause hielten, wurden unter entsetzlichen Martern hingerichtet, die Gräber der normannischen Herrscher aufgerissen und nach Schätzen durchwühlt, der junge König aber geblendet und mit seiner Mutter nach dem Schlosse Hohenburg im Elsaß geschleppt,

in dessen Kerkern Beide jammervoll endeten. Die Dynastie der Hohenstaufen ging ein Jahrhundert später gleich tragisch, indessen doch noch minder schrecklich zu Grunde. Wenn man zu Neapel voll Wehmut an der Stelle steht, wo der junge Konradin enthauptet wurde, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß eine weltgeschichtliche Nemesis die Unthat Heinrich's hier an den Hohenstaufen gerächt habe, daß, wie der Volksglaube dem Fluch eine magische Wirkung zuschreibt, ein Rachegebet, von der Königin Sibylle in ihrem elsässischen Kerker gemurmelt, den letzten Sprossen des schwäbischen Kaiserhauses ereilt und dem Tode geweiht habe. Uebrigens that Friedrich II., soviel er vermochte, um die Schuld des Vaters zu sühnen. Unter seiner Regierung begann für Sicilien eine neue goldene Zeit. Er folgte den normannischen Königen in der Vorliebe für die Araber, und daß er so viele Muhammedaner in seine Umgebung zog, diente seinen klerikalen Feinden als Hauptgrund ihrer Angriffe wider ihn. Beim Durchschreiten der Säle des königlichen Palastes, die übrigens schwerlich noch im alten Zustande sind, und von denen nur ein kleinerer noch mit alten Mosaiken, ähnlich jenen der Rogerskapelle, geschmückt ist, denke ich oft des großen Kaisers. Friedrich weilte, namentlich in seiner Jugend, gern und lange hier. Bei den Festen, die er gab, widerhallte der Palast von Lautenspiel und Liedern der sicilianischen Sänger. Er selbst versuchte sich in der Dichtkunst, und sein Hof wurde die Wiege der italienischen Poesie. Die Tage, die er in seinem schönen Sicilien verbrachte, waren wohl die glücklichsten seines Lebens. Nachdem er oft von hier hinweggetrieben worden, bald in das rauhe Germanien, bald nach dem heiteren Morgenlande, wo er mit dem großherzigen und geistesklaren Saladdin einen Freundschaftsbund schloß, ruht er nun nach einem Leben voll heroischer Kämpfe und fast übermenschlicher Anstrengungen in einem mächtigen Porphyrsarg in der hiesigen Kathedrale. Allzu frühe hatte er den

Kampf für Licht und Geistesfreiheit mit dem Papsttum aufgenommen, das seinen Bann auf den Verwegenen schleuderte. Ueber seinem Grabe schlug doppelt finster die Nacht zusammen, die sein titanisches Ringen mit einem flüchtigen Strahl durchbrochen hatte. Wenn man an die letzte Ruhestatt dieses gewaltigsten der deutschen Kaiser, ja dieses vielleicht größten Mannes des Mittelalters hintritt und an die Geschicke denkt, die seitdem über die Welt hingegangen, so möchte man ihm wünschen, daß sein Geist, gänzlich der Erde abgewendet, nichts von dem erfahren hätte, was sein Geschlecht und sein Lieblingsland betroffen, nicht das Verschmachten seines Sohnes Enzio im düstern Kerker von Bologna, nicht den Untergang, der dem liebenswürdigen Manfred und dem letzten Sprößling seines Hauses durch den Papst und sein Werkzeug, den tückischen Anjou, bereitet wurde. In mächtigen Bewegungen stürmte nach dem Tode Friedrich's das deutsche Reich. Doch ward es durch die starke Hand Rudolf's bald wieder aus dem Schiffbruch emporgerissen. Sicilien dagegen konnte sich, nachdem die Geißel, welche die Anjous über dasselbe schwangen, hinweggenommen worden, nur noch unter den Aragonesen eines flüchtigen Wohlergehens erfreuen. Dann gingen durch mehr als drei Jahrhunderte schlimme und schlimmere Tage über die Insel, die schlimmsten unter den letzten Bourbonen. Seit zwanzig Jahren endlich raffte sie sich mehr und mehr aus ihrer tiefen Erniedrigung auf, und wir dürfen hoffen, daß sie auch das Räuberunwesen, unter dem sie lange gelitten, abschütteln werde; scheint es doch damit in jüngster Zeit schon weit besser geworden zu sein.

Während ich diese Zeilen geschrieben, hat sich Palermo mit Scharen von Gästen angefüllt, die das nahe Fest der Vesper mitfeiern wollen. Halb Sicilien strömt hier zusammen, und auch vom Festland trägt jedes Dampfschiff zahlreiche Besucher heran. Der Mittelpunkt dieser Feier, derjenige, auf den

sich alle Blicke richten, wird Garibaldi sein, und wenn der König selbst herkäme, er würde neben dem Helden von Marsala kaum beachtet werden. Schon seit Tagen war die Stadt in fieberhafter Aufregung wegen seiner erwarteten Ankunft. Endlich heute Morgen ist dieselbe erfolgt. Ich war so glücklich, den greisen Haudegen, dem ich schon zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten Italiens begegnete, zu erblicken — vielleicht zum letzten Male, denn er scheint eine Ruine zu sein. Aus meiner Bewunderung und Verehrung dieses Mannes habe ich nie einen Hehl gemacht und spreche sie auch jetzt offen aus, nachdem er bei uns durch seine übelerwogene Teilnahme an dem Kriege der Franzosen gegen Deutschland in Mißkredit gekommen ist. Daß er kein politischer Kopf ist, wird Jedermann zugeben, und das bekannte Wort Cavours: „Er habe das Herz eines Engels, aber den Kopf eines bue —", mag nicht ganz unbegründet sein. Aber eben das Herz macht den großen Mann; nicht die Staatsklugheit, sondern die Begeisterung ist es, aus welcher die größten Thaten der Geschichte hervorgegangen sind. Auch von den gepriesenen Helden des Altertums, von Miltiades oder Epaminondas, ist es zweifelhaft, ob sie bedeutenden Verstand hatten. Indessen das Eine wissen wir, daß sie Enthusiasmus, Entschlossenheit und Thatkraft besaßen. Wir bewundern diese Männer mit dem, was sie vollbracht haben, und die Entfernung der Zeit läßt sie uns vielleicht in einem noch strahlenderen Lichte erscheinen. Wenn nun ein Mann unserer Tage sich ihnen an die Seite stellt, sollte man ihn nicht verkleinern. Und eine That, die kaum ihres Gleichen in der Geschichte hat, ist doch wohl Garibaldi's Zug nach Sicilien und seine Eroberung des Königreichs Neapel. Sich mit höchstens tausend Mann in Genua einzuschiffen, in Marsala zu landen, die von starker Truppenmacht besetzte Hauptstadt der Insel einzunehmen, auf das Festland überzusetzen und den Thron eines mächtigen Gewalthabers umzustürzen,

sodann aber keinen weiteren Dank zu begehren, als den Jubelruf eines befreiten Volkes und in sein abgelegenes Inselasyl zurückzukehren, um seinen Kohl weiter zu bauen — wer das gethan hat, der kann sicher sein, immer als leuchtender Stern in der Geschichte der Menschheit fortzustrahlen.

Von dem Fest, das am Tage nach Garibaldi's Ankunft begann, sage ich nur, daß es das glänzendste von allen war, die ich gesehen. Die Erleuchtung des Hafens und Golfs, die Feuerwerke, die das Jauchzen der Hunderttausende in den Himmel zu tragen schienen und die Illumination der Stadt machten einen feenhaften Eindruck. Zugleich war die Ruhe, die bei der ungeheuren, hier versammelten Menschenmenge auch nicht die kleinste Unordnung aufkommen ließ, bewundernswürdig; sie legte für die Sicilianer das Zeugnis ab, daß sie ihrer neuen Freiheit würdig seien. Ich selbst schätze mich glücklich, dies erlebt und die tausendstimmigen Jubelrufe des Volkes in derselben Stadt gehört zu haben, die ich ehemals vom Bann dumpfen Schweigens gedrückt, von Häschern und Kerkern erfüllt gefunden hatte.

Freude gewährte es mir auch, Zeuge der enthusiastischen Huldigung zu sein, welche Michele Amari, von Rom hergekommen, allerseits empfing. Er war neben Garibaldi der Mittelpunkt des Festes. Und mit Recht; denn er verdiente dies nicht nur als Geschichtschreiber der sicilianischen Vesper, sondern auch durch sein politisches Martyrtum, sowie durch die seltene Energie, mit welcher er noch in vorgerückten Lebensjahren sich an das schwierige Unternehmen wagte, die vorhandenen Dokumente zur Geschichte der muhammedanischen Herrschaft in Sicilien herauszugeben. Amari, geborener Palermitaner, mußte zur Zeit der Regierung des Königs Ferdinand nach dem Erscheinen seiner sicilianischen Vesper, in welcher einige freisinnige Stellen von der Polizei mißliebig bemerkt wurden, aus Sicilien fliehen und nahm nun seinen Aufenthalt

in Paris. Unter den ungünstigsten Umständen widmete er sich hier dem Studium des Arabischen mit einem solchen Erfolg, daß er in die Reihe der ersten Orientalisten aufrückte und schließlich sein großes historisches Werk zu Stande zu bringen vermochte. Es gereicht der heutigen italienischen Regierung sowohl, wie dem italienischen Volk zu hoher Ehre, daß sie dem ausgezeichneten Manne die unter der früheren Tyrannei erduldete Unbill zu vergüten und ihm auf alle Weise ihre Hochschätzung zu bezeigen trachten. Amari wurde Senator des neuen Königreichs Italien und war eine Zeit lang auch Kultusminister. Die Arbeit, welcher er sein Leben gewidmet, und auf der sein Hauptverdienst beruht, ist dem Gesichtskreis der ungeheuren Mehrheit des Volkes weit entrückt. Und doch lebt sein Name wie auf dem Festlande, so auch in Sicilien in Aller Munde; und wenn auch sein streng wissenschaftliches Werk keinen großen Leserkreis finden kann, so hat sich doch die Kunde davon allgemein verbreitet. Die Sicilianer feiern ihn als einen ihrer hervorragendsten Männer, und sie legten ihm beim gegenwärtigen Fest dar, daß sie den Helden mit der Feder gleich sehr zu schätzen wissen, wie den des Schwertes. Amari steht jetzt schon in hohen Lebensjahren; allein seine Arbeitskraft ist ungemindert und ebenso sein Enthusiasmus für die Einheit, Freiheit und Größe Italiens. An jedem Morgen steht er um vier Uhr auf, um neben den ihm obliegenden politischen Geschäften auch noch seine Wissenschaft kultiviren zu können. Seit einer Reihe von Jahren, daß ich den liebenswürdigen Mann kenne, ist durch jedes derselben meine Achtung für ihn vermehrt worden; die seltene Bescheidenheit, die ihn auszeichnet, hat, wenn ich zugleich an den hohen Wert dessen, was er geleistet, denke, etwas wahrhaft Rührendes für mich.

60.

Brüsewitz, im Juli 1882.

Zum ersten Male seit lange befinde ich mich wieder an dem Ort, wo ich meine Kindheit verlebte. Die Zimmer sind noch ziemlich unverändert dieselben, die mir von früher her unvergeßlich in der Erinnerung gestanden. An den Wänden hängen die nämlichen Kupferstiche, welche die Einbildungskraft des Knaben so mächtig erregten: die Flucht des Aeneas, der seinen Vater aus dem brennenden Troja rettet; der blinde Belisar, von seiner Tochter geführt; die Ansichten der Schweiz und Italiens, die mich bereits in frühester Jugend mit Verlangen nach jenen Ländern erfüllten. Im Garten erkenne ich alle die Plätze wieder, auf denen ich gespielt: die Wiese, wo ich nach Schmetterlingen gejagt, den Bach, an dem ich mir Vergißmeinnicht gepflückt — dann in dem nahen Gehölz die Buche über dem See, an deren Fuß ich gesessen und träumend in das Weite geblickt. Jede Stelle hier ruft Bilder aus alter Zeit in mir hervor. — Als ich gestern Abend bei Dunkelwerden im kleinen Tempel auf der Anhöhe stand, wo man eine freie Aussicht nach Osten und Süden hat, dachte ich, wie oft ich von dort zu den Sternen aufgeschaut, wie mein Lehrer mich die schönsten derselben kennen gelehrt und einst mich in einer klaren Herbstnacht dorthin emporgeführt, um mir den Aufgang der schönsten Gestirne des Himmels — der Plejaden, des Aldebaran und Orion — zu zeigen. Durch die Zweige der uralten Eiche hinter dem Hause geht noch dasselbe Rauschen, das einst meine Brust mit ahnungsvollen Schauern erfüllte. Eine lichte Stelle am Saume des Waldes, welcher der „schwarze Damm" heißt, ruft mir in die Erinnerung, wie ich dort bei dem ersten Fallen der Blätter dem Zug der Wandervögel nachsah und mir Flügel wünschte, um ihnen in den Süden zu folgen, und von Abenteuern in fremden Ländern phantasirte.

Manches Mal sind seitdem die Kraniche und Schwalben hinweggeflogen und wieder zurückgekehrt, und fast ebenso oft hat es mich in die Weite hinausgetrieben. Ruhelos stachelte mich mein Herz, ein unbekanntes Glück zu suchen. Aber was habe ich von allen meinen Fahrten heimgebracht? Wie viele der Hoffnungen, die ich gehegt, hat mir das Leben erfüllt? — Wenn ich hier durch das Dorf wandere und seine Bewohner mustere, finde ich eine neue Generation, und auch diese steht schon an der Schwelle des Alters. Ein drittes Geschlecht rüstet sich, an ihre Stelle zu treten. Ruhig und zufrieden mit ihrem bescheidenen Lose, haben sich die Eltern nach vollbrachtem Tagewerk in das Grab gelegt; gleich ruhig werden die Söhne sich und die Enkel in dem nahen Friedhofe betten. Sehe ich diese Leute an ihre Arbeit gehen, die Einen bei sengender Sonnenglut das Getreide mähen, die Anderen die Aehrenbündel auf die Wagen laden und, wenn der letzte in die Scheuer gefahren, Alle sich der Abendruhe erfreuen, die sie in einen tiefen, sorgenlosen Schlaf hinüberleitet, so beneide ich sie oft und denke, auch für mich wäre es das Beste gewesen, nie über das Nächste hinauszustreben und an der Stillung des täglichen Bedürfnisses mein Genügen zu haben. So hätte ich den ersehnten Frieden finden können. Die niegelösten Rätselfragen über das Warum des Daseins hätten mich nicht gequält; das Streben nach unerreichbaren Zielen würde mir keine Enttäuschungen bereitet haben.

Wenn ich mein vergangenes Leben überschaue, so drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß es für den Menschen kein wahres Glück auf Erden geben soll. Nach den äußeren Verhältnissen schien ich dafür bestimmt, vor vielen Anderen glücklich zu sein. Mir waren hinlängliche Güter in die Wiege gelegt, daß ich der Sorge für meine Existenz von vornherein enthoben war; in die Brust war mir der Drang zu Genüssen höherer Art und zu geistigem Schaffen gepflanzt, was an sich

als ein seltener Vorzug zu betrachten ist, da es Freuden mit sich bringt, welche dem Alltagsmenschen unbekannt sind. Dennoch trafen mich schon in der Jugend Widerwärtigkeiten, die deren Blüte knickten, und deren verheerende Folgen sich in meinem ganzen späteren Leben gezeigt haben. Die völlige Unmöglichkeit, in der sich meine Eltern befanden, die Eigentümlichkeit meiner Anlagen aufzufassen, so daß sie in einer der Literatur gewidmeten Thätigkeit nur eine Verirrung erblickten, legte mir die Pflicht auf, mich einem Fach zu widmen, welchem meine Neigung aufs äußerste widerstrebte. In den Kämpfen, die hieraus hervorgingen, durch das Streben, meine Lieblingsbeschäftigungen mit dem mir aufgezwungenen Studium zu vereinigen, wurde meine Gesundheit früh zerrüttet. Mehrere der Jahre, die ich im Staatsdienst verbrachte, vollendeten dies Zerstörungswerk; und als ich zuletzt die Freiheit gewann, mußte ich den Verlust einer kostbaren, unwiederbringlichen Zeit beklagen und fühlte meine innere Kraft wie gebrochen.

Man soll mich übrigens nicht undankbar gegen das Schicksal nennen. Ich erkenne freudig das viele Gute, das es mir gewährt hat. Dadurch, daß es mir die Schätze der Literatur und Kunst aller Völker aufgeschlossen, bin ich eines Glückes teilhaftig geworden, dessen die Meisten entbehren müssen. Wenn manche, an die Scholle gebannt, ihr Leben unter einem düstern Horizont und in engen Verhältnissen vertrauern müssen, wenn Jean Paul sich in fruchtloser Sehnsucht nach dem blauen Himmel Italiens verzehrte, so ward es mir vergönnt, dieses Land schon fast als Knabe zu begrüßen, und auch später konnte ich meinen Trieb zu Reisen in ferne Länder fast schrankenlos befriedigen. Gleicherweise darf ich es als eine Gunst der Sterne preisen, daß ich Zeuge aller der großen Erfindungen und Entdeckungen gewesen bin, durch die unser Jahrhundert noch das des Columbus und Copernicus übertroffen hat, daß ich den Anfang der Periode gesehen, in der leichte Verbindungs-

wege alle Erdenvölker zu Einer großen Familie verwandeln werden, daß die Naturwissenschaften den Schleier, der seit Anbeginn auf dem Weltgeheimnis geruht, halb vor meinem Auge gelüftet haben. Wegen der Humanität, durch welche unser Zeitalter alle früheren übertrifft, erachte ich es als ein Glück, daß es mir beschieden worden, in ihm zu leben, und ich bin daher weit entfernt, mich in irgend eine der früheren Perioden zurückzusehnen, die in diesem Betracht sämmtlich als barbarische erscheinen. Allein trotzdem kann ich mich der Erwägung nicht verschließen, daß es Zeiten gegeben hat, die für Kunst und Dichtung günstiger waren, als die jetzige. Um nicht vom alten Athen zu reden, auf dessen Boden ein Frühling des Schönen gedieh, wie die Welt ihn seitdem nicht wieder erblickt — welche Blüte der Malerei hat sich im Italien des sechzehnten Jahrhunderts entfaltet! Wie wetteiferten die zahllosen kleinen Republiken unter einander, um ihre Kirchen und Stadtpaläste mit den schönsten Bildern zu schmücken; wie verwandelte der Kunstsinn der Venetianer die ganze Lagunenstadt in ein großes Museum! Und das Spanien Karl's V. wie der drei Philippe, in anderer Hinsicht eine so düstere Erscheinung — welch ein günstiges Terrain bot es für die Poesie! Bei unseren trostlosen Theaterzuständen muß es uns mit Neid erfüllen, wenn wir hören, wie dort in allen Städten Bühnen bestanden, auf welchen dem Volk nicht etwa rohe Darstellungen des gemeinen Lebens, sondern wirkliche Dichtungen vorgeführt wurden; wie Dramen von der höchsten Feinheit, die bei uns kaum in den gebildetsten Kreisen Verständnis finden, dort selbst von der großen Menge teilnahmvoll aufgenommen wurden! Im damaligen Spanien, wie auch im England der Elisabeth und in Italien gab es keinen Journalismus, keine Zeitungen und Feuilletons mit politischem und literarischem Geklatsch, das heute die tägliche Lektüre der Meisten bildet, ihre Aufmerksamkeit absorbirt und sie gegen

höhere geistige Genüsse abstumpft. Die Kritik, welche heutzutage eine so verheerende Wirkung in der Literatur ausübt, vermochte damals, wenn sie sich auch schon regte, doch nicht durchzudringen und den natürlichen Sinn des Publikums zu verwirren. Sage man immerhin, solche Kritik sei ersprießlich, ja nötig, um das Gute hervorzuheben, das Schlechte zu brandmarken, so will ich dies nicht unbedingt verneinen. Aber ich muß behaupten, daß in der Weise, wie sie gegenwärtig gehandhabt wird, sie weit mehr Schaden als Nutzen bringt. Denn kaum je weiß sie das Gute von dem ganz Geringen zu unterscheiden, kaum je läßt sie es sich angelegen sein, die falschen Götzenbilder zu stürzen, denen die Menge Weihrauch streut, und die verschlossenen, mit Spinnweben überdeckten Thore, die in den Tempel der echten Dichtkunst führen, zu öffnen.

Oft tritt mir hier, wenn ich die bekannten Gegenstände aus früher Zeit wiedersehe, meine Kindheit lebendig vor den Geist. Da steht das alte Klavier von dem einfachsten Mechanismus, auf dem ich meinen ersten Musikunterricht erhielt. Noch liegen darauf die Noten, die ich damals mit den kleinen Händen spielte, zum Teil nur Fingerübungen, zum Teil auch leichte Stücke von Cramer, Kuhlau, Czerny und so weiter. Es macht mir Vergnügen, sie auf demselben, nun freilich sehr verkommenen Instrument zu wiederholen. Bei jedem Ton erwacht mir eine Erinnerung von ehemals. So und vielleicht noch unvollkommener müssen die Klaviere beschaffen gewesen sein, für welche Haydn und Mozart ihre Sonaten setzten, und man begreift kaum, wie der enge Oktavenumfang, der schwache Klang ihnen für einen solchen Reichtum von Ideen und musikalischen Kombinationen, wie er sich schon in ihren Kompositionen findet, genügen mochte. In einem andern Zimmer steht ein noch leidlich erhaltener Clementischer Flügel, auf dem ich, als ich in der Kunst schon weiter vorgerückt war, mit Hedwig Dragendorff, der Gouvernante meiner Schwestern,

Weber's Polonaisen und Aufforderung zum Tanz, sowie viele Opernouverturen einübte. Unter letzteren waren die zum Freischütz, zu Egmont, zu Cherubini's Wasserträger und Faniska meine Lieblinge, und ich konnte sie nicht oft genug spielen. Der Flügel hatte im ersten Viertel unseres Jahrhunderts für vorzüglich gegolten und gibt mir noch ein Bild von den Instrumenten, für welche Beethoven und Schubert ihre Sonaten berechnet haben. Seitdem hat sich die Struktur der Pianos außerordentlich vervollkommnet und auch die Virtuosität der Klavierspieler eine bisher unbekannte Höhe erreicht. Neben Liszt, von Bülow und Rubinstein könnte wahrscheinlich Weber, seinerzeit ein hochgefeierter Pianist, sich nicht in Konzerten hören lassen. Allein der komplizirtere Bau der Pianos und die vorgeschrittene Technik der Spieler stehen zur musikalischen Kunst in demselben Verhältnis, wie die Dekorationspracht und Komödiantenvirtuosität unserer Hofbühnen zur dramatischen, und es ist die Frage, ob Musik und Drama sich bei der einfachen Einrichtung der Klaviere aus Mozart's Zeit und des Globe- oder Blackfrairs-Theaters nicht besser stünden.

In einem kleinen Schrank fand ich alte, staubbedeckte Papiere gehäuft, auf denen ich sogleich meine gekritzelte Handschrift wiedererkannte. Es waren teils beendigte, teils nur angefangene epische Gedichte und Trauerspiele, die ich etwa von meinem neunten bis zwölften Jahre geschrieben. Das Gemach, in dem sie sich noch befanden, war jenes abgelegene, in das ich mich oft heimlich schlich, um dort an meinen Unsterblichkeitswerken zu arbeiten. Ich mußte dies in tiefster Verborgenheit thun, denn meine Eltern waren solchen Beschäftigungen aufs entschiedenste entgegen, wie das auch wohl bei den meisten anderen Vätern und Müttern der Fall sein mag. Es ist seltsam, daß so Viele glauben können, durch Hindernisse, die sie den Bestrebungen der Kinder entgegensetzen, dieselben davon abzubringen. Nur wo die Neigung dazu eine

oberflächliche ist und wahrscheinlich mit der Zeit von selbst erlöschen würde, vermag ihnen das zu gelingen. Wenn sie aber tief wurzelt, werden sie den eingeborenen Drang durch die Versuche, ihn zu unterdrücken, nur noch steigern. So geschah es auch bei mir; und ich habe in den folgenden Jahren, als ich auf das Gymnasium gekommen war, noch eine unglaubliche Menge von Manuskripten aufgehäuft, welche letztere ich aber später größtenteils verbrannte, während diese frühesten sich erhalten haben. Die Vorwürfe, die ich mir wählte, mußten immer die großartigsten sein. Ein Epos über die Entdeckung von Amerika, ein Trauerspiel Julianus Apostata, in dem nicht der Sieg des Christentums gefeiert, sondern der Untergang der griechischen Götterwelt beklagt wurde, sodann ein großes Mysterium Lucifer, welches mit dem Engelsturz beginnen, weiter die ganze Weltgeschichte umfassen und mit der Aussöhnung Satans mit Gott endigen sollte, waren die Pläne, mit denen ich mich am längsten beschäftigte. Lese ich jetzt die Schreibereien, die ich hier fand, so kann ich natürlich ein Lächeln nicht unterdrücken; doch kommt mir dabei ein ernster Gedanke. Wenn ich einst, nach Abstreifung dieses Erdenleibes, mit einem Bewußtsein höherer Art begabt, eine vollkommenere Wesenheit erlangt haben werde — wird mir da nicht auch mein Bestes aus späterer Zeit ebenso knabenhaft erscheinen, wie jetzt die Versuche des Neunjährigen? Und wenn nach unausmeßbaren Zeiträumen die Menschheit ungeahnte Höhen erreicht haben wird, werden von ihr alsdann nicht auch die vollkommensten Werke aus ihrer Jugendzeit, diejenigen des Homer und Phidias, des Shakespeare, Rafael und Beethoven, neben den unendlich herrlicheren, die nachher geschaffen worden, nur mit mitleidigem Lächeln betrachtet werden?

Es gewährt mir Vergnügen, in dem Bücherschranke meiner Mutter zu kramen, auch wohl hier und da einen Band hervorzuholen und in ihm zu lesen. Die Sammlung enthält das

Meiste von dem, was im ersten Dritteile unseres Jahrhunderts in der schönen Literatur besonders beliebt war. Müllner's Trauerspiele stehen in vorderster Reihe. Seine „Schuld“ galt damals für ein Meisterwerk ersten Ranges, und sogar gelehrte und geistvolle Männer schrieben lange Abhandlungen, um deren hohe Vortrefflichkeit zu erweisen. Auch desselben Verfassers „König Yngurd“ und „Albaneserin“ wurden in hohen Ehren gehalten. Der Advokat von Weißenfels gab ein eigenes Journal, die „Mitternachtszeitung“, heraus, mit welchem sehr gefürchteten Organ er eine Art von Diktatur über die deutsche Poesie ausübte und Alle, die ihm nicht unbedingt als dem großen Dichter seiner Zeit huldigten, mit giftigem Hasse verfolgte. — Die Werke Fouqué's, welche wohl drei Dezennien hindurch das Entzücken der Lesewelt bildeten, nehmen einen beträchtlichen Raum in dem erwähnten Bücherschranke ein, und ich habe sie aus demselben hervorgeholt, nachdem ich sie lange nicht mehr vor Augen gehabt. Sein „Zauberring“ hatte mich einst so gefangen genommen, daß ich ganze Nächte über ihm durchwachte. Noch jetzt steht dieser Roman mit seinen irrenden Fräulein, umherziehenden Sängern, seinen spanischen und saracenischen Rittern und Nordlandsrecken leuchtend in meiner Erinnerung. Indes habe ich mich gehütet, ihn später wieder zu lesen, indem ich fürchtete, seinen Glanz beträchtlich verblaßt zu finden, und ich glaube, ich habe hierin recht gethan. Denn die Dichtungen Fouqué's, die ich nachher kennen lernte, erregten mir sämmtlich die Empfindung, als wohnte ich einem Maskenfest oder kostümirten Ball bei. Das Unwahre in den Darstellungen dieses Dichters, die Geziertheit in den Empfindungen seiner Figuren, das affektirt-minnigliche Wesen seiner Frauen und die gespreizte, mit Eisenfressertum abwechselnde Gefühlsseligkeit seiner Ritter machen dem heutigen Geschlecht seine Bücher ungenießbar. Sie sind ein warnendes Beispiel dafür, wie selbst ein ausgezeichnetes Talent nichts Anderes

als Vergängliches hervorzubringen vermag, wenn es sich einer vorübergehenden Moderichtung hingibt. So lange diese Mode herrscht, mag es glänzende Triumphe feiern; ändert sich jedoch der Geschmack, so will Niemand mehr etwas von dem einst Vergötterten wissen. Glücklich sind noch die Schriftsteller, deren Popularität wenigstens bis zu ihrem Tode fortdauert; aber tief schmerzlich muß es sein, wenn einer diesen Untergang seines Ruhmes noch selbst erlebt. Das war nun der Fall bei Fouqué. Nicht leicht hat irgend ein anderer Autor einen gleich jähen Sturz erfahren. Während früher die Verleger ihm seine Manuskripte im Wettstreit fast noch naß aus den Händen rissen, konnte er zuletzt keinen mehr finden, welcher die seiner Feder unaufhörlich entströmenden Produktionen herausgeben wollte. Sein Nachlaß enthielt eine große Anzahl epischer und lyrischer Gedichte, Romane, Novellen und Schauspiele, die sich noch ungedruckt in den Händen seiner Erben befinden müssen. Wenn ein ähnliches Schicksal die Schriftsteller trifft, die bei sehr geringer Begabung dadurch, daß sie der Tageslaune fröhnen, wohlfeile Erfolge erzielen, so kann man das nicht eben beklagen; bei Fouqué jedoch ist der Fall ein anderer. Er war ein Mann von wirklich dichterischem Geist, der sich inmitten aller seiner Verirrungen oft siegreich Bahn bricht. Ja ich glaube, daß er an poetischer Anlage die meisten der anderen Romantiker übertraf. Wir müssen daher lebhaft bedauern, daß sein großes Talent der Welt nicht die wirklich wertvollen Gaben geschenkt hat, die es hätte liefern können.

Mehrere ganze Bretter in dem Schrank meiner Mutter werden von den Almanachen eingenommen. Es war dies einer der Hauptzweige der damaligen belletristischen Literatur. Gegen Weihnachten erschienen in reichen Einbänden mit Goldschnitt und mit Kupferstichen verziert das Frauentaschenbuch, der Kalender für Damen, das Vergißmeinnicht, das Vielliebchen, die Urania, Aglaja, Cornelia, Minerva, Vesta, Orphea

und das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, das sehr beliebt war, so daß sich zwei Verleger darum stritten und jeder von ihnen einen eigenen Kalender unter diesem Titel herausgab. Alle Freunde der Belletristik waren erfreut, wenn im Spätherbst der bunte Schwarm von Schmetterlingen herangeflattert kam. Ein schöngeistig gestimmtes Fräulein auf einem benachbarten Gute scheute im Dezember den ziemlich weiten Landweg durch Schnee und Regen nicht, um häufig zu uns zu kommen und die zur Auswahl aus der Stadt nach Brüsewitz gesandten Kalender kennen zu lernen. Wenn die Flut solcher Almanache damals zu groß war, so scheint es mir doch bedauerlich, daß jetzt deren gar keine herauskommen. Gegen die heutigen Revuen, die an ihre Stelle getreten sind, hatten sie den Vorzug größerer Stetigkeit, indem sie nicht von jedem Monat hinweggeschwemmt wurden, sondern mindestens ein Jahr lang noch als Neuigkeiten galten. Während jene fast nur die pedestrische Rede zulassen und vor Versen eine heilige Scheu hegen, brachten diese auch zahlreiche Gedichte, darunter oft Ansprechendes. Außerdem war für Freunde des Dramas durch eigene Taschenbücher gesorgt, die nur Schauspiele enthielten. In dem Damenkalender standen zuerst die herrlichen Ghaselen nach Dschelaleddin von Rückert, und zu dem Frauentaschenbuch, das Letzterer eine Zeit lang herausgab, lieferte er eine sehr interessante Uebersetzung aus Nisami's Iskendernameh. Auch Uhland debütirte in Taschenbüchern. Auf die Urania durfte man mit Recht gespannt sein, denn zu ihr steuerte längere Zeit hindurch Tieck alljährlich eine Novelle bei. In ihr erschien auch zum ersten Mal Schulze's „Bezauberte Rose", ein Gedicht, das später wegen seiner Süßlichkeit oft verspottet worden ist, das sich aber immerhin durch einzelne anmutige Züge, sowie durch schöne Form auszeichnet und hoch über den noch süßlicheren, dabei sich in gestümperten Versen bewegenden Produkten steht, welche das Entzücken der heutigen Frauenwelt

bilden. Eine Anzahl solcher Almanache habe ich auf mein Zimmer genommen, um einige Novellen, die mir in den früheren Jahren besonders gefallen hatten, wieder zu lesen, und zu meiner Freude fand ich mein damaliges Urteil bestätigt. Besonders einige Erzählungen von einer jetzt wohl vergessenen Schriftstellerin, Friederike Lohmann, scheinen mir ganz vortrefflich zu sein und zu den besten dieses Faches zu gehören. Es wäre zu wünschen, daß ein einsichtiger Kenner der Literatur diese Almanache, die nach tausenden zählen und mit der Zeit vermutlich gänzlich aus der Welt verschwinden werden, sorgfältig prüfte und durch eine Auswahl aus ihnen das Gute, was sie enthalten, der Zukunft rettete. Zu Letzterem werden wohl nicht die zahllosen historisch-romantischen Novellen gehören, die sich einer besonderen Begünstigung erfreuten, ebensowenig die Erzählungen von Clauren, dessen „Vergißmeinnicht" zu jedem Weihnachtsfest in tausenden von Exemplaren verschenkt wurde. Selten ist ein Autor so entschieden ein Liebling der Lesewelt gewesen; aber selten auch ist einer von dieser Höhe auf einmal in so völlige Verachtung gesunken. Nachdem Hauff's Kontroverspredigt erschienen, verfiel das früher Vergötterte plötzlich in Geringschätzung, und selbst Köchinnen und Nähmädchen wagten, um nicht aller höheren Bildung bar zu erscheinen, nur noch heimlich die „Mimili" zur Hand zu nehmen. Ob Clauren dies Schicksal verdient hat, weiß ich nicht, da ich nichts von ihm kenne; indessen versicherte mich ein älterer Freund, der zu literarischen Zwecken verschiedene seiner Erzählungen gelesen, in manchen derselben zeige sich viel Talent und die meisten belletristischen Schriften, welche heute die Gunst des Publikum genössen, ständen keineswegs höher. Einen gleich großen Schiffbruch erlitt um die nämliche Zeit Müllner's Ruhm. Was Hauff für den vorher Genannten, war Platen mit seiner Verhängnisvollen Gabel für diesen. Vergebens, daß der Verfasser der „Schuld" sich selbst in jeder Nummer

seines Journals apotheosirt, daß er seine Gegner mit oft treffendem Witz an den Pranger gestellt hatte; die ganze Presse lehnte sich plötzlich gegen ihn auf, das Publikum fiel von ihm ab und auf der Bühne wollte man nichts mehr von seinen Stücken wissen. Sein Fall liefert übrigens ein Beispiel dafür, wie die Nachwelt gegen einst bewunderte Größen oft Ungerechtigkeit übt. Wenn man jetzt Müllner's Namen hört, so stellt man sich vor, er sei ein ganz schlechter Sudler gewesen; indessen war er dies keineswegs, sondern ein Mann von Geist und Verstand, wie sich das besonders in seinen Lustspielen zeigt. Seinen Trauerspielen fehlt es auch nicht an wohlangelegten Situationen und Scenen; doch gerade was ihnen zu ihrer Zeit einen so außerordentlichen Beifall verschaffte, macht sie uns ungenießbar, nämlich das Spekuliren auf die grassirende Sentimentalität, und dann die innerlich hohlen Phrasen und Floskeln, die man damals schöne Sprache nannte.

Noch in einem andern Schranke, als dem meiner Mutter, habe ich eine Anzahl von Büchern gefunden, welche durchzusehen mir Interesse bietet. Es sind dies die Kinder- und Jugendschriften, die zuerst meinen Geist genährt. Welche Freude machten mir am Weihnachtsabend die schönen Bände, die unter dem Christbaume lagen! Ich sah darüber die vergoldeten Aepfel und die flammenden Lichter kaum an. Und am nächsten Morgen, schon stundenlang vor Tagwerden, betrachtete ich bei meiner Lampe die bunten Bilder oder las in den Büchern, mit denen ich beschenkt war. Unstreitig hat die Lektüre, die uns zuerst geboten wird, einen nachhaltigen Einfluß auf unser ganzes späteres Leben, und indem ich diese Kinderbücher durchschaue, werde ich gewahr, wie manche Richtung, die ich nachher verfolgt, mancher Gedankenkreis, in dem ich mich lange bewegt, auf eine Anregung von ihnen zurückzuführen ist. In den durch kolorirte Kupferstiche illustrirten Sammlungen von historischen Erzählungen und Reiseberichten, die ein Prediger,

Namens Wilmsen, herausgab, las ich mit unersättlicher Begierde, und durch sie wie durch Campe's Robinson und „Entdeckung von Amerika" wurde mein Trieb in die Ferne geweckt, ja bei wiederholter Lektüre zu solcher Höhe gesteigert, daß ich Pläne schmiedete, insgeheim aus dem Elternhause zu entweichen, um mich auf der Nordsee einzuschiffen. — Einem ganz andern Kreise gehörte das damals vielgelesene Buch für Kinder von Ernst von Houwald an. Houwald war ein Jugendfreund meines Vaters gewesen; alle seine Bücher fanden sich in dem Hause meiner Eltern, und so kam das genannte sehr frühe in meine Hände. Ich habe dasselbe jetzt wieder durchblättert und wohl etwas Sentimentalität darin wahrgenommen, aber doch auch an Einzelnem, wie an den Märchen von Rübezahl, noch gegenwärtig mein Behagen gefunden. Houwald ist jetzt nahezu verschollen; die Meisten kennen seinen Namen nur aus den bitteren Kritiken von Tieck und Börne. Die Pietät gegen den Jugendgenossen meines Vaters, der bis an sein Lebensende mit der liebevollsten Erinnerung an ihm hing, nötigt mich jedoch, hervorzuheben, wie lieblos Deutschland gegen ihn gehandelt hat, indem es nach früherer Ueberschätzung nur Hohn und Verachtung auf sein Grab häufte. Houwald gebrach es für größere Kompositionen an dem Alles ordnenden und beherrschenden Verstand; auch fehlte es ihm an männlichem Geist. Alle seine Produktionen sind zu weichlich und ohne Kraft. Man muß ihn daher einen Dichter von untergeordnetem Rang nennen. Allein er war immerhin ein Dichter, und das will schon viel sagen. Aus fast allen seinen Produkten spricht ein warmes, inniges Gefühl, was doch hauptsächlich den Poeten macht. Zu dieser zum Herzen dringenden Empfindung gesellt Houwald eine anerkennenswerte Beherrschung der Form, und wenn man Beides ins Auge faßt, muß man ihn weit über manche innerlich leeren, auch als Metriker auf der untersten Stufe stehenden Poeten stellen, die heute beim

großen Publikum in Gunst sind. Ihm hiermit einen höheren Rang unter den Autoren, die auch für die Zukunft fortzuleben verdienen, anweisen zu wollen, fällt mir nicht ein; indessen ist es nicht schon ein hinlänglich bitteres Los für einen Schriftsteller, bei eifrigem Streben fruchtlos nach Nachruhm und nach einer dauernden Stellung in der Literatur getrachtet zu haben? Muß man, statt wenigstens der Wärme seines Ringens Anerkennung zu zollen, ihn für sein vergebliches Mühen verspotten?

61.

Venedig, im Dezember 1883.

Wohl in keiner Stadt der Welt hat die Malerei in solcher Fülle geblüht, wie in Venedig. Denn wenn auch Athen und Florenz in den bildenden Künsten im allgemeinen, mit Einschluß der Sculptur, gleich Vieles und Herrliches hervorgebracht haben, so möchte doch die Dogenstadt in der Menge trefflicher Werke der Palette, die sie produzirt, Beiden überlegen sein. Aber die Malerei scheint auch Alles, was von poetischem Geiste in den Lagunenbewohnern lebte, absorbirt zu haben. Dichtungen ersten Ranges sind hier nicht entstanden. Um einen annähernden Begriff von der unübersehbaren Menge ausgezeichneter Gemälde zu gewinnen, welche aus den venetianischen Ateliers hervorgegangen, muß man denken, wie alle Museen Europa's von solchen strotzen und wie zahllose doch noch in Venedig übrig geblieben sind. Die hiesigen Maler arbeiteten Vieles im Auftrage fremder Fürsten, was daher gleich nach der Vollendung ins Ausland kam. Sehr viele ihrer Bilder sind dann durch die Unbill der Zeiten, durch den Brand von Palästen und Kirchen zu Grunde gegangen, noch mehr einzeln oder durch den Verkauf ganzer Sammlungen in

Besitz von Privatleuten der verschiedensten Nationen gelangt. Und doch — welcher ungeheure, beinahe verwirrende Reichtum an Gemälden ist noch in Venedig vorhanden! Wir können in keine Kirche, keine Kapelle eintreten, wo nicht die holden Engel Gian Bellin's, Cima's, Palma's, Pordenone's, Tizian's und anderer Meister von den Altären auf uns herabblickten. Wie die Natur im Frühling jeden flüchtigen Traum, der durch ihre Seele gleitet, in unerschöpflicher Fülle Gestalt gewinnen läßt, so hat sich diesen Künstlern jeder in ihnen aufsteigende Gedanke, jede Regung ihres Herzens unmittelbar in Form und Farbe gekleidet. Und dazu — das erklärt die sonst unbegreifliche Anzahl ihrer Produktionen — gewährte ein günstiges Schicksal mehreren derselben eine fast fabelhafte Lebensdauer bei Vollkraft des Schaffens bis ins höchste Alter hinein. Weit mehr als ein Jahrhundert hat so die Malerei in Venedig geblüht. Und auch, was nicht gering anzuschlagen ist, in denjenigen Künstlern, welche schon an der Grenze des Verfalles stehen, lebt doch noch ein frischer Hauch des ursprünglichen Genius, der sie hoch über die Maler der Decadenz im übrigen Italien erhebt. Ich meine hier besonders zwei venetianische Künstler, die durch die Hast ihrer Produktion und den dadurch herbeigeführten Mangel an sorgfältiger Ausführung ihre Werke um die höchste Vortrefflichkeit betrogen, aber doch noch immer Hochinteressantes geschaffen haben. Es sind dies Tintoretto und der jüngere Palma. Wenn man den Ersten nach seinem riesenhaften, mit einem verwirrenden Gewimmel von Figuren überhäuften Weltgericht im Dogenpalast beurteilen wollte, so könnte man ihm keinen hohen Rang anweisen. Aber viele seiner Porträts sind Meisterwerke, und sein „Wunder des heiligen Markus" in der Akademie, seine „Himmelfahrt Mariä" in S. Johann und Paul, sein „Wunder der heiligen Agnes" und noch manches Andere von ihm kann man nicht genug schätzen. Wenn er in neuerer Zeit hinreichend

anerkannt, vielleicht selbst über Verdienst gepriesen worden ist — der geistreiche John Ruskin nennt ihn neben Dante und Michel Angelo den dritten Master-spirit of Italy — so hat der jüngere Palma bisher fast nur Geringschätzung erfahren. Es ist wahr: neben dem unvergleichlichen Schöpfer der heiligen Barbara tritt er tief in den Schatten zurück, was die reife Durchbildung und Vollendung seiner Arbeiten betrifft. Allein er besaß ein außerordentliches Kompositionstalent, eine erstaunlich reiche Erfindungskraft, und in dieser Hinsicht verdienen seine Bilder studirt zu werden. Unter denen, die Venedig besitzt, hebe ich besonders die Apokalyptischen Reiter in der Akademie hervor, ein Gemälde, das sich in der kühnen und genialen Konzeption mit dem Karton unseres Cornelius messen kann; sodann das Altarbild in Santa Catarina, wo man die gleichnamige Heilige erblickt, wie sie von Engeln über das Meer und die tief unten verschwimmenden Inseln und Küsten hinweg zu ihrer Grabstätte getragen wird — ein nach meiner Empfindung herrliches Bild!

Es verdient große Anerkennung, daß die Italiener das Andenken an ihre ausgezeichneten Männer auch durch Denktafeln an den Häusern, die diese bewohnt, ehren. So sieht man außer manchen, die mir entgangen sein mögen, dergleichen zu Venedig in der Straße Garibaldi nächst den öffentlichen Gärten an der Wohnung des Cabot, Steuermannes des Columbus; ferner eine andere an der Riva über dem Hause, das Boccaccio bei seiner Anwesenheit in der Lagunenstadt inne gehabt haben soll. Interessanter noch ist der kleine, wirklich wohl im wesentlichen aus dem zwölften Jahrhundert herrührende Palast des Dogen Heinrich Dandolo am großen Kanal, sowie das Haus des Marco Polo bei S. Giovanni Crisostomo, das freilich nur den unteren Mauern nach alt ist. Die Namen des Eroberers von Byzanz und des unerschrockenen Reisenden bezeichnen für Venedig den Erschluß des Orients,

der bald seinen Widerschein auf dessen Zinnen und Kuppeln legte. Nachdem durch die Besitznahme Konstantinopels, mancher Hafenplätze an der asiatischen Küste und verschiedener griechischen Inseln sich das vordere Asien dem Verkehr mit den Kauffahrern der Adria aufgethan, eröffnete plötzlich in ungeahnter Weise jener Weltteil sich bis in sein Inneres und enthüllte der staunenden Dogenstadt unermeßliche Länderstrecken, von deren Vorhandensein das Abendland bisher keine Ahnung gehabt — Wunder, die dem Märchenreich anzugehören schienen. Marco Polo, ein geborener Venetianer, hatte, von Abenteuerlust neben kaufmännischer Gewinnsucht getrieben, das Morgenland in einer Ausdehnung durchstreift, wie vor ihm kein europäischer Christ, wie es kaum einige kühne Araber gethan hatten. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, fand Marco Polo anfänglich für seine Erzählungen von der fabelhaften Pracht, die er in den Palästen des Großmoguls gesehen, von der wundersamen Tier- und Pflanzenwelt weit entlegener Länder und den riesenhaften Hauptstädten gewaltiger Reiche nur Unglauben. Da produzirte er bei einem Festmahl seinen Gästen eine solche Anzahl von kostbaren, nie zuvor erblickten Erzeugnissen des Kunstfleißes asiatischer Völker, von goldgestickten, perlenübersäten Geweben, von Gerätschaften und Waffen, wie sie nirgendwo in Europa üblich, daß die Zweifelsucht verstummte und sich nun die Kunde von den erstaunlichen Entdeckungen und Erlebnissen des merkwürdigen Mannes weit und weiter verbreitete. Noch mehr war das der Fall, als Marco seine Reisen aufgezeichnet und herausgegeben hatte. Seine Schrift, deren Glaubwürdigkeit, so Vieles darin auch fabelhaft klingen mag, sich der genaueren Prüfung bestätigt hat, wurde in beinahe alle Sprachen des Abendlandes übersetzt und als Volksbuch allgemein gelesen. Wie dies Werk unter den Nationen Europa's den Trieb verallgemeinerte, weiter im Morgenlande nach der Quelle des Lichts vorzudringen, so hat es auch wesentlich zu

den großen Entdeckungen in entgegengesetzter Richtung beigetragen, die im sechzehnten Jahrhundert erfolgten. Aus ihm hatte sich die Phantasie des Occidents mit Bildern von dem Wunderland Kathai und von Cipango mit den goldenen Dächern berauscht, und eine Ahnung von der Kugelgestalt der Erde führte nun auf den Gedanken, daß der Ostrand Asiens, von dem aus man zu jenen Gebieten gelangen müsse, durch eine Fahrt über den Ozean nach Westen erreicht werden könne. Während die Spanier diesen Weg einschlugen, wurden die Portugiesen gleichfalls, teilweise durch die Erzählungen des Venetianers, von der Begierde entflammt, zur See nach dem Zauberlande Indien zu gelangen und dasselbe durch Umschiffung von Afrika zu erreichen. Allein wenn bis dahin Venedig das große Emporium für den Handel mit dem Orient, der Stapelplatz für dessen Spezereien, für die Perlen von Golconda und die kostbaren Gewebe von Calcutta und Kaschmir gewesen war, so wurde ihm jetzt, infolge der glücklichen Fahrt des Vasco de Gama, diese Lebensader mehr und mehr abgeschnitten, und seine Quais, die lange von den über Suez her eingeführten Kostbarkeiten gestrotzt hatten, begannen zu veröden, während sich diejenigen von Lissabon mit den Waren füllten, welche von Goa her ihnen zugeführt wurden.

Außer dem Hause des großen venetianischen Reisenden will ich noch ein paar andere merkwürdige Gebäude der Lagunenstadt namhaft machen. Nahe der Kirche S. Maria dell Orto scheint die Karawanserai der Muhammedaner gewesen zu sein. Hier finden sich an mehreren Häusern Figuren von Männern mit Kaftan und Turban, besonders an einem, welches später dem Tintoretto als Wohnung gedient haben soll. — An dem Platz, welchen bald die Statue des Diktators Manin schmücken wird, bezeichnet eine Inschrift die Stelle, wo ehemals die Werkstatt des großen Buchdruckers Aldus gewesen, durch dessen Pressen so viele Werke des hellenischen Altertums ihre

Auferstehung feierten. Am Kanal zunächst der Apostelkirche liegt der Palast des Marino Falieri, der zwar nicht zu den ausgezeichneten, jedoch zu den denkwürdigen Männern Venedigs gehört. Sein Haupt als das eines Verräters an der Republik ist unter Henkershand gefallen und von der großen Treppe des Dogenpalastes herabgerollt. Es gibt historische Gestalten und Ereignisse, welche einen Teil ihrer Berühmtheit der Dichtkunst verdanken, die sie verherrlicht hat. Gewiß würden Egmont, die Jungfrau von Orleans, Don Carlos nicht so in Aller Munde leben, wenn nicht die Dramen von Goethe und Schiller gedichtet worden wären. So sind der Name und das Schicksal des Marino Falieri wohl auch erst durch Byron's Tragödie allgemein bekannt geworden. Die letztere, die wie alle Werke ihres Verfassers Verbreitung durch die ganze Welt gefunden hat, jedoch nicht zu dessen besten Leistungen gehört, hat seitdem viele Dichter zur Bearbeitung desselben Gegenstandes gereizt. Indessen ein achtzigjähriger Greis, der mit einer jugendlichen Schönen vermählt ist und wegen eines Pasquills, das aus dieser Veranlassung gegen ihn gerichtet wird, in so unmäßigen Zorn gerät, daß er sich in eine Verschwörung gegen den Senat einläßt, weil dieser den Pasquillanten nicht schwer genug bestraft, wird sich durch die größte Kunst des Poeten kaum zu einem tragischen Helden erheben lassen. Die Gärten Tizian's, welche sich von der kleinen Piazza di Tiziano bis ans Meer erstreckten, sind gänzlich zerstört. Vergebens suchte ich über das Gemäuer, welches den Platz gegen Norden abschließt, einen Blick nach dem Meer und den Alpen zu gewinnen, und meine Phantasie bemühte sich umsonst, sich ein Bild dieser Lokalität hervorzurufen, wie hier einst die Gäste des hohen Meisters, schöne Frauen am Arme führend, durch duftende Myrtengänge und Cypressenalleen lustwandelten, während andere sich bei Guitarrenspiel und im Scheine bunter Lampen in Gondeln auf den Wellen wiegten.

Zu diesen Häusern, die ihren Ruhm von früheren Jahrhunderten borgen, kommt ein anderes, nicht minder denkwürdiges, das erst vor einigen Dezennien die Augen der Welt auf sich zog; ich betrachte es immer mit besonderer Bewegung. Dieses in der Straße dei Fuseri belegene Haus ist dasjenige, welches Atilio Bandiera bewohnt hat. Jeder Italiener weiß, wie die beiden Brüder Bandiera, einer altvenetianischen edlen Familie entstammend, Opfer ihrer Begeisterung für die Größe und Herrlicheit ihres Vaterlandes wurden. Unter den ungünstigsten Umständen, und wahrscheinlich schon von Anfang an von Netzen des Verrats umsponnen, machten sie mit einer kleinen Schar von Jünglingen den verzweifelten Versuch, die Fahne der Einheit und Freiheit Italiens auf neapolitanischem Boden aufzupflanzen, und landeten zu diesem Zweck an der Küste von Calabrien; sie wurden indes schnell von den Truppen des Königs Ferdinand überwältigt und erschossen. Die Kalten und Verständigen, welche jede That allein nach ihrem Erfolg beurteilen, werden sagen, es sei ein verdientes Schicksal, das die Beiden für ihr voreiliges und unbesonnenes Unternehmen ereilt habe. Aber mich empört solche herzlose Weisheit, die noch dazu im Widerspruch mit der Bewunderung steht, welche die gerechte Nachwelt anderen gleich „unbesonnenen" Helden der Vergangenheit zollt. Ließ etwa Leonidas sich durch die Erwägung des sicheren Untergangs davon abhalten, mit seinen Dreihundert sich den tausendfach überlegenen Heeren der Perser entgegenzustemmen? Schlägt nicht jedes deutsche Herz höher beim Namen Schill's, der ja auch „voreilig" einen Versuch machte, das auf Deutschland lastende Joch der Franzosen zu brechen? — Zu der Zahl dieser Heroen gehören auch die Brüder Bandiera; sie verdienen einen Platz im Pantheon Italiens und sind des Ruhmeskranzes um so mehr würdig, als sie ohne Berechnung eines möglichen Erfolges sich todesmutig einer hohen Sache zum Opfer brachten. Auch sind sie

nicht vergebens gestorben; denn durch sie, sowie durch die vielen anderen Jünglinge, die Jahrzehnte lang sich in unablässig aufeinanderfolgenden Aufstandsversuchen gegen die Dränger des Vaterlandes erhoben, ist die Flamme der Freiheitsbegeisterung in Italien beständig geschürt und so endlich der Sieg herbeigeführt worden.

Will man eine Wallfahrt zu den Grabmonumenten der bedeutenden Todten anstellen, die in ihrem Leben die Herrlichkeit Venedigs erhöht haben, und will man an jedem derselben so oft verweilen, wie es seine künstlerische oder historische Bedeutung verlangt, so kann man Jahre damit verbringen. Alle Kirchen der Stadt, darunter in erster Linie die der Frari und S. Giovanni e Paolo, sind überfüllt mit solchen Denkmalen, zum Teil von so großartiger Beschaffenheit, wie sie nur wenigen Kaisern und Königen zu teil geworden. Wer von einer derartigen Wanderung zu den Erinnerungs- und Ruhestätten der Morosini, Cornèr, Vendramin, Mocenigo, Loredano, Pesaro zurückkehrt, fühlt sich erdrückt von so vielem Ruhm und wagt in der Empfindung seiner Kleinheit kaum emporzublicken.

Die Staatsverfassung und Regierung von Venedig sind durch die Gegner dieses glorreichen Freistaats, zu denen fast alle Monarchien Europa's und deren feile Söldner gehörten, des Despotismus angeklagt worden. Eine lächerliche Beschuldigung, indem die Ankläger die Balken in den eigenen Augen ignorirten und die Splitter in denen des andern richteten. Venedig war unter seiner republikanischen Verfassung, verglichen mit fast allen anderen Ländern, ein Asyl der Freiheit; und schon daß mehr als ein volles Jahrtausend hindurch kein Eroberer den Fuß auf seinen geheiligten Boden gesetzt, liefert den Beweis für die Vortrefflichkeit seiner Regierung. Während Italien unter den wilden Parteiungen der Welfen und Ghibellinen seufzte und infolge derselben Mord und Bürgerkampf bis in die kleinsten Ortschaften der Halbinsel hinein wüteten, während

ganz Europa unausgesetzt unter der Geißel verheerender Kriege blutete, erfreuten sich die Bewohner der Lagunenstadt einer von keinem Eindringling, von keinem wüsten Bandenwesen gestörten Ruhe. Man wird, um die Härte des Dogenregiments darzuthun, auf die Bleidächer, die Seufzerbrücke, die unterseeischen Staatsgefängnisse verweisen. Indessen es ist falsch, vergangene Zeiten nach dem Maßstabe der gegenwärtigen zu messen und von ihnen eine Milde und Humanität zu verlangen, die damals überhaupt unbekannt war, ja unter den obwaltenden Umständen auch nicht geübt werden konnte, ohne den Staat in den Untergang zu reißen. Eine harte Kriminaljustiz, Tortur und häufige Hinrichtungen waren in jenen Zeiten in der ganzen Welt eingeführt, und man glaubte ohne sie nicht auskommen zu können. In der Verhängung von Strafen jedoch übte Venedig keineswegs die barbarische Grausamkeit, mit der sich die übrigen christlichen Staaten fast ausnahmslos befleckt haben. Man liest nicht, daß hier Juden zu Tausenden lebendig verbrannt oder ermordet worden wären, wie in Frankreich, England und Deutschland, daß der Doge, umgeben von den Mitgliedern des großen Rates, von prachtvoller Tribüne vor der Marcuskirche der martervollen Hinrichtung von Ketzern zugeschaut hätte, wie dies der allerchristlichste König mit seinem Hofstaat vor Notre-Dame gethan; oder daß längs der Riva Holzpfähle, um Hexen und Zauberer daran zu verbrennen, gleich einem kleinen Wald gepflanzt worden wären, wie Derartiges in Deutschland, besonders unter dem milden Scepter seiner geistlichen Kurfürsten und Bischöfe, der Fall war. Die venetianische Regierung wachte emsig über das Bestehen der Staatsverfassung, an welches sie das Wohl der Republik geknüpft glaubte, und strafte aufs strengste jeden Versuch zum Umsturz derselben. Ebenso erstickte sie ohne Zaudern schon im Keim jedwede Regung des Parteigeistes unter den Bürgern. Sie mag hierbei bisweilen gewaltsam

vorgegangen sein und auf den bloßen Verdacht hin die Unschuld mit der Schuld zugleich betroffen haben; doch war dies unstreitig das mindere Uebel. Denn wäre sie anders verfahren, wer weiß, ob dann durch Einbrechen des Rottenwesens und Bürgerzwiespalts Venedig nicht in die Wirbel hineingerissen worden wäre, die das Land des Apennin von einem Ende zum andern verwüsteten. Ihre Unabhängigkeit nach außen verteidigte die Republik mit Würde und Nachdruck auch gegen den päpstlichen Stuhl, und wenn sie sich bisweilen hierin schwach erwies, wie, als sie den unglücklichen Giordano Bruno an das römische Inquisitionsgericht auslieferte, so waren dies nur einzelne seltene Fälle. Jedenfalls wenn sie sich in ihren politischen Maßregeln hier und da der Härte schuldig machte, wußte sie die Sicherheit des Eigentums auf ihrem Gebiet zu schützen, unähnlich den nun gestürzten italienischen Regierungen, die alle liberalen Bestrebungen mit den schwersten Strafen heimsuchten, dagegen die höchste landesväterliche Milde gegen die Diebe entfalteten. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, kurz vor dem Untergang der Republik ereignete sich Folgendes. Der französische Prinz Conti, der bei seinem Aufenthalt in Venedig um eine bedeutende Geldsumme bestohlen worden war, hatte an einem öffentlichen Orte geäußert, die venetianische Regierung chikanire durch ihre polizeilichen Maßnahmen die Fremden, lasse dagegen die Spitzbuben ungehindert ihr Handwerk treiben. Als der Prinz einige Zeit nachher abreisen wollte und sich schon an Bord der Galeere befand, die ihn nach Frankreich zurücktragen sollte, meldete ihm plötzlich der Schiffer, mehrere Abgesandte des Rates der Zehn hätten soeben in einem Staatsboot neben der Galeere Anker geworfen und Diener derselben mit Gewaffneten seien schon am Bord der letzteren, um ihn — den Prinzen — auf das Staatsboot hinüberzuführen. Conti folgte zitternd dem Befehl und ward in eine Kajüte geleitet, wo sich ein Ratsherr,

umgeben von mehreren anderen Beamten, befand. „Sie haben geklagt," nahm der Beamte das Wort, „daß die Republik den Diebstahl nicht zu bestrafen wisse. Da sehen Sie!" Wie er dies sprach, wurde ein schwarzer Vorhang zurückgezogen, und der Prinz erblickte einen Hingerichteten, dem das blutende Haupt zu Füßen lag und der einen gefüllten Geldsack in der Hand hielt. Der Ratsherr übergab hierauf dem Bestohlenen das Geld, indem er sagte: „Sie haben übel von der Weisheit der Republik gesprochen; ich muß Ihnen raten, sich nie mehr auf dem Gebiet derselben betreten zu lassen." Mehr todt als lebendig verließ hierauf der Prinz den Hafen von Venedig.

Das siebenzehnte Jahrhundert ist nun allerdings die Periode, wo es mit dem Freistaat bergabwärts ging. In der überhandnehmenden Ueppigkeit der Sitten erstarb nach und nach der Hochsinn seiner Bürger. Venedig wurde, was jetzt Paris ist, der Sammelplatz von Vergnüglingen aus allen Ländern, und durch das wollüstige Leben, das die Eingeborenen mit ihnen teilten, erschlafften die Sehnen der Letzteren. Der Puls patriotischer Begeisterung, der sie und ihren Staat groß gemacht hatte, schlug matt und matter, und ebenso erstarb die große Kunst, um der Kleinmalerei und dem Genrebilde Platz zu machen. Das Beste, was der Pinsel in dieser Epoche hervorgebracht, sind die Ansichten der Kanäle, Kirchen, Straßen und Plätze von Canaletto; so vortrefflich dessen Gemälde in ihrer Art sein mögen, erregen sie mir doch immer widrige Empfindungen, weil sie mir nicht nur den Verfall der hohen Kunst eines Palma und Tizian, sondern den Venedigs selbst vor Augen führen. Diese Figuren in ihrer Rococcotracht mag man sich in Trianon und in den Gärten von Versailles gefallen lassen; Angesichts des Dogenpalastes und auf den Stufen von Palladios Redentore aber sind sie eine empörende Erscheinung. Eine einzige solche Gestalt auf diesen Bildern zeigt

in betrübender Weise, wie Nüchternheit und flacher Alltagssinn ihren Einzug in die Stadt des Dandolo gehalten hatten. Noch beleidigender tritt das für mich in den Komödien des Goldoni hervor, welche hier das Entzücken der nämlichen Bevölkerung bildeten, die sich ehemals an den Stanzen des Tasso berauscht oder der Aufstellung der ehernen Rosse des Lysippus zugejauchzt hatte. Gewiß waren auch schon in den früheren großen Tagen lüsterne Alte, geldgierige Advokaten, verschmitzte Kupplerinnen, kokette Witwen und Mädchen als Lustspielfiguren benutzt worden; doch war dies meist in einer Form geschehen, die sie schon in eine poetische Sphäre erhob, nicht in jener dem täglichen Verkehr abgelauschten, ganz undichterischen Sprache Goldoni's. Darstellungen der gemeinen Wirklichkeit in der Sprache des gewöhnlichen Lebens können aber auf der Bühne nur in kleinem Umfang als Folie für das wirklich poetische Drama geduldet werden, etwa wie die Zwischenspiele, welche bei den Spaniern zwischen den Akten der Komödien gegeben wurden, oder wie Shakespeare den höchsten dichterischen Schwung seiner Tragödien und Lustspiele durch Prosascenen unterbrach, um jenen noch zu erhöhen. Etwas ganz Anderes und auf volles Bürgerrecht in der Poesie Anspruch Erhebendes ist das Hochkomische in den Lustspielen des Aristophanes, und hieran nehmen auch noch frühere italienische Lustspiele, zum Beispiel diejenigen des Macchiavelli und Pietro Aretino, teil, mögen sie auch in Prosa geschrieben sein. Vornehmlich war es indes in Italien die Maskenkomödie oder sogenannte Commedia dell' arte gewesen, in der diese Gattung des Komischen kultivirt worden war. Dieselbe hatte in Venedig während des sechzehnten Jahrhunderts ihren Ursprung genommen, wo ein gewisser Ruzzante mit seinen derartigen Stücken großen Beifall gefunden. Von hier aus hatten sich die Masken des Arlecchino, Tartaglia, Scaramuzzo, Truffaldino durch Italien verbreitet und durch die wandernden italienischen Truppen auch im Auslande,

besonders in Paris, Aufnahme gefunden. Von einem eigentlichen Dichter war indessen diese volksmäßige Commedia dell' arte nicht bearbeitet worden. Theaterdirektoren oder Schriftsteller, die sie in ihrem Sold hatten, entwarfen die Pläne der Stücke, überließen jedoch deren Ausführung in den meisten Scenen der Improvisation der Schauspieler. Goldoni machte in einigen seiner Lustspiele, zum Beispiel im Lügner, Gebrauch von den Masken, zog sie indessen in die Prosa, die seine Lebensluft war, hinab. Ein anderer Venetianer dagegen, Carlo Gozzi, hauchte der Schöpfung des alten Ruzzante wahres Leben ein, indem er die burlesken Figuren des Truffaldin, Brighella und so weiter in eine phantastische, bisweilen tragische Handlung verflocht. Ein bedeutender Dichter kann Gozzi gewiß nicht genannt werden; gleichwohl floß eine poetische Ader in ihm, und das schnellt ihn hoch über Goldoni hinauf; ich kann es daher nur gerechtfertigt finden, daß Tieck und Schlegel den Ersteren hoch hielten. Solchen, welche ihn jetzt bei uns herabzuwürdigen suchen, läßt sich entgegenstellen, daß Goethe ihn sicher nicht geringgeschätzt hat, indem er ihn in seinem „Triumph der Empfindsamkeit" zum Vorbild wählte, und daß Schiller es nicht verschmähte, Gozzi's „Turandot" auf die deutsche Bühne zu bringen. Noch glänzendere Proben von dem Talent dieses Autors als die letztere bieten übrigens wohl sein „Rabe" und sein „König Hirsch". Unbegreiflich erscheint es, daß der genannte Dichter im heutigen Italien nahezu gänzlich verschollen ist, daß man sich seine seit dem vorigen Jahrhundert nicht wieder gedruckten Schauspiele nur schwer verschaffen kann, und daß namentlich in seiner Vaterstadt Wenige seinen Namen kennen. Dennoch würde die Aufführung von Gozzi's Stücken weit mehr mit dem Charakter dieser Stadt harmoniren, als diejenige der Goldoni'schen. Denn wenn sie auch nicht das heldenhafte Gepräge des unter Morosini's Fahnen Athen erobernden Freistaats tragen, so passen

sie doch zu dem phantastischen Lichte, in dem uns Venedig, wenn der Strahl der sinkenden Sonne seine Kuppeln und Zinnen vergoldet, wie eine aus dem Morgenlande herübergeschwommene Stadt der Feen erscheint. — So lebhaft ich, wie vorhin ausgesprochen, von der Verwerflichkeit der Goldonischen Komödiengattung überzeugt bin, so will ich doch nicht verschweigen, daß er in diesem Genre viel Talent gezeigt hat. Lesen freilich möchte ich seine Stücke nicht anders, als um mich durch die Lektüre in der italienischen Konversationssprache zu vervollkommnen; allein das ganz unvergleichliche Spiel der italienischen Komödianten macht es möglich, sie auf der Bühne mit Vergnügen zu sehen.

Der Untergang der Republik, obgleich er kein heroischer war, erschüttert doch durch den Gedanken, daß so viel Größe und Herrlichkeit ein so klägliches Ende nehmen mußte. Ugo Foscolo, in seinen Briefen des Jacopo Ortis, hat solchen Empfindungen einen ergreifenden Ausdruck geliehen. Die dann folgende Leidensgeschichte Venedigs unter den Oesterreichern möchte man aus den Annalen der Welt hinwegstreichen können. Es ist schmerzlich für einen Deutschen, sich daran zu erinnern, und nur Eins kann ihm beim Gefühl der innersten Empörung, mit dem er an die von einer deutschen Regierung über die unglückliche Stadt verhängte Tyrannei denkt, einige Beruhigung gewähren, wenn er sich nämlich sagt, daß nicht das deutsche und österreichische Volk diese Unterdrückung geübt, sondern daß dasselbe oft genug, schon in den Zeiten seiner eigenen Knechtung, die Stimme zu Gunsten des Rechts und der Freiheit erhoben hat. Die Grausamkeiten, welche die Republik „aus Staatsgründen“ beging, die geheimen, in den Löwenrachen gesteckten Anklagen, und die aus Anlaß derselben erfolgten Hinrichtungen über Nacht, wo dann die Bürger am Morgen mit Schrecken auf der Piazzetta einen Enthaupteten sahen, neben welchem die Inschrift prangte: Morto per

ragione di stato, erscheinen in einem milderen Licht, wenn man an die gleichzeitige, weit barbarischere Justiz in allen anderen Ländern denkt; aber die von Oesterreich hier im vollen neunzehnten Jahrhundert vollführten Greuel schreien gen Himmel und lassen das Blut von Erbitterung überkochen. Wenn man in Silvio Pellico's Gefängnishaft und in Maroncelli's Zusätzen dazu liest, wie eine Anzahl hochstrebender Jünglinge und Männer, die sich keineswegs zu gewaltsamem Umsturz der Regierung, sondern zur sittlichen Besserung des Volkes und damit zur Herbeiführung glücklicherer Zustände verbunden hatten, lange Zeit hindurch alle Glut der Sommersonne, wie den Frost des Winters in den Kerkern neben der Seufzerbrücke ertragen mußten, wie sie dann auf einem Gerüst, ähnlich jenen, auf denen die Opfer der Inquisition zur Zeit Philipp's II. bei den Autos de Fe zur Schau gestellt wurden, auf der Piazzetta im Armensünderkleid erscheinen und ihr Urteil vernehmen mußten, das sie teils zum Tode, teils zu langjähriger Haft in den furchtbaren Gefängnissen des Spielbergs verdammte, so möchte man glauben, es sei das eine aus dem verbrannten Hirn eines Romanschreibers hervorgegangene Erfindung. Allein leider ist es ein wohl dokumentirtes Faktum der Geschichte. Und als bei dem Erscheinen der Schrift des edlen Pellico ein Schrei der Entrüstung über seine Enthüllungen durch Europa ging, wußte die österreichische Regierung die letzteren in keiner Weise Lügen zu strafen. Seit diesen Vorgängen nistete sich tiefer, unversöhnlicher Haß gegen ein derartiges Regiment in den Herzen aller Italiener ein, und dessen früherer oder späterer Sturz stand fest. Dennoch behauptete sich dasselbe noch durch mehr als vier Jahrzehnte hindurch und übte alle möglichen Vexationen. Nur kurz, im Jahre 1848, als halb Italien gegen seine Dränger aufgestanden, wurde unter Daniele Manin noch ein Mal die Fahne der Republik erhoben. Die Venetianer zeigten sich damals

der Freiheit und ihrer großen Ahnen würdig; doch die Stadt, wie ganz Oberitalien, erlag von neuem der Habsburgischen Uebermacht. Erst das Jahr 1866 brachte ihr die Erlösung von dem verabscheuten Joche, und auch in Oesterreich selbst haben, wie ich glaube, alle edlen Herzen dieselbe mit freudigen Schlägen begrüßt.

Bedauerlich ist neben dem Verfall der alten ruhmvollen Familien des Freistaats und dem ihrer Paläste auch die Thatsache, daß so viele Kunstschätze, welche noch vor einigen Dezennien vorhanden waren, in alle Welt verstreut worden sind. Die Gemäldesammlung des Palastes Barbarigo ist nach St. Petersburg gewandert, das große Werk des Paul Veronese „Die Familie des Darius" schmückt die Nationalgalerie in London. Noch schlimmer aber: die schönsten Bilder des Palastes Manfrini, darunter die „Lautenspielerin" von Giorgione und das Porträt des Ariost von Tizian, nebst vielen anderen Meisterwerken ersten Ranges sind zum Teil nach England in Privatbesitz gelangt und dadurch den Augen der Welt entzogen. — Den Handel hat Triest fast ganz an sich gerissen. Es gewährt einen melancholischen Anblick, wenn man an die alte Seemacht Venedigs denkt und das mächtige Arsenal betrachtet oder dessen weite Räume durchwandert. Einst war dies die bedeutendste Schiffswerkstatt der Erde; jetzt scheinen uns die Arbeiter und Matrosen, die dort noch eine Scheinthätigkeit entfalten, nur Gespenster von ehedem zu sein. Das Aeußere dieses Gebäudes hat ein höchst phantastisches Aussehen; wenn ich vor demselben stand, glaubte ich oft mich vor einer orientalischen Herrscherburg zu befinden, und es hätte mich nicht gewundert, wenn auf den Zinnen abgeschnittene Köpfe aufgespießt gewesen wären. Vor dem Thore liegen mehrere Marmorlöwen von altgriechischer Arbeit, die einst den Hafen des Piräus schmückten und von Morosini nach seiner Eroberung Athens hierher gebracht worden sind. Auf einem

dieser Löwen finden sich mysteriöse Zeichen, deren Bedeutung lange Niemand verstand, die aber neuerdings als nordische Runen erkannt worden sind. Sie sollen den Namen eines der Waräger enthalten, die im Mittelalter im Dienst der fränkischen Herzoge von Athen standen. — Zu welchen Betrachtungen geben diese Schriftzüge nicht Anlaß! Welchen Wandel der Dinge auf Erden verkünden sie nicht gleich jenen Abdrücken vorweltlicher Pflanzen, die sich Steinen der Urzeit eingedrückt finden, und die von ungeheuren Erdrevolutionen Zeugnis geben! In den Linien, welche dem verworrenen Gekritzel eines Kindes ähneln, tritt das Schicksal von Athen vor uns hin, wie es fremden Eroberern zur Beute fiel. Mit dem Löwen, der sie trägt, hierher an den Strand der Adria versetzt, reden sie von der Glanzherrschaft einer Stadt, die erst aufzublühen begann, als die Blüte Athens schon seit einem Jahrtausend im Staube lag. Oft wenn ich diese geheimnisvollen Züge anschaue, scheinen sie mir vielmehr Zauberrunen, welche noch nicht gehörig gedeutet worden sind und über die Zukunft Aufschluß geben könnten. Wer sie gehörig auszulegen vermöchte, würde vielleicht erfahren, ob sie einst noch, an andere Gestade entführt, eine Stadt schmücken werden, deren Grundstein erst nach Jahrtausenden ein noch ungeborenes Volk der Zukunft legen wird, oder ob sie mit dem Arsenal und allen Kirchen und Palästen Venedigs in den Schoß des Meeres versinken werden. Es ist traurig, sich die Schiffer späterer Tage vorzustellen, welche über die von der Flut verschlungenen Prachtgebäude dieser Wunderstadt, wie über die Ruinen von Vineta hinrudern und nach unten lauschend den leisen Klang der von den Wellen bewegten Glocken von S. Marco und S. Giovanni e Paolo emporwallen hören. Doch ich kann mich schwer an den Gedanken gewöhnen, daß die schönste der Erdenstädte verschwinden soll, und will mich nicht so trüben, das Gemüt beklemmenden Ahnungen hingeben, sondern vielmehr, der Wahrscheinlichkeit

zum Trotz, an eine Wiederauferstehung Venedigs glauben. So werde ich denn morgen, wie ich es schon mehrmals gethan, bei Sonnenaufgang den Campanile besteigen. Da taucht unter uns die Königin der Adria mit ihrem wellendurchströmten, meerumspülten Häusergewimmel, umgeben von einem Kranze duftender Inseln, aus dem Ozean auf; über ihr die Gletscherhäupter der Alpen, die sie wie mit einem Silberdiadem bekrönen, der Lido und die tiefblauen Euganeen, sie wie ein köstliches Geschmeide umgürtend. Der leichte goldene Nebel der Frühe, aus dem ihre hundert Kuppeln, Zinnen und Türme hervorblitzen, umhüllt sie mit einem lebensvollen Schein, der ihren Verfall verdeckt; der Dogenpalast, die Marcuskirche und die Rosse des Lysippus, deren Mähnen im Morgenwind zu flattern scheinen, leuchten dem Glanz, der hoch und höher von Osten aufsteigt, entgegen, und während man berauscht diesen in der Welt einzigen Anblick genießt, gibt man sich dem Glauben hin, es breche ein neuer glorreicher Tag für Venedig an.

Ende des dritten Bandes.